Neue Erdbeschreibung von Amerika.

Aus dem Englischen

von

August Ludwig Schlözer.
Professor in Göttingen

Dritter Band.

Bern,
bey Beat Ludwig Walthard.

1777.

19 Vh/59/130

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das
Französische Amerika.

Das
Holländische Amerika.

Das
Dänische Amerika.

Das
Portugiesische Amerika.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Französisches Amerika.

Von Louisiana, das noch vor kurzem an Frankreich gehörte, und von dem französischen Westindien.

Capitel I.

Von Louisiana.

Seine Lage, Größe und Producte. Neu-Orleans. Anmerkungen über die Französische Staatsverwaltung in Ansehung ihrer Kolonien.

§. I.

Noch kürzlich sah man Louisiana als ein viel weitläuftigeres Land an, als es jezt ist. Gegen *N.* dehnte es Mr. de Lisle bis Canada, gegen *O.* bis an die Provinzen Neuyork, Pennsylvanien, Virginien, Carolina und Georgien, gegen *S.* bis an den Mexicanischen Meerbusen, und

gegen *W.* bis an Neumexico, Neuspanien, und unbekannte von Indiern bewohnte Länder, aus. Aber ein grosser Theil dieses Landes, der alles das in sich begreift, was dem Mississippi gegen *O.* liegt, wurde durch den 7ten Artikel des lezten Friedensschlusses 1763. an Grosbritannien abgetreten: und hiervon haben wir bereits eine so getreue Nachricht, als wir nur erhalten konnten, ertheilt.

Das Land, was jezt Louisiana heißt, erstreckt sich vom 29 — 40° Nördl. Breite, und ungefähr vom 88 — 96 oder 97° Westl. Länge von London. An der Mündung des Mississippi ist der Boden nur schlecht; aber im innern Theil dieser Provinz giebt es viel vortrefliches Land, das mit mannichfaltigen Bäumen, die die Natur selbst gepflanzt hat, pranget. Gegen *S.* schickt sich der Boden zum Indigo- Baumwollen- Tabacks- und Reisbaue, und gegen *N.* zum Weizen. Nicht weniger fruchtbar sind auch verschiedene weite Striche Landes an der östlichen Seite des Mississippi.

Die Vegetabilien und wilden Thiere, die wir bey Virginien und andern Brittischen Pflanzstädten beschrieben haben, sind überhaupt auch hier ebendieselben. Der Mississippi und die vielen kleinern Flüsse, die das Land wässern, wimmeln von Fischen verschiedner Art. Aber die Ufer derselben werden von Alligatoren und grossen Schlangen, so wie die Luft in dem niedern Lande nahe bey den Flüssen durch Muskiten, beunruhiget.

§. 2. In der Mündung des Mississippi liegt die Insel Orleans, ein sehr schönes und fruchtbares

Stück

Stück Landes. Auf derselben hatten die Franzosen die beträchtliche Stadt

Neuorleans, die Haupt-, und in der That die einzige Stadt in Louisiana. Sie ist regelmäßig befestigt, und hat nach einigen französischen Schriftstellern etwa 600 hübsche Häuser und 5 Pfarrkirchen. Die Strassen sind gerade und schön, und durchkreuzen sich rechtwinklicht; die Gebäude aber sind meist von Holz, und wegen ihrer Schönheit eben nicht merkwürdig.

Noch an verschiedenen andern Orten in dieser Provinz hatten sich die Franzosen angebaut, und Major Rogers schäzte die Zahl der Einwohner von dieser Nation auf 100000. Die Negern sind ebenfalls sehr zahlreich. Allein bald nach dem leztern Frieden verkaufte Frankreich ganz Louisiana den Spaniern, denen es jezt gehört.

§. 3. Ehe wir in Beschreibung der Französischen Kolonien weiter gehen, wollen wir den Plan beschreiben, den Frankreich in Absicht dieses wichtigen Gegenstandes befolgt hat. Es siehet ein, daß, so wie das Mutterland am Ende allein den Vortheil von den Arbeiten und dem Anwachs der Kolonien hat, also dieser ihr Flor von der Aufmerksamkeit, die man ihnen zu Hause gönnt, abhänge. Daher sind die Pflanzstädte der besondern Sorgfalt und Aufsicht des Handlungs-Conseil, das aus einem Collegio von 12 der vornehmsten Kronbeamten besteht, die von den Deputirten aller grossen Handelsstädte Frankreichs berathen werden, untergeben. Diese Deputirten werden aus den reichsten und erfahrensten Kaufleuten gewählt, und für ihren Aufent-

halt zu Paris wird ihnen eine schöne Besoldung aus den Fonds ihrer verschiedenen Städte gereicht. Dies Conseil sizt einmal in der Woche, da die Deputirten Plane vorschlagen, wie den Beschwerden im Handel abzuhelfen, wie in Verfall gerathene Zweige desselben wieder herzustellen, neue auszubreiten, und alte zu unterstüzen seyen. Kurz, diese Plane begreifen alles, was nach der eigenen Einsicht der Deputirten, oder nach der ihnen von ihren Constituenten ertheilten Instruction, entweder die Verbesserung der Manufacturen selbst, oder die Vermehrung des Absazes derselben, betrift. Auf jeden Handelsartikel haben sie ein wachsames Auge; und nicht allein selbst schlagen sie Verbesserungen vor, sondern sie hören auch die Vorschläge anderer an, die sie weder mit Verachtung verwerfen, noch allzu hizig annehmen. Kein gezwungenes vornehmes Wesen macht andern den Zutritt zu ihnen schwer; die drückende Gewohnheit der Gebühren und Sporteln leiden sie bey ihren Unterbedienten nicht, auch keine Formen und Methoden, das Geschäft, das sie einzig beschleunigen sollten, zu verzögern und zu erschweren. Die, welche man in der vorliegenden Sache für die geschicktesten Richter hält, selbst die geringsten Handwerksleute nicht ausgenommen, werden herbey gerufen und befragt; aber dieser Befragung ungeachtet, geschieht doch die Entscheidung nach ihrer eignen Meynung. Ist dies Collegium von dem Nuzen einer Anordnung überzeugt; so legt es solche dem königlichen Conseil vor, wo dessen Bericht allezeit mit besonderer Achtung aufgenommen wird. Um eine solche Anordnung wirksam zu ma-

chen,

chen, ergehet sogleich ein Edict; dieses wird mit einer Genauigkeit in Erfüllung gesezt, die ihre Regierung auszeichnet, und die allein die weisesten Anordnungen zu etwas mehr als ernsthaften Spöttereyen machen kann. Und diesem Collegio ist die Sorge für die Colonien vorzüglich anvertraut.

§. 4. Die Regierung der verschiedenen französischen Colonien ist in den Händen eines Gouverneurs, Intendanten und königlichen Conseils. Der Gouverneur hat viel Gewalt, die aber von Seiten der Krone durch einen Intendanten, der die königlichen Rechte und Einkünfte besorgen muß, und von Seiten des Volks durch das königliche Conseil, das dahin sehen muß, daß das Volk weder von dem einen unterdrückt, noch von dem andern betrogen werde, eingeschränkt wird. Alle drey aber hält die Regierung zu Hause durch ein beständiges und eifersüchtiges Auge im Zaume. Denn die Beamten aller Häfen Frankreichs müssen bey harter Strafe alle Capitaine der von den Colonien zurückkommenden Schiffe befragen: wie sie in den Häfen, wohin sie geseegelt, aufgenommen worden? auf was Art man ihnen die Justiz verwaltet habe? und ob und worüber sie sich zu beschweren hätten?

Um die Kolonien so wenig, als möglich, zu belästigen, so erhält der Gouverueur seine Besoldung von der Krone. Accidentien hat er nicht; auch ist ihm strenge verboten, Handel zu treiben, Pflanzungen auf den Inseln oder dem festen Lande zu haben, oder sich sonst bey Gütern oder Ländern innerhalb seinem Gouvernement zu interessiren: nur das Haus, worinn er wohnt, und einen Garten zu seiner Be-

quemlichkeit und Erholung, allein ausgenommen. Auch alle übrige Beamten werden von der Krone aus den Einkünften des Mutterlandes besoldet; und die Aufführung und Ausbesserung der Festungs-Werke sowohl, als die Löhnung der Soldaten, geschiehet aus gleichem Fond.

In allen Französischen Inseln sezt die Admiralität Richter, die alle Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten, und was auf den Handel einigen Bezug hat, summarisch entscheiden. Vor ihrer Bestallung examinirt man diese Richter genau wegen ihrer nöthigen Erfahrung in den Seegesezen, die in Frankreich mit solcher Einsicht und Sorgfalt verbessrt und in Ordnung gebracht sind, daß alle Prozesse geschwind entschieden werden; obgleich sonst die Rechtspflege eben so viel Chikanen und eben so viel, wo nicht noch mehr Verzögerung zuläßt, als bey uns.

Um die Kolonien gehörig mit Leuten zu rekrutiren, muß jedes Schiff, das von Frankreich nach Amerika segelt, eine gewisse Zahl Leute, die in diesem Welttheile dienen wollen, mitnehmen. So muß z. E. ein Schiff von 60. und weniger Tonnen 3, eins von 60 - 100 4, und eins von 100 und mehr Tonnen 6 gesunde und starke Bedienten zwischen 18 und 40 Jahren am Bord haben. Vor ihrer Abreise untersuchen die Admiralitäts-Beamten, ob es auch solche Leute sind, die das Gesez verlangt; und ein gleiches geschiehet von einem Commissair bey ihrer Landung in Amerika, wo sie 3 Jahre dienen müssen. Der Geiz bewegt die Pflanzer, daß sie immer Negersclaven vorziehen, weil diese unterwürfiger sind, als die Europäer, und mehr arbeiten, weniger zu unter-

halten

halten kosten, und ausserdem das völlige Eigenthum ihrer Herren sind, wodurch mit der Zeit die Sicherheit der Colonie sehr precär werden würde. Daher müssen die Pflanzer, in Verhältniß gegen ihre Schwarzen, immer eine gewisse Zahl weisser Bedienten halten: und die Erfüllung dieses Gesezes wird durch den Commissair bewirkt, der den Preis festsezt, und die Pflanzer anhält, so viel Bedienten zu nehmen, als die Verordnung erfodert, weil sie sonst den Schiffsherren, die sie mitgebracht haben, zur Last gereichen würden.

§. 5. Bey ihnen werden die Negers nicht so, wie bey uns, mit Leib und Seele dem Willkühr der Pflanzer überlassen. Ihre Herren müssen sie in den Grundsäzen der Römischkatholischen Religion unterrichten lassen; auch sind Anstalten da, um die Sclaven gegen die Grausamkeit der Pflanzer zu schüzen, zugleich aber die Kolonie für die üblen Folgen zu sichern, die aus einer Gelindigkeit, die sich zu ihrem Zustande nicht schickt, entspringen könnten. Kurz, das schwarze Gesezbuch (*Code Noir*) und andere Verordnungen, die diese unglücklichen Geschöpfe angehen, zeigen eine sehr gerechte und in die Augen fallende Mischung von Menschlichkeit und Strenge. Dennoch begehen ihre Pflanzer, so wie die unsrigen, den gewöhnlichen Fehler, daß sie diese Elende auf eine Art behandeln, die sich weder zu der Leibesbeschaffenheit, noch zu dem dasigen Clima, schickt.

Alle Schulden, wenn sie gleich von den Pflanzern in Frankreich gemacht sind, werden auf eine sehr leichte Art beygetrieben. Denn wenn der

Prozeß

Prozeß in Frankreich gehörig instruirt ist; so werden die Acten nach Amerika geschickt, wo die Foderung als bewiesen angenommen, und von des Pflanzers Vermögen, es bestehe, worin es wolle, gehoben wird. Doch trägt man Sorge, daß durch den Gebrauch antreibender Mittel, den Pflanzer zur Erfüllung seiner Schuldigkeit anzuhalten, der Staat den Vortheil nicht verliere, der aus dem Fleisse eines nüzlichen Bürgers entspringt. Die Schuld wird allezeit nach dem Vermögen des Schuldners gehoben, so daß der eine Theil dem andern nicht aufgeopfert wird; der Gläubiger wird befriediget, und der Schuldner nicht ruinirt: und der Credit der Kolonien wird durch die sichern Mittel, durch die man zu seinen Forderungen in den Pflanzstädten gelangen kann, zu Hause aufrecht erhalten.

Einige dieser Einrichtungen, deren Kenntniß wir einem unlängst erschienenen mit vielem Scharfsinn geschriebnen Buche: *An account of the European Settlements in America*, zu verdanken haben, würden ohne Zweifel auch in unsern Colonien mit grossem Nuzen eingeführt werden, vornehmlich auf den Inseln, wo es sehr an schicklichen Anordnungen fehlt, und die sehr leicht nach dem Modell dieser königlichen Gouvernements eingerichtet werden könnten.

Capitel 2.

Von Hispaniola oder St. Domingo.

Ihr Name, Lage, Grösse, Clima und Producte. Von den Buckaniern, und wie ein Theil dieser Insel an Frankreich gekommen. Ihr Handel, und vornehmste Oerter auf der Insel. Von St. Louis, und der Kuh-Insel.

§. 6.

§. 6. Die Insel Hispaniola, oder St. Domingo, wurde von Colon auf seiner ersten Reise im J. 1492. entdeckt, und von ihm Hispaniola genannt. Da er aber nachher eine Stadt baute, die er zur Ehre seines Vaters, Dominic, St. Domingo nannte: so wurde dieser Name erst auf das Viertel, und endlich auf die ganze Insel ausgedehnt, so daß sie unter dem Namen St. Domingo eben so gut, als unter dem von Hispaniola, bekannt ist.

Diese Insel, wovon ein Theil den Spaniern gehört, ist nächst Cuba die größte unter den Antillen. Sie erstreckt sich vom 17° 37′ — 20° Nördl. Breite, und von 67° 35′ — 74° 15′ Westl. Länge, und ist von *O.* nach *W.* 426 Meilen lang, und von *N* nach *S.*, wo sie am breitsten ist, beynahe 124 Meilen breit. Sie liegt in der Mitte zwischen Cuba und Jamaica gegen *NW.* und *SW.*, und der Insel Porto-Rico, von der sie nur durch einen engen Kanal abgesondert ist, gegen *O.*

Das Clima ist ausserordentlich heiß, wird aber durch Seelüfte abgekühlt und erfrischt. Da einige von den Einwohnern über 100 Jahr alt werden sollen; so hält man die Luft für gesund, und schreibt solches grossen Theils der schönen Abwechselung der Hügel und Thäler, Waldungen und Flüsse, die sich überall dem Auge darstellen, zu.

Man hält diese Insel für die fruchtbarste und anmuthigste in ganz Westindien. Die Wälder bestehen aus Kohlbäumen, Palmen, Ulmen, Eichen, Fichten und andern Bäumen, die höher und grösser sind, und schönere und schmackhaftere Früchte tragen,

gen, als in den meisten übrigen Inseln. Vornehmlich gehören zu den letztern: Ananas, Bananas, Orangen, Lemonen, Citronen, *Limes*, Weinbeeren, Datteln und Apricosen. Hier giebt es auch alle Westindische Vögel. In den Savannas, oder Wiesen, sieht man unzählige Heerden Hornvieh, die wild im Lande herum laufen. In dem französischen Antheile sind so viel Pferde, daß alle ihre benachbarten Kolonien damit versehen werden können; und ausser dem noch eine Menge wilder Pferde und Schweine, die von der Zucht, die die Spanier hinüber gebracht haben, übrig sind. Die Jäger schiessen die Ochsen wegen ihrer Häute, welches auch in Cuba geschieht. Kaum ein Land in der Welt ist besser gewässert, sowohl durch Bäche als schiffbare Flüsse, die von Fischen wimmeln, so wie die Küsten von Schildkröten. In dem Sande dieser Flüsse findet man Goldstaub; und sonst hatte die Insel Gold- Silber- und Kupferbergwerke.

Die vornehmsten Waaren der Insel sind: Häute, Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao, Caffee, Ingwer, Taback, Salz, Wachs, Honig, Ambra, und verschiedene Arten von Arzeneywaaren und Färbeholz; aber es giebt hier wenig Korn. Die Franzosen sollen den Spaniern an Zahl gleich kommen, oder sie gar übertreffen; doch beyde zusammen genommen, sind lange nicht so viel, als die Grösse und Fruchtbarkeit der Insel ertragen könnte.

Dies Land wurde von den Spaniern mit der äussersten Grausamkeit behandelt, indem sie in Schlachten und mit kaltem Blute nicht weniger, als 3.

Millionen

Millionen an Männern, Weibern und Kindern niedermachten, und auf die Art die sämmtlichen Einwohner, von denen ihnen doch viele bey ihrer ersten Niederlassuung auf dieser Insel sehr freundschaftlich begegnet hatten, vertilgten.

§. 7. Wir haben bereits des Versuchs der Spanier, die Kolonien auf St. Christoph, als diese Insel zwischen den Franzosen und Engelländern getheilt war, zu Grund zu richten, Erwährung gethan; allein durch dieses ungerechte Unternehmen zogen sie sich selbst eine sehr strenge Rache über den Hals. Denn verschiedene von den Französischen Einwohnern, die aus St. Christoph vertrieben, und dadurch in sehr kümmerliche Umstände gerathen waren, fiengen an, auf verzweifelte Unternehmungen zu denken. Sie vereinigten sich mit einigen Engelländern, Holländern und andern entschlossenen Leuten, und fiengen einen Seeräuberkrieg gegen Spanien an. Anfangs begnügten sie sich mit der Wegnahme der Spanischen Schiffe und Vernichtung ihres Handels. Nachher aber landeten sie, durch ihren guten Fortgang angefeuert und verstärkt, auf dem festen Lande und Neuspanien und Terra-Firma, und sengten und plünderten das offene Land. Ihre Zahl und Kühnheit wuchs mit ihrem Glück; vereint nahmen sie einige der stärksten Festungen und reichen Städte der Spanier, wie Portobello, Campeachy und Maracaibo, ein. Selbst die Stadt Panama eroberten sie mit Sturm, und verbrannten sie, nachdem sie eine Armee geschlagen hatten, die ihr zu Hülfe kam. In allen diesen und andern von ihnen eroberten Oertern fanden sie unglaubliche

Beute,

Beute, und begiengen die unerhörtesten Grausamkeiten. Eine andere Bande von diesen Seeräubern gieng durch die Magellanische Meerenge in die Südsee, und machte die ganze Küste von Peru, Chili und Mexico, zu einem Schauplaz der Verwüstung. Denn das Glück begleitete sie überall, weil sie sich stets so tapfer und geschickt betrugen, daß sie bey einer gerechtern Sache die gröste Ehre verdient haben würden.

Diese Seeräuber, die wir uneigentlich Buckanier heissen, werden von den Franzosen Flibustier von den Holländischen Jagdschiffen (Flyboots), worinn sie ihre erste Expeditionen unternahmen, genannt. Buckanier sind Leute, die wilde Thiere in Amerika ihrer Häute und ihres Talchs wegen jagen; von diesen vereinigten sich einige mit den Flibustiern bey deren ersten Unternehmungen, und davon gaben die Engelländer dem ganzen Corps den Namen. Diese Leute brachten, wie schon angezeigt worden, oft ihre Prisen und Beute nach Jamaica, und bereicherten dadurch diese Insel. Andere, die da fanden, daß die Spanier zu Hispaniola so schwach waren, daß sie einen beträchtlichen Theil dieser Insel auf gewisse Art verlassen hatten, machten solche zu ihrem Sammelplaz. Die, welche Thiere jagten, fanden an den durch Spanische Tyranney entstandenen Wüsten einen sehr geschickten Ort, ihr eigentliches Handwerk zu treiben. Zu diesen zwey Arten von Leuten kam noch eine dritte, nämlich einige Franzosen von den kleinern Antillen. Diese sahen ein, wie viel zu gewinnen wäre, wenn sie Leute, die ausschweifend in ihren Ausgaben,

und nicht sehr genau in ihrem Handel waren, mit dem Nöthigen versähen; sie erfuhren nächstdem, daß diese Insel den besten Boden von Amerika hatte: daher begaben sie sich dahin, und lebten daselbst wie Pflanzer und Kaufleute. Diese 3. Sorten von Leuten, die einander wechselseitig nüzlich waren, lebten sehr einig mit einander. Oft wurden sie zwar von den Spaniern vertrieben, allein verstärkt kehrten sie immer zurück; und kaum konnten jene nur einen Theil dieser Insel noch behaupten.

§. 8. Der Französische Hof sah Anfangs mit Stillschweigen dem Fortgang dieser Leute zu, und wenn Klagen einliefen, so misbilligte er bloß deren Verfahren. Als aber nachher die Franzosen in Hispaniola zahlreich, mächtig, und reich wurden: so erkannte er sie für Unterthanen, und schickte ihnen einen Gouverneur und regelmäßige Truppen, um sie bey dem, was sie erworben hatten, zu beschüzen. Der alten Sitte, Seeräuberey zu treiben, wurde immer noch nachgesehen, bis sich der Häutehandel vermehrte, und die Pflanzungen sich ausbreiteten. Endlich erhielt Frankreich ein gesezmässiges Recht, indem die Spanier in dem Ryswicker Frieden 1697. den *NW*lichen Theil dieser Insel an dasselbe abtraten. Dies ist der beste und fruchtbarste Theil der Insel, und zugleich die vornehmste Kolonie der Franzosen in Westindien und ganz Amerika. Sie fängt bey einer grossen Ebene, Namens Bahaia, an der Nordseite der Insel, etwa 30 Meilen gegen *O.* vom Cap François an, und erstreckt sich längst der ganzen Seeküste: von da läuft sie gegen *W.*, und reicht an der Südseite bis

bis ans Cap Morgan. Ohne die Krümmungen hat sie 200, und mit denselben 300 Seemeilen im Umfange.

Diese Kolonie, wenn sie so genannt werden kann, ist seit der Zeit von Frankreich sehr aufgemuntert worden, und enthielt schon im J. 1726 nicht weniger als 30000 Weisse und 100000 Negern. Es wurden 60000 Oxhöfte Zucker, jedes zu 500 Pfund, daselbst gemacht; der Indigo betrug an Werth halb so viel als der Zucker; und eine grosse Menge Baumwolle, Cacao und Ingwer wurde nach Frankreich ausgeschifft. Seitdem haben sie auch sehr viel Caffee zu bauen angefangen, und alle andern Zweige ihrer Handlungsproducte sind zu einer erstaunenden Höhe angewachsen. Ein Spanischer Schriftsteller von vieler Beurtheilungskraft und Einsicht, der vor 20 Jahren schrieb, rechnet die Producte der Pflanzungen nahe bey Cap François, der Hauptstadt vom Französischen Hispaniola, und die aus dieser einzigen Stadt exportirt wurden, auf 30000 Tonnen an Zucker, Indigo, Tabak und Caffee, die, nach der geringsten Berechnung, nicht weniger als 600000 Pf. Sterling an Werth betragen können. Rechnet man nun hierzu die Exporten der 2 beträchtlichen Häfen, Petit Guaves und Leogane, und der andern geringern Häfen, die zusammen wenigstens eben so viel, als die Hauptstadt, ausführen sollen: so beläuft sich der Werth der Exporten des Französischen Antheils dieser Insel jährlich auf 1,200,000 Pf. Noch einen andern Handelszweig von grossem Vortheil für das Mutterland giebt es hier, und dieser wird mit den

Spaniern ganz mit Französischen Manufacturen, wofür diese Silber geben, getrieben. Dieser Artikel allein soll Frankreich nicht weniger, als 2. Millionen Piaster jährlich, eintragen.

§. 9. Die vornehmsten Oerter auf der Insel sind:

1) Cap François an der nördlichen Seite, das von den Franzosen oft Vorzugsweise das Cap genannt wird. Diese Stadt liegt unter 19° 35′ N. Br., und 68° 49′ W. Länge, und enthält ohngefähr 8000 Weisse und Schwarze. In der Mitte derselben ist ein geräumiges Viereck, etwa 300 Schritte lang und breit, bey welchem sich 7 bis 8 Strassen endigen. Im Anfang der Regierung K. Wilhelms wurde diese Stadt durch die vereinte Macht der Engelländer und Spanier zerstört. Jezt ist sie weder mit einem Walle, noch mit Pallisaden umgeben, und soll bloß 2 Batterien haben, eine beym Eingange des Hafens, die andere vor der Stadt.

2) Leogane, eine Stadt an der westlichen Seite, die zwar nicht so groß ist, aber einen guten Hafen hat, und ansehnlichen Handel treibt. Sie ist überdem der Siz des Französischen Gouvernements, das in den Händen des Gouverneurs und eines Intendanten ist, die einander wechselsweise zum Zaume dienen.

Noch zwey andere ihres Handels wegen beträchtliche Städte sind: Petit Guaves am westlichen Ende der Insel, und Port Louis im südwestlichen Theile.

§. 10. Die den Spaniern zugehörige Hauptstadt ist:

St. Domingo, unter 18° 7′ N. Br., und 69° 27′ W Länge, eine grosse wohlgebaute Stadt, hat einen guten Hafen und verschiedene prächtige Gebäude, worunter vornehmlich der königl. Spanischen Zolleinnehmer ihre gehören. Hier ist eine schöne Cathedralkirche, 7 grosse Mönchs- und 2. Nonnenklöster; eine Münze, ein Collegium mit 400 Ducaten Einkünften, eine Universität, und ein Hospital mit 20,000 Ducaten jährlicher Einkünfte. Diese Stadt ist der Siz eines Erzbischofs, und die Residenz des General-Gouverneurs vom Spanischen Westindien, und der Richter der königl Gerichtshöfe. Der größte Theil des wenigen Handels, den die Spanier auf dieser Insel haben, wird von diesem Haven aus getrieben; der bey der Kette (*bar*) 15 Faden Wasser hat, groß und sicher ist, und durch etliche Batterien, ein Kastel und andere Festungswerke vertheidiget wird. Die Stadt ist nach Spanischer Art von Steinen erbaut, und hat in der Mitte einen grossen viereckten Marktplaz, um welchen herum die Cathedralkirche und andere öffentliche Gebäude stehen. Von diesem Plaze laufen die vornehmsten Strassen in gerader Linie aus, und werden von andern rechtwinkelicht durchkreuzet. St. Domingo stellt beynahe ein Quadrat vor, und hat eine sehr angenehme Lage zwischen einem grossen schiffbaren Flusse an der westlichen, dem Ocean an der südlichen, und einem schönen fruchtbaren Lande an der nördlichen und östlichen Seite.

§. 11. Noch die beyden folgenden Inseln gehören zu dem französischen Antheile von Hispaniola:

1) St. Louis, die etwa 6. Seemeilen gegen NO. von der Kuhinsel liegt, und kaum ½ Meile lang, und nicht völlig ¼ Meile breit, aber doch mit einem Fort versehen ist. Diese Insel ist just hoch genug, um bey hohem Wasser nicht überschwemmet zu werden. Von Hispaniola wird sie durch eine kaum ¾ Meile breite Strasse getrennt, worinn kleine Schiffe in tiefem Wasser dicht am Ufer vor Anker liegen. Es giebt nicht einen Tropfen frisches Wasser auf der Insel, und der gefallene Regen sickert den Augenblick durch, wie durch ein Sieb, so daß die Einwohner ihr Wasser alle Tage von einem kleinen Flusse in Hispaniola 1½ Meilen weit herholen müssen. Im J. 1737 machte ein Orkan eine Stadt auf dieser kleinen Insel dem Erdboden gleich, nur die Kirche und 2 Häuser ausgenommen. Verschiedene um das Fort stehende Gebäude wurden ebenfalls niedergeworfen, und die unter demselben vor Anker liegenden Schiffe entweder auf die Küste oder in die offne See getrieben. Aber einige von diesen Schiffen nebst etlichen Magazinen wurden durch den Bliz verbrannt, viele Leute ersoffen, und alle Zuckerröhre und Baumwollenbäume sowohl auf dieser Insel, als in deren Nachbarschaft, wurden zerstöhrt.

2) Vache, oder die Kuhinsel, die etwa 3 Seemeilen von Hispaniola liegt, und 5 bis 6 dergleichen Meilen lang ist. Der Boden ist sehr gut, und sie hat 2 bis 3 erträgliche Häfen, wovon einer

Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen kann. Diese Insel liegt znm Handel mit den Spanischen Kolonien auf dem festen Lande von Amerika, und zur Unterhaltung einer Communication mit der Insel Cayenne, der einzigen Französischen Kolonie an der Küste von Südamerika, sehr bequem. Ihren Namen hat sie davon, daß man sie zum Weideplaz für Hornvieh und Schweine braucht; und hier pflegten sonst die Buckanier zusammen zu kommen, um den den Spaniern abgenommenen Raub zu theilen.

Rund um Hispaniola herum liegen noch viele andere kleine Inseln, wovon aber die meisten unbewohnt sind.

Capitel 3.

Von St. Bartholomew, Marigalante und Deseada.

Ihre Lage, Grösse und Producte. Geschichte derselben.

§. 12. St. Bartholomew liegt im 18° Nördl. Breite, und im 62° 30′ Westl. Länge, 25 Meilen gegen *N.* von St. Christoph, und 30 Meilen gegen *NO.* von Saba. Man schäzt sie blos auf 15 Meilen im Umfang; allein sie bringt Tabak und Cassava hervor, und ist mit Bäumen bedeckt, die ihr einen sehr schönen Anblick geben. Dahin gehört der Seifenbaum, der Calabaschbaum, der Canapiabaum, der ein sehr angenehmes und heilsames Gummi giebt, das Lignum vitä, und das Eisenholz. An der Küste sieht man den Fisch, der Seestern und Seeapfel genannt wird, ingleichen

unendlich verschiedene Vögel. Aber anderes frisches Wasser, als Regenwasser, das die Einwohner in Cisternen aufbewahren, giebt es hier nicht. Die Insel wird von so viel Felsen umgeben, daß es für Schiffe von grosser Last gefährlich ist, sich ihr zu nähern. Der Hafen aber ist sehr gut, und in Kriegszeiten thun die Franzosen von da aus unserm Handel gewaltigen Schaden.

Poincy, der Französische Gouverneur von St. Christoph, bevölkerte diese Insel im J. 1648. Damals hielt man den Boden darauf für sehr mittelmäßig, daher die Franzosen in dem ungestörten Besiz derselben blieben, bis 1689 Sir Timothy Thornhill darauf landete. Bey dieser langen Ruhe hatten die Einwohner ihre Insel mit Batterien und Brustwehren, die 2 Acres vom Boden einnahmen, und mit einer doppelten Reihe von 6 Fuß hohen Pallisaden umgeben waren, befestiget. Doch Sir Timothy bemeisterte sich dieser Werke, verwüstete die Insel, und führte 700 Einwohner mit ihrem Vieh und Gute weg, wovon er die Mannspersonen nach Nevis, die Frauensleute aber nach St. Christoph schickte. Weil aber die englische Regierung dies Verfahren für zu hart hielt; so erlaubte sie den Einwohnern, nach der Insel zurück zu kehren, und sie als englische Unterthanen zu besizen; und nach dem Ryswickischen Frieden wurde sie ganz wieder an Frankreich abgetreten. Während des ersten Kriegs mit Frankreich, der unter K. Georg II. ausbrach, lag diese Insel den Franzosen zur Freybeuterey so bequem, daß sie über 50 englische Schiffe in deren Hafen aufbrachten. Daher

her überfielen zwey Freybeuter von Antigua die Franzosen, und bezwangen die Einwohner, ehe diese sich in Vertheidigungsstand sezen konnten, wobey sie 400 Weisse, wovon 140 die Waffen tragen konnten, und 300 Schwarze zu Gefangenen machten. Jedoch wurde diese Insel nachher den Franzosen zurückgegeben, die seit der Zeit im Besiz derselben geblieben sind. Ihre vornehmsten Producte sind Apothekerwaaren und Lignum vitä, ingleichen Kalksteine, die die Einwohner nach den benachbarten Inseln schicken.

§. 13. Die Insel Marigalante liegt unterm 61° Westl. Länge, und 15° 4° Nördl. Breite, ohngefähr 30 Meilen gegen *NO.* von Dominica, und 40 gegen *SO.* von Guadaloupe. Colon entdeckte sie im J. 1493, und gab ihr den Namen seines Schiffes.

Sie ist ohngefähr 16 Meilen von *N.* nach *S.* lang, 4 von *O.* nach *W.* breit, und voller Hügel. Längst der östlichen Küste laufen hohe Felsen so senkrecht hin, als wenn sie von der Kunst gebildet wären: diese geben einen Zufluchtsort für eine ungeheure Menge Tropikvögel ab, indem sie so voll Löcher sind wie ein Taubenhaus. An der *SO*-lichen Seite der Insel giebt es schwarze Felsen, aber die westliche Küste ist eben. Die Insel hat viele grosse Höhlen nebst vielen kleinen Strömen und Teichen von frischem Wasser. Sie ist mit Bäumen bedeckt, und hat besonders einen Ueberfluß an Tabak und wilden Zimmetbäumen. Ihre Producte sind eben die, wie von den übrigen Karaibischen Inseln, und die Pflanzungen sind an

der

der Südseite. Wie sie das lezte Mal von den Engelländern erobert wurde, lieferte sie nur 1000. Oxhöfte Zucker.

Die Franzosen sandten um das J. 1647 die erste Kolonie hieher, und blieben nach einem langen Streit in deren Besize. Aber die Holländer plünderten sie nachher zweymal aus; und im J. 1691 segeiten der General Codrington und Commodore Wright von den Leewardinseln hieher, sezten ihre Leute ans Land, eroberten die Stadt und das Fort ohne Widerstand, nahmen den Gouverneur und seinen Lieutenant gefangen, und ruinirten die Plantagen. Seit der Zeit war Marigalante kaum ein Gegenstand von Kriegsunternehmungen zu nennen, und ausser der leztern Eroberung nahmen sie die Engelländer noch zweymal ein. Durch den lezten Frieden kam sie wieder an Frankreich.

§. 14. Deseada, oder Desirada, d. i. die erwünschte Insel, hat diesen Namen von Collon bekommen, weil sie die erste Karaibeninsel war, die er auf seiner zweyten Reise im J. 1493 entdeckte. Sie liegt im 16° 20′ Nördl. Breite, und im 61° 20′ Westl. Länge, ohngefähr 20 Meilen gegen *NO.* von Guadaloupe. Ihre Länge beträgt 16, ihre Breite aber nur 2 Meilen. Ein Theil davon ist sehr fruchtbar, indem sich der Boden zum Zucker- und Baumwollenbau schickt, von welcher leztern sie unter allen französischen Inseln die beste liefert. Deseada war im lezten Kriege, wegen des bequemen Zufluchtsorts, den ihre Häfen den Freybeutern darboten, wichtig; doch wurde sie damals

von den Engelländern erobert, aber den Franzosen beym Frieden 1763 zurückgegeben.

Capitel 4.

Von Guadaloupe.

Ihre Namen, Lage und Berge. Beschreibung des Schwefelbergs. Clima, Gewächse und Thiere. Von den kleinen Inseln Xaintes, oder Allerheiligen. Geschichte von Guadaloupe, und Handel dieser Insel.

§. 15. Die Insel Guardalope, oder Guadaloupe, wurde von Colon so, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens, genannt. Sie liegt im 16° 6′ Nördl. Breite, und 62° Westl. Länge, etwa 30 Seemeilen gegen *NW.* von Martinico, und ist die größte und schönste, die den Franzosen in diesen Gegenden gehört, indem sie 45 Meilen lang und 38 breit ist. Ein schmaler Seearm oder vielmehr ein enger Kanal, durch den sich kein Schiff wagen darf, den aber die Einwohner mit ihren Fähren befahren, theilt sie in 2 Theile. Das Land an der östlichen Seite, das Grand-Terre genannt wird, hat Mangel am frischen Wasser, das aber im andern Theil im Ueberfluß vorhanden ist. Das Fort Louis, und eine Redoute, die die Rhede kommandirt, dient diesem Theile zur Vertheidigung. Der westliche Theil heißt Basse-Terre, und darauf stehet die Hauptstadt mit einer Citadel und andern Festungswerken.

Die Insel hat eine Menge hoher Berge und jäher Anhöhen, wohin die Einwohner ihre besten

Sachen bey vorhandener Gefahr zu bringen pflegten. Sie hat aber auch viel schöne Ebenen, die mit Bächen und Flüssen gewässert sind. Diese machen den Boden fruchtbar, und geschickt, eine Menge Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, Cassia, Bananas, Ananas, Reis, Maiz, Ingwer, Mandioca und Potatoes hervorzubringen.

Auf dieser Insel stehet ein Berg, der Schwefelberg genannt, der sehr hoch, und oben, wo nur etwas Farrenkraut und einige traurige mit Moos bewachsene Gesträuche stehen, kahl ist; aber sein Gipfel giebt eine schöne Aussicht nach Dominica, Marigalante, Martinico, Montserrat, Nevis, und andern benachbarten Inseln. Ganz oben ist eine rauhe Fläche, die mit verbrannten Steinen von allerhand Grösse bedeckt ist, und wo aus verschiedenen Spalten und Rizen Rauch heraussteigt. An der östlichen Seite sieht man 2 Mündungen, die eine Schwefelgrube öffnen, wovon die eine länglicht rund ist, etwa 100 Fuß in ihrem größten Durchschnitt hat, und oft dicke Wolken von schwarzem mit Feuerfunken vermischten Dampfe auswirft. Die Negers, die Schwefel verkaufen, holen ihn von diesem Berge. Etwa 200 Schritt unter der niedrigsten dieser Mündungen, sind 3 Teiche von sehr heissem Wasser, 4 bis 5 Schritt von einander. Das in dem größten siehet dunkel aus, und riecht wie das Wasser in einer Schmiede; in dem zweyten ist es weiß, und schmeckt wie Alaun; und im dritten ist es blau, und hat einen Vitriolgeschmack. Auch sind hier viele kleine Quellen, die nach ihrer Vereinigung verschiedene Ströme bilden.

Der

Der mittlere Theil sowohl als der Fuß dieses brennenden Bergs sind sehr vom Gipfel desselben unterschieden; denn hier ist er mit hohen Bäumen und Kräutern bedeckt, durch zahlreiche Bäche gewässert, und mit möglichster Sorgfalt und Industrie bebaut.

Nahe bey der kleinen Insel Goyaves findet man kochend heisse Quellen, die besonders in der Wassersucht grosse Wirkung haben sollen.

In Grand-Terre sind verschiedene durch die See und das Land gemachte Einschnitte, die so geräumig sind, daß sie die Schiffe gegen Stürme schüzen, und von Palmetobäumen beschattet werden, woran die Schiffe befestiget werden können. Der, welcher der grosse Cul de Sac genannt wird, giebt eine vortreffliche Rhede für Schiffe von allen Lasten ab.

§. 16. Die Luft ist heiter und gesund. Von Gewächsen ist hier: der Copaubaum, der wegen seines heilenden Balsams oder Oels berühmt ist; die Milchstaude, aus deren Fasern ein der Milch gleichendes Wasser gepreßt wird; und der Corbary-Baum. Dieser leztere trägt eine mit einer Schaale bedeckte Frucht, worinn ein sanftes saffranfarbiges Fleisch stecket, das ein Gummi giebt: wenn dieses an der Sonne gehärtet ist, so wird es klar und fest; daher die eingebohrnen Karaiben es sonst zu Armbändern und andern Zierrathen brauchten.

Der merkwürdigste Vogel ist einer, der dieser Insel und Dominica eigen seyn soll, ob er gleich ein Zugvogel ist. Wegen der Schwärze seiner Federn heißt er der Teufelsvogel, und ist so groß

wie

wie ein junges Hühnchen. Seine Flügel sind lang, die Beine kurz, und die Füsse, die Entenfüssen gleichen, haben starke Klauen. Der Schnabel ist gekrümmt, scharf, hart und $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. Seine Augen sind groß, und dienen ihm, die Fische zu erkennen, die er bey Nacht in der See fängt; allein das Tageslicht kann er im Fliegen nicht vertragen, so daß diese Vögel oft auf Gegenstände rennen, die ihnen im Wege stehen, und niederfallen. Wenn sie in der Nacht gefischt haben, fliegen sie nach dem Teufelsberge, wo sie Paarweise in Höhlen, wie Kaninichen wohnen. Auf dieser Insel halten sie sich den October und November über auf; einzeln werden sie zwar auch in andern Monaten gesehen, alle aber verschwinden im May, und man sieht sie vor dem September nicht wieder. Die Negern haben hier eine besondere Art, diese Vögel mit Hunden und Falken zu fangen. Wenn ihrem Fleische der fischhafte Geschmack genommen ist, giebt es eine gute und nahrhafte Speise ab; und so lange ihre Zeit dauert, nähren sich die Negern und armen Leute auf der Insel davon.

Die Buchten an den Küsten von Guadaloupe haben Schildkröten, Seehunde, Landkrabben, und viele Arten Fische.

Die Bienen sind hier ganz von den Europäischen verschieden; denn sie sind schwarz, kleiner, und haben keinen Stachel. Sie schwärmen nie, als in hohle Bäume, und ihr Wachs, das eine ins Schwarze fallende Purpurfarbe hat, ist zu weich für Lichter, und kann nicht gebleicht werden. Statt Zellen zu machen, thun diese Bienen ihr Honig

in

in Blasen von Wachs, etwa von der Grösse und Gestalt eines Taubeneyes. Allein dies Honig soll nie hart werden, noch eine andere Consistenz, als wie Baumöl, erlangen.

Ein Insect, Namens Ravet, belästigt diese Insel sehr. Es gleicht einer Maywanze, hat einen häßlichen Geruch, frißt Papier, Bücher und Meublen, und was es nicht aufnagt, entfärbt es durch seinen Unflath. Dies schädliche Insect, das sehr häufig ist, und hauptsächlich in der Nacht zum Vorschein kömmt, würde unerträglich seyn, wenn es eine grosse Spinne nicht in ihrem Gewebe verstrickte, und bey aller Gelegenheit es überfiele; daher die Einwohner sich sorgfältig hüten, diese Spinnen im mindesten zu beleidigen.

Unter dem Gouvernement von Guadaloupe steht die eben beschriebene Insel Deseada, nebst den Inseln Xaintes oder Allerheiligen. Dieser leztern sind 3 an der Zahl, und ihr Boden ist fast eben so, wie der auf Guadaloupe. Die westlichste ist die beste, und hat etwa 9 Meilen im Umkreise, aber keine von diesen Inseln scheint jemals ordentlich bewohnt gewesen zu seyn: denn es fehlt ihnen frisches Wasser, ob sie gleich sonst alle andere Nothwendigkeiten des Lebens hervorbringen.

§. 17. Wir haben keine Nachricht von der Geschichte dieser Insel von den Zeiten Colons an bis zur Errichtung der französischen General-Kompagnie der Amerikanischen Inseln im J. 1635. Diese konnte ihre Inseln nicht selbst bepflanzen und cultiviren; daher bevollmächtigte sie Mr. St. Olive, ihren General-Lieutenant auf St. Christoph, und

Mr.

Mr. du Plessis, mit einigen Kaufleuten von Dieppe wegen einer Niederlassung auf Guadaloupe zu contrahiren. Die Religionsunruhen in Frankreich brachten bald einige Waghälse hervor, die, ausser der Hoffnung einer völligen Gewissensfreyheit, noch durch Absichten des Gewinnstes gereizt wurden. Die Diepper Kaufleute schlossen mit 400 Leuten einen Vertrag, wodurch sich leztere verpflichteten, erstern 4 Jahre lang zu dienen. Aber wenige von den protestantischen Kolonisten liessen es sich einfallen, daß diese neue Pflanzstadt unter der Aufsicht des Richelieu stehe, der ihnen 4 Dominicaner mitgab, die vom Pabst Urban VIII. mit völliger Macht versehen waren.

Unglücklicher Weise versahen sich diese Leute in der Wahl des Landungsplazes, denn der Boden taugte gar nichts; und noch unglücklichrer Weise entzweyten sich d' Olive und du Plessis wegen der Theilung des Commando, und hatten überdies aus unverzeihlicher Nachlässigkeit sich nicht mit hinreichenden Lebensmitteln versehen. Denn bey deren Untersuchung fanden sie nur einen Vorrath auf 2 Monate, worauf beyde Anführer sich zu trennen beschlossen, und Leute und Ammunition theilten.

Die Eingebohrnen bezeigten über ihre Ankunft nicht den geringsten Unwillen; vielmehr standen sie ihnen bey, ihre Hütten zu bauen, gaben ihnen Cassavabrod und Saamen, um Taback, Baumwolle und Erbsen zu ziehen, und lehrten sie Schildkrötenund Fische fangen. Aber wahrscheinlich mochten sich die Franzosen sehr undankbar dagegen betragen; denn

denn bald nachher wurden sie von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht, die vielen tödtlich war: andre flohen nach St. Christoph, und die Zurückgebliebenen geriethen in so abscheuliche Noth, daß sie, ihre verstorbenen Freunde ausgraben und fressen mußten. Ein Schiff von Dieppe langte inzwischen mit 140 Mann an, und brachte auch auf 1 Monat Lebensmittel mit; aber diese wurden bald verzehrt, und Hunger und Sterben fand sich wieder ein. Doch erhielten einige auf allerhand Art ihr Leben beynahe 5 Jahr; allein ihre Körper waren so entkräftet, daß sie den Boden nicht aufräumen, und kein Getreyde, Pflanzen, Wurzeln oder Früchte ziehen konnten.

Während dieses Elends starb Du Plessis, und d' Olive, dessen Geiz und Grausamkeit so groß, als die Hungersnoth war, wurde der einzige Gouverneur. Er brach mit den Eingebohrnen, und machte eine Menge nieder, als das geschwindste Mittel, Unterhalt zu bekommen. Diese aber vereinigten sich mit den Karaiben von den benachbarten Inseln, griffen die Franzosen an, und machten ihrer so viel nieder, daß die übriggebliebenen kaum noch den Namen einer Kolonie verdienten. Inzwischen erhielten sie verschiedene Verstärkungen aus Europa und St. Christoph; aber nach dem Berichte der französischen Schriftsteller verunglückten alle ihre Proviantschiffe. Dem d' Olive verstattete indessen seine Herrschsucht nicht einmal den Gedanken, diese elende Kolonie aufzugeben. Er schickte einen Dominicaner, als seinen Agenten an den französischen Hof, um sich gegen denselben zu bekla-

klagen, und geschwinde Hülfe zu suchen. Der Dominicaner stellte die Kolonisten als rebellische Kezer vor, und d' Olive ward zum einzigen Gouverneur der Kolonie ernannt. Nach Erhaltung seines Patents ließ er die Offiziere zusammen kommen, um solches anzuhören; aber während dieser Ceremonie kam in der Dominicanerkirche Feuer aus, und sie verbrannte mit allen ihren reichen Zierrathen. Seit dem war alles wiederholte Ansuchen des d' Olive um neue Hülfe ohne Wirkung, und die schreckliche Lage, worinn er war, griff sein Gehirn an. Er wurde blind, und gieng darauf nach St. Christoph, wo ihn Mr. de Poincy, Generalgouverneur der Französischen Inseln, arretirte. Neue Truppen wurden darauf nach Guadaloupe gesandt; die Tyranney der Officiers reizte aber die Gemeinen zum Aufruhr, und zu dessen Dämpfung mußte Mr. de Poincy 500 Mann von St. Christoph hinüber schicken.

Nachher litt noch die Kolonie durch andere böse Gouverneurs, Orkane, und Raupenschwärme. Zulezt kam die Insel an die Neue Westindische Kompagnie, allein im J. 1674 nahm der König sie für sich selbst. Die Minister nahmen nun ein gewisses Handlungssystem an, und bald wurde sie die blühendste aller französischen Kolonien. Man befestigte sie mit Forts und Redouten, die 1702 in so guten Umständen waren, daß Admiral Bembow, der hier mit einem beträchtlichen Corps Landsoldaten landete, es nicht für rathsam hielt, sie anzugreifen, sondern nach Verwüstung der Pflanzstädte und offenen Dörfer wieder abzog.

Aber im J. 1759 kam eine zu Martinico abgeschlagene Flotte von Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Galioten, unterm Commandore Moore, und einigen Landsoldaten unter General Hopson, von Guadaloupe. Die Stadt nebst der Citadel Basse-Terre wurde sogleich bombardirt, und noch in der nämlichen Nacht geriethen die Kirchen und Häuser der Stadt, der vielen Batterien am Ufer ohnerachtet, an allen Orten in Brand, so daß das Pulver der Magazine dem Feind um die Ohren herum flog. Den folgenden Tag landeten die Engelländer, und fanden Stadt und Citadelle verlassen; die Insel aber war noch lange nicht erobert. Die Franzosen hatten sich mit ihren bewaffneten Negern an den Bergen verschanzt, und waren muthig entschlossen, sich so lange als möglich zu vertheidigen. General Hopson starb bald darauf, und das Commando fiel auf den Generalmajor Barrington. Die Engelländer wurden durch unaufhörliches Allarmiren ermüdet, und durch den beständigen Dienst abgemattet; und doch gewannen sie einen Posten nach dem andern, und rückten immer weiter vor, wachsam wo Vorsicht nöthig war, und unüberwindlich im Angriffe. Oft litten sie von verborgenem Feuer in den Gehölzen und von den laurenden Partheyen der Negern, die sich nicht aufspüren liessen. Endlich aber schickte doch der Französische Gouverneur, wie er alle Gegenwehr vergeblich fand, eine Stillstandsflagge, und übergab Guadaloupe an die Engelländer.

§. 18. Seit dem Guadaloupe unmittelbar unter den Schuz des Königes von Frankreich kam, wurde

wurde sie bey weitem die einträglichste aller seiner Kolonien. Nach der festen Versicherung einiger Handelsschriftsteller von grossem Credit, die auf dieser Insel waren, wie die Britten sie erobert hatten, hatte sie vor dieser Epoche mehr Zucker hervorgebracht, als alle Brittischen Zuckerinseln zusammen. Etwas unglaublich ists, wenn einige den von Guadaloupe und von den davon abhängigen Inseln ausgeführten Zucker auf 150000 Oxhöffte anschlagen. Gemässigter ist der Anschlag anderer, nach welchen diese Insel, ausser dem Caffee, Zimmt und anderen Waaren, 100000 Oxhöfte Zucker geliefert haben soll.

Durch den Frieden von 1763 kam Frankreich wieder in den Besiz dieser Insel, und scheint nun die Wichtigkeit derselben mehr, als jemals, zu fühlen. Es hat sie einer Spanischen Kolonie gemäß einzurichten gesucht, und durch ein bekannt gemachtes Edict fremden Schiffen, bey Strafe der Confiscation des Schiffs und der Ladung, einer Geldstrafe von 300 Livres und einjährigen Gefängnisses, verboten, sich ohne schriftliche Erlaubniß des Intendanten der Küste über eine Seemeile zu nähern, oder ein Boot ans Land zu schicken.

Capitel 5.

Von Martinico.

Ihre Lage, Größe, Clima, Gestalt des Landes, und Producte. Regierungsform, vornehmste Städte, Handel und Geschichte dieser Insel.

§. 19. Martinico ist nicht nur die vornehmste, sondern auch die größte der französischen Karaibeninseln. Sie liegt zwischen den 14 — 15° Nördl. Breite, und 60° 33′ — 61° 10′ Westl. Länge, etwa 20 Seemeilen gegen *NW.* von Barbadoes. Von *NW.* nach *SO.* ist sie bey nahe 60 Meilen lang, ihre Breite ist sehr ungleich, und ihr Umfang beträgt ohngefähr 130 Meilen.

Hier ist die Luft heisser, als in Guadaloupe, aber Orkane sind hier nie so häufig, oder so heftig gewesen, als auf dieser Insel und einigen andern Karaiben. Zwar wird Martinico in Ansehung derer, die einmal daselbst wohnen, im Ganzen für gesund gehalten; doch erregt die Menge des durchströhmenden Wassers eine Nässe, die der Leibesbeschaffenheit der Einwohner schädlich ist. Auch ist diese Insel epidemischen Krankheiten, die vornehmlich in Schiffen von Asien und Afrika hinüber gebracht sind, sehr unterworfen.

Etwas ins Land hinein ist sie bergicht, und in einiger Entfernung sieht sie wie 3 einzele Berge aus. Auch an der Nordseite hat sie 3 Felsen, die so liegen, daß sie von der See aus wie 3 verschiedene Inseln aussieht.

Martinico soll nicht weniger als 40 Flüsse haben, wovon einige ziemlich weit ins Land hinein schiffbar sind. Ausser den Ströhmen aber, die in der Regenzeit die Thäler und Wiesen überschwemmen, giebt es nur 10 Flüsse, die nie austrocknen, die von den Bergen in die See herabfliessen, und zuweilen aus ihren Ufern treten, wobey sie Häuser und Bäume fortreissen. Einige Berge sind bebaut,

und

und an ihren steilen Anhöhen wächst besserer Tabak, als in den Thälern. Andere Berge sind mit Bäumen bewachsen, und geben den wilden Thieren und vielen Schlangen einen Zufluchtsort ab. Die übrigen Producte der Insel sind ohngefähr eben die von Barbados, als: Zucker, Baumwolle, Indigo, Ingwer, Aloe, Pimento, Indische Feigen, Bananas, Ananas, Melonen, Cassia, Mandiaca, Potatoes, und andre Wurzeln. Ein Jahr ins andere gerechnet, sollen hier jährlich 10000 Oxhöfte Zucker zu 600 Pfund verfertigt werden. Ausser den Schweinen sind die vornehmsten Lebensmittel; Guineische Färken, Welsche Hühner, Holztauben, Ortolanen, Frösche und Eidechsen. Die Küste hat eine Menge bequemer Bayen und Häfen, worinn man einen Ueberfluß an Schildkröten antrifft.

Martinico ist nicht nur die vornehmste Karaibeninsel der Franzosen, sondern auch der Siz des Generalgouverneurs und eines Intendanten; auch eines höchsten Conseils, das über alle übrigen Inseln, und selbst über den französischen Antheil von Hispaniola, gesezt ist. Dieses Conseil bestehet aus dem Generalgouverneur, dem Intendanten, dem Gouverneur der Insel, einem Generalanwald, dem Gouverneurlieutenant für die Krone, und 12 Räthen. Seine Macht ist sehr ausgedehnt; denn es spricht in der lezten Instanz in allen Sachen, die durch Appellation vor dasselbe gebracht sind. Ist der Generalgouverneur auf der Insel gegenwärtig; so ist er Präsident des Conseil; in seiner Abwesenheit aber ists der Intendant. Sind beyde abwesend; so sammlet der älteste von den gegenwär-

tigen Räthen die Stimmen, und spricht das Urtheil im Namen des Gerichts. Die übrigen Beamten auf der Insel sind 2 Gouverneurlieutenants, der eine für Capesterre, der andere für Basseterre, und ein Secretair der Marine, der eine sehr weit gehende Gewalt hat. Ehe diese Insel von den Engelländern bezwungen ward, konnte sie 10000 streitbare Weisse und über 40000 Negern ins Feld stellen; einige Kompagnien regelmässiger Truppen waren überdies auf dieser Insel beständig einquartirt, so daß die Franzosen sie für unüberwindlich ausgaben.

§. 20 Die vornehmsten Pläze auf Martinico sind St. Pierre und Port Royal.

St. Pierre, die Hauptstadt von Martinico, ward im J. 1665. erbaut, um die Rebellen auf der Insel, die gegen deren Eigenthümer, die zweyte Westindische Kompagnie, (der zugleich damals alle französische Antillen gehörten) einen Aufstand erregt hatten, in Furcht zu erhalten. Die Stadt ist längs der Küste gebaut, und eine Batterie, die die Rhede commandirt, ist an der westlichen Seite, wo der Fluß Royolan oder St. Peter fließt. Der vornehmste Eingang in das Fort ist von O. Auf der Anhöhe, von der man über die Stadt wegsehen kann, ist ein Wall, 35 Faden lang, der mit Kanonen wohl versehen ist, an jedem Ende einen grossen Thurm hat, und die Parade der Stadt bestreicht, aufgeführt. Das Fort hat weder Graben, noch bedeckten Weg; aber die Mauren sind $4\frac{1}{2}$ Fuß dick, und mit einer Brustwehr und Absäzen (*battlemens*) von Steinen, und die Thore mit

starken Pallisaden versehen. Die Parade ist ein Viereck, an jeder Seite 300 Fuß groß, und an 3 Seiten mit Häusern umgeben, bey denen 5 Strassen anfangen; an der 4ten Seite steht das Fort. Die Stadt besteht aus 3 Theilen. Der mittlere, oder das eigentliche St. Pierre, fängt bey dem Forte an, und läuft westwärts nach der Batterie St. Niklas, die auf einer Anhöhe stehet, und mit 11 Kanonen besezt ist. Unter den Mauern des zweyten Theils liegen Schiffe viel sicherer vor Anker, als unter dem Forte, daher dieser Theil der Ankerplaz (*ancorage*) genannt wird. Er geht von der Batterie St. Niklas bis an die Batterie St. Robert, die die Stadt an der westlichen Seite begränzt. Der 3te Theil, die Gallerie genannt, läuft längs der Seeküste von Fort St. Pierre bis an den Jesuiterfluß, und ist der bevölkertste Theil der Stadt. Aber die Festungswerke, so fürchterlich sie auch auf dem Papiere scheinen, vertheidigten sich sehr unverhältnißmässig, als die Engelländer die Insel eroberten. Die Häuser in St. Peters Drittel sind nett, bequem und schön, besonders des Gouverneurs der Insel, des Intendanten und der übrigen Beamten ihre. Die Pfarrkirche zu St. Pierre ist ein prächtiges steinernes Gebäude, das den Jesuiten gehörte, 120 Fuß lang, 36 weit, und hat eine herrliche Fronte von Dorischer Ordnung. Die Kirche im Ankerplaz, die den Jacobinermönchen gehört, ist auch von Stein, 90 Fuß lang und 30 breit. Zu jeder von diesen beyden Kirchen gehören noch 2 Kapellen. Nichts ist anmuthiger, als der Spaziergang von

dem Hofe, worinn die lezte Kirche stehet, nach dem Jacobinerkloster: Er bestehet aus 2 Reihen schöner Orangenbäume, die durch 2 andere Reihen eine halbe Meile lang durchkreuzt werden. Der Küchengarten des Klosters hat alle Arten vortrefflicher Früchte. Das Jesuiterkloster ist aus Marmor und Quadersteinen gebaut, und hat eine schöne Aussicht über eine Menge Gärten und Weinberge.

Fort Royal, der nächste Plaz von Wichtigkeit auf Martinico, ist 21 Meilen zu Lande, und 27 zu Wasser, vom Fort St. Peter entfernt; die Strasse ist aber so unbequem, daß Reisende gewöhnlich den Weg zu Wasser wählen. Dies Fort steht auf einer Anhöhe 15 Faden über die Oberfläche der See, von der solche beynahe umgeben wird, indem hier bloß ein ohngefähr 15 Faden breiter Strich Landes ist; daher man sagen kann, das Fort sey auf einem Isthmus erbaut. Es ist von Erde, und hat zwey halbe Bastionen, einen halben Mond, einen trocknen Graben, ein Glacis und einen bedeckten Weg mit Pallisaden zu seiner Vertheidigung. An der Seite der einen halben Bastey ist der Hafen, von dem man auf einigen Stufen nach einer befestigten Platform hinaufsteigt. An dieser Seite ist das Fort durch eine doppelte Mauer eingeschlossen, und gegen die See zu ist eine Brustwehr mit einigen Schießlöchern. Der Boden, worauf die Stadt steht, ist eine Art Triebsand; die Stadt selbst aber soll, ungeachtet ihrer regelmässigen Strassen und der grossen Kirche, die den Capucinern gehört, St. Pierre lange nicht gleich kommen.

Cul de Sac Robert liegt an einer grossen etwa 2 Seemeilen tiefen Bay, an deren Eingang 2 kleine Inseln die Gewalt der Wellen brechen, und die Bay dadurch zu einem schönen, sichern und natürlichen Hafen machen. Er ist geräumig genug für eine Menge der größten Schiffe, von denen man an einigen Orten auf einer Diele ans Ufer kommen kann.

Fort Trinité steht am Ende der Dreyeinigkeitsbay, die an der östlichen Seite durch Point de Caravel, und an der Westseite durch einen etwa 200 Fuß breiten Isthmus gebildet wird. Der Gouverneurlieutenant von Capesterre hat seine Residenz in der Stadt Trinité, worinn sich viel Kaufleute aufhalten, und die durch ihre bequeme Lage zum Handel mit Europa, und durch die Sicherheit ihres Hafens, einer der blühendsten Orte auf der Insel geworden ist. Hier wird sehr viel Baumwolle, Zucker, Cocosnüsse und andere Sachen gezogen: die Producte dieser Insel sind fast die nämlichen, die Barbados hat.

§. 21. Im J. 1637. führte Mr. d' Esnambuc 100 Soldaten, die mit allem, was zu Anlegung einer Colonie erforderlich ist, versehen waren, von St. Christoph, das damals der Krone Frankreich gehörte, nach Martinico. Er landete auf Bassaterre, das den südlichen und westlichen Theil der Insel ausmacht; und sogleich sollen die Einwohner die ganze Küste, auf der er ein Fort, Namens St. Peter, erbauete, aufgegeben haben. Da sich leztere nach Capeterre zogen, so legten sich die neuen Kolonisten auf den Potatoes-Baum-

wollen- Mandiaca- und Tabaksbau; und d' Esnambuc ließ bey seiner Rückreise nach St. Christoph seinen Lieutenant du Pont zum Gouverneur auf Martinico. Die Franzosen geben vor, die Einwohner hätten Anschläge gegen sie geschmiedet, und bey jeder Gelegenheit einige von ihnen ermordet; allein nach ihren eigenen Erzählungen waren sie selbst die Angreifenden. Da die Feindseligkeiten sich täglich mehrten, so gaben sie den Eingebohrnen kein Quartier mehr, daher diese nach den benachbarten Inseln um Beystand schickten, und auch durch 1500 andere Karaiben, die mit ihren Canoes unter dem Forte landeten, verstärkt wurden. Der französische Gouverneur hatte alle seine Leute und allen seinen Vorrath in seine Verschanzungen gezogen, und die Karaiben, die das Fort für verlassen hielten, näherten sich den Mauern bis auf einen Pistolenschuß. Dies hatte du Pont vorausgesehen: nun nahm er seine Zeit in acht, und ließ auf einmal alle Canonen und Musketen abfeuren; die Helfte der Karaiben fielen, und die übrigen flohen nach ihren Kanoes zurück. Den Franzosen wurde dadurch der ruhige Besiz ihrer Niederlassungen versichert: sie erweiterten nun solche sehr, und bald nachher suchten die Eingebohrnen um Frieden nach.

Nun theilten die Franzosen die Insel in 5 Theile oder Kirchspiele, wovon jedes eine Kirche, oder Kapelle, ein Zeughaus, Waaren- und Wohnhäuser, und andere Bequemlichkeiten hatte. Endlich lernten sie von Mr. Poincy die Kunst, das Zuckerrohr zu bauen, und bald verschaffte ihnen dies grosse Vortheile.

Ums J. 1646 weigerten sich viele Einwohner, ihre Abgaben an die westindische Compagnie zu entrichten, und erregten einen Aufstand, der jedoch durch den Tod der vornehmsten Rädelsführer unterdrückt wurde. Als um diese Zeit die Portugiesen den Holländern Brasilien wieder abnahmen, landete erstere mit einigen reichen Juden zu Martinico, und erboten sich, da zu bleiben. Die Jesuiten sezten sich zwar unter dem Vorwande, daß sie Judenthum und Kezerey auf der Insel einführen würden, stark dagegen; allein ihr Reichthum bewog den Gouverneur, ihnen in einem besondern Viertel eine Wohnung anzuweisen. Doch schickte sich das Clima nicht für sie, sondern viele starben, andere verliessen die Insel, und die wenig übrig gebliebenen errichteten öffentliche Häuser, wobey sie reiche Leute wurden.

Zu der nämlichen Zeit ergriffen die Karaiben die Waffen, und es erfolgte ein fürchterlich Gemezel. Viele liederliche Leute unter den Franzosen wiegelten die Eingebohrnen auf, und der damalige Gouverneur Parquet wurde in seinem eignen Hause belagert, wo er hätte umkommen müssen, wenn nicht einige holländische Schiffe angekommen wären. Denn da diese verschiedene Gegenden der Insel in Flammen sahen, sezten sie 300 Mann ans Land, und schlugen die Eingebohrnen. Hiedurch bekam Parquet Gelegenheit, im Felde zu erscheinen, und die Ureinwohner und die Negern, die sich mit ihnen vereint hatten, wurden niedergemacht, oder nach St. Vincent und Dominica zu fliehen genöthiget; worauf die Franzosen Herren von Capeterre und endlich von der ganzen Insel wurden. Im

Im J. 1650. verkaufte die alte Westindische Kompagnie Martinico, St. Lucia, Grenada und die Grenadinen für 50000 Livres an Parquet; und 1664 erhielt Ludwig XIV. den Besiz dieser Insel, der sie einer neuen Westindischen Kompagnie verlieh. Zehen Jahre nachher aber unterdrückte er sie, und alle eben erwähnte Inseln wurden nun Domainen. In der Folge griff der berühmte Holländische Admiral de Ruyter Martinico an, und auch die Engelländer nahmen viel fruchtlose Unternehmungen gegen diese Insel vor.

Im J. 1700 belief sich die Zahl der Franzosen ausser den Negern, deren sie sich bedienten, und einer Menge Caraiben, auf 1500. Die leztern wurden auf der Insel wieder zugelassen; sie mußten aber als Sclaven arbeiten, und unter den Franzosen leben, um ihnen alle Gelegenheit zu Anschlägen und Verschwörungen zu benehmen. Im J. 1727 war hier ein fürchterliches Erdbeben, das mit kurzen Zwischenräumen 11 Stundenlang dauerte, und das Fort St. Pierre über den Haufen warf. Viel Leute verlohren dabey ihr Leben, und ausser den Kirchen, Klöstern und andern öffentlichen Gebäuden, wurden über 200 Zuckerwerke ruinirt. Ein Berg wurde der Erde gleich gemacht, und ein anderer von einander gespalten, aus dessen Spalt sich grosse Wasserströhme ergossen. Doch erholte sich die Insel bald wieder, indem die Einwohner, ausser andern Vortheilen, den Guadaloupischen Zucker von hier ausschifften.

§. 22. Die Engelländer hatten immer vergebens Martinico angegriffen; aber im J. 1761. faßte

faßte der Hof den Entschluß, gegen diese Insel ein stärkeres Armement auszuschicken, als je in diesen Seen gesehen worden war. Aus Neuyork zog man 11. Bataillons, von der Garnison von Belleisle wurde ein grosser Theil genommen, und alle Truppen, die auf den Leewardinseln cantonirt hatten, mußten sich zu Barbadoes versammlen. Der General Monkton, der sich bey der Eroberung von Quebec so sehr ausgezeichnet hatte, erhielt das Commando über die Landtruppen, und der Rearadmiral Rodney das über die Flotte.

Den 7ten des folgenden Jenners langte die ganze Flotte in der St. Annenbay zu Martinico an, wo Sir James Douglas, ein Capitain unter Admiral Rodney, einige am Ufer errichtete Batterien zum Stillschweigen brachte. Hierbey verlohren zwar die Engelländer den Raisonnable, aber Mannschaft, Kanonen und Ammunition wurden geborgen. Nachdem man einen sichern Landungsplaz gefunden, und alle Batterien zum Schweigen gebracht hatte, landeten die Truppen ohne Widerstand. Verschiedene Scharmüzel erfolgten darauf zum Nachtheil der Franzosen, und die Engelländer lagerten sich auf den Höhen über den Cas de Navires. Bey der Untersuchung des Landes aber fanden sie es mit ausgeschwemmten Gräben und Canälen (ravines and gullies) durchschnitten, zwischen welchen Bäche flossen; und wo man noch durchkommen konnte, war der Weg durch Batterien, die der Feind zu dem Ende aufgerichtet hatte, vertheidigt.

So

So wenig sich auch die Engelländer vor den regelmässigen Truppen der Franzosen zu fürchten hatten; so war doch die Landmiliz nebst den Mulatten und Negern, die alle bewaffnet waren, sehr zahlreich, tapfer und wohl disciplinirt. Ueberdies waren die Engelländer just an einem solchen Orte gelandet, wo sich mehr Schwierigkeiten fanden, als in irgend einer andern Gegend der Insel. Die Aussicht der Armee wurde durch 2 grosse Anhöhen, Morne Garnier und Morne Tortenson, begränzt, die zwar schon von Natur unzugänglich zu seyn schienen, auf deren Befestigung man aber noch die äusserste Sorgfalt gewandt hatte. Morne Tortenson mußte zuerst angegriffen werden, und es wurden Batterien errichtet, um die englischen Truppen bey ihrem Marsche durch einen sehr weiten Canal (*gulley*), der zwischen ihnen und der Anhöhe lag, zu beschüzen. Man machte 3 Dispositionen zum Angriff. Die Grenadiers unter dem Major Grant fiengen ihn an; der Brigadier Rufane attakirte mit seiner Division die feindlichen Redouten längs der Küste, wobey ihm 1000 Seeleute in flachen Böten beystanden, und der Brigadier Walsh sollte sich bemühen, nachdem er links bey einer Plantage angegriffen, mit seiner Brigade, und dem linken Flügel der Infanterie unter dem Obristen Scott, rund um den Feind herum zu kommen. Alle diese Unternehmungen wurden mit erstaunender Heftigkeit und Fortgang ins Werk gerichtet. Der Angriff nahm mit Tages Anbruch seinen Anfang, und um 9 Uhr des Morgens sah sich der Feind, der von einem Posten zum andern getrieben war, genöthigt,

genöthigt, Morne Tortenson den Engelländern zu überlassen. Die Verwunderung dieser leztern war nicht zu beschreiben, da sie dessen Stärke und Lage, die überstandenen Gefahren, und die zahlreichen mit Kanonen wohl versehenen Redouten der Franzosen erst recht gewahr wurden. Der Feind floh nach einem ansehnlichen Verlust theils nach Morne Garner, theils nach Fort Royal, und die brittischen Grenadier verfolgten sie bis zur Brücke des leztern Orts, wo sie gar noch einige Gefangene machten.

General Monkton nahm darauf gewisse Posten in Besiz, die ihm zum Angriff des Morne Garnier dienten; und errichtete Batterien auf Morne Tortenson, um sie auf Fort Royal spielen zu lassen. Einige Tage nachher griffen die Franzosen, die der Meynung waren, daß ihre Feinde ganz muthlos wären, und nur auf gute Gelegenheit warteten, auf die beste Art nach ihren Schiffen zurück zu kommen, die leichte brittische Infanterie an. Allein des Obristen Havilands Brigade schlug nicht allein ihre Feinde hizig und unerschrocken zurück, sondern that auch, statt sich blos zu vertheidigen, nun selbst den heftigsten Angriff. Sie wurde sehr gut unterstüzt, und verfolgte daher den Feind queer durch die ausgeschwemmten Graben (ravine), bemächtigte sich seiner Batterien, und faßte selbst in dessen Redouten Posto. Die Engelländer verfolgten ihre Vortheile sehr glücklich, und um 9 Uhr in der Nacht sahen sie sich im Besiz des Morne Garnier mit allen dessen Werken.

General Monkton machte nun alle Anstalten, um Fort Royal von den gewonnenen Anhöhen zu beschiessen;

schiessen; allein der Feind wollte es nicht abwarten, sondern schlug den 3. Febr. Chamade, uud nahm eine Capitulation an.

Die Eroberung von Martinico sezte auf gewisse Weisse den Operationen der Engelländer und Franzosen gegen einander im lezten Kriege ein Ziel. Der Hof zu Versailles gerieth bey der Nachricht davon fast in ein grösseres Schrecken, als ihm der Verlust von Canada erregt hatte. Dazu hatte er um so mehr Ursach, weil seine Minister an fremden Höfen sich in nicht allzu schicklichen Ausdrücken über die schlechte Beurtheilungskraft des Londoner Hofs aufgehalten hatten, der eine Zurüstung gegen eine Insel vornähme, die wegen ihrer durch Natur und Kunst erlangten Festigkeit, und wegen der Zahl, des Muths und der kriegerischen Gesinnungen ihrer Einwohner, aller seiner Macht Troz bieten könnte. Die Leute auf Martinico blieben die kurze Zeit über, daß die Engelländer diese Insel besassen, sehr ruhig unter ihrer militarischen Regierung, und schienen selbst mit der Veränderung ihrer Herren sehr wohl zufrieden zu seyn. Der Friede vom J. 1763. sezte aber die Franzosen wieder in den Besiz dieser Insel.

Mit den Französischen Karaibeninseln sind wir nun fertig, und haben nur noch zu bemerken, daß auch St. Lucia, die aus Irrthum oben S. 456-463 unter die an Großbritannien abgetretenen Inseln gerechnet worden, durch den lezten Frieden an Frankreich zurück gegeben ist, und also hier stehen sollte.

St. Croix

St. Croix oder Santa Cruz, eine andere Karaibische Insel, hat man bis vor kurzem als zu Frankreich gehörig betrachtet, daher sie unter den Inseln dieser Nation in Salmon's Grammatik, und allen andern geographischen Werken, die ihrer gedacht haben, steht. Allein sie ist von den Franzosen verlassen worden, und der vorige König von Dänemark hat sie darauf in Besitz nehmen lassen.

Capitel 6.

Von Cayenne oder Aequinoctialfrankreich.

Seine Lage, Grösse und Producte. Von der Insel Cayenne.

§. 23. Dieses Land liegt an der Küste von Terra Firma, und besteht aus einem Theile des festen Landes, und einer Insel, Namens Cayenne.

Aequinoctialfrankreich liegt zwischen dem Aequator und dem 5° Nördl. Breite, und dem 50 — 55° Westl. Länge; längs der Küste erstreckt es sich 240, und ins Land hinein 300 Meilen. Seine Gränzen sind gegen *N.* Surinam, gegen *O.* das Atlantische Meer, gegen *S.* das Amazonenland, und gegen *W.* Guiana.

Die ganze Küste ist sehr niedrig, aber weiter ins Land hinein giebt es schöne Berge, die sich zum Anbau schicken; die Franzosen haben sich jedoch noch nicht so weit ausgebreitet, als sie wohl hätten thun können. Inzwischen ziehen sie aus diesem Lande eben die Waaren, wie aus den Karaibischen Inseln, und zwar in ziemlicher Menge. Von dem Clima, den Vegetabilien und Thieren soll unten bey

der Beschreibung von Terra Firma eine besondre Nachricht ertheilet werden.

Die Insel Cayenne liegt bey der Mündung des Flusses gleiches Namens, im 5° *N.* Breite, und hat etwa 45 Meilen im Umfange. Der Ankerplaz ist zwischen dem Cap Caperon auf der Insel, und dem Cap Corbin auf Terra Firma, und über 100 Schiffe können daselbst sicher vor Anker liegen. Die Insel ist über die maassen ungesund, obgleich jezt nicht mehr so sehr, als sonst. Sie hat viele angenehme Hügel, die zum Anbau sehr bequem sind; und durch einen Fluß von Salzwasser wird sie beynahe in 2 Theile getheilt, welches die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Pflanzstädten und den Transport der Waaren sehr erleichtert. Es fehlt hier auch nicht an Quellen zum Trinken und Treiben der Zuckermühlen. Der Rhede gegen über haben die Franzosen an der Spize der Insel ein Fort auf einem etwas erhabenen Grunde, dem es aber bey seiner sonst bequemen Lage am frischen Wasser fehlt, als wovon es kein anderes hat, als was vom Regen in Cisternen aufbewahrt wird. Verschiedene Wiesen auf der Insel tragen gutes Gras. Die vornehmsten Producte von Cayenne sind Zucker und Roucou; denn der Indigobau ist vernachlässiget worden. Seit dem J. 1722 hat man auch Caffeebäume zu pflanzen angefangen, und die dasigen Caffeebohnen werden für eben so gut gehalten, als die Arabischen. Als sich die Franzosen um das J. 1635 hier niederliessen, baueten sie ein Fort, Namens

St. Louis, und nahe bey demselben ist eine kleine Stadt von 2 bis 300 Häusern, die von den Soldaten der Garnison und allerley Handelsleuten bewohnt wird.

Ohngefähr 4 Seemeilen von der Stadt, dem Fort gegen *NO.* über, liegt ein an einer Anhöhe angelegtes Dorf, Namens

Armire, wovon der untere Theil von Juden und Negern, und der obere Theil, wo eine Kapelle stehet, von Franzosen und Negern bewohnt wird.

Hin und wieder sind noch viele andere einzele Kolonien, und ausser dem erwähnten Fort noch sonst einige Festungswerke auf Cayenne von den Franzosen angelegt.

Holländisches Amerika.

Capitel I.

Von St. Eustatia, Saba und St. Martin.

Ihre Lage, Grösse, Clima, Gestalt des Landes, Producte, Handel, und Geschichte.

§. 1.

St. Eustatia liegt 3 Seemeilen gegen *NW.* von St. Christoph, und ist bloß ein Berg, der in Gestalt einer Pyramide aus der See empor steigt, aber beynahe ganz rund ist. Die

Luft ist gesund, die Insel aber heftigen, mit Donner vermischten Stürmen, Orkanen und Erdbeben unterworfen. Ihr vornehmstes Product ist Taback, und die Holländer sollen hier 5000 Weisse und 15000 Negern haben. Ihre Lage macht sie zu der festesten unter allen Karaibischen Inseln; denn es ist hier nur Ein guter Landungsplaz, der mit wenig Leuten leicht vertheidigt werden kann: und der Hafen wird von einem mit Kanonen besezten Fort commandirt. Bloß der eigentliche Gipfel des Bergs ist mit Holzung bedeckt; denn ob die Insel gleich so klein, und von der Natur so unbequem angelegt ist, so hat doch die Industrie der Holländer selbige in ein sehr nuzbares Land, das durchaus bevölkert ist, verändert. Die Seiten des Bergs sind abgetheilt, und in sehr schöne Plantagen, worinn Zucker und Taback gebauet wird, verwandelt. Auf dem Gipfel ist eine ziemlich grosse Ebene, die wilde Thiere beherbergt. Flüsse und Quellen von frischem Wasser giebt es auf dieser und verschiedenen benachbarten Inseln nicht; doch haben die Einwohner dafür gesorgt, daß ihnen die Teiche und Cisternen, die das Regenwasser auffangen, immer das nöthige Wasser schaffen. Hier sind viele Vorrathshäuser, die mit allen Nothwendigkeiten, besonders mit Europäischen Waaren, wohl versehen sind, die die Holländer ihren Nachbarn sehr theuer verkaufen, wenn diese das Nöthige aus Engelland oder Frankreich nicht erhalten. Sie treiben auch einen Contrabandhandel mit den Spaniern.

Die Holländer nahmen diese Insel im J. 1635 in Besiz, und die Generalstaaten verliehen sie einigen

gen Kaufleuten aus Vlissingen (*Flushing*), die bald eine Kolonie von etwa 600 Familien dahin schickten. Im J. 1665 wurde sie von den Engelländern erobert, diesen aber, durch die vereinte Macht der Franzosen und Holländer, bald nachher wieder abgenommen. Sie bekam darauf eine französische Besazung, wurde aber den Holländern im Bredaischen Frieden wieder übergeben. Zwar bemächtigten sich die Franzosen ihrer im J. 1689. abermals; allein die Engelländer nahmen sie ihnen das nächstfolgende Jahr unter Sir Timothy Thornhill wieder ab, und standen den Franzosen bloß ihr Leben und ihre Bagage zu. Von jeden sollen beym Angriff nur 8 Mann getödtet oder verwundet worden seyn, ob das Fort gleich mit 16 grossen Kanonen besezt, von einer doppelten Reihe starker Pallisaden umgeben, und auf der einen Seite durch einen tiefen Graben, über den eine schmale Brücke nach dem Thore zu gieng, wo nur Ein Mann auf einmal passiren konnte, vertheidigt war. Durch den Ryswicker Frieden kamen die Holländer abermals in den Besiz dieser Insel, und sind seitdem stets ruhig darinn geblieben.

§. 2. Saba ist eine kleine, aber anmuthige Insel, 13 Meilen gegen *NW.* von Eustatia, und 30 gegen *SW.* von St. Bartholomew. Sie hat 4 bis 5 Seemeilen im Umkreyse, und soll ehedem den Dänen gehört haben. Beym ersten Anblick scheint sie ein blosser Felsen zu seyn; aber die Holländische Kolonie, die zuerst von St. Eustatia hieher geschickt wurde, um sie zu bebauen, fand darinn ein Thal, das viele Familien hinreichend be-

schäftigen und ernähren konnte; doch einen Hafen hat sie nicht. Die Fischerey ist um dieselbe herum, vornehmlich der Boniten wegen, sehr reichlich, und an andern nöthigen Erfrischungen fehlt es auch nicht. Die See ist an den Küsten so seicht, daß man Steine auf dem Boden sehen kann; daher können sich nur Schaluppen nähern, und auch diese nicht anders, als bey einer kleinen sandigten Bucht an der südlichen Seite der Insel, wohin die Einwohner ihre Canoes ziehen. In den Felsen ist ein Weg gehauen, der von dem Fuß bis an die Spitze geht, aber so steil ist, daß er eine unüberwindliche Festung, die die Natur selbst gebildet hat, zu seyn scheint. Und zu ihrer grössern Sicherheit haben die Einwohner doch noch an der Seite des Felsen viele Haufen von Steinen auf Gerüsten aufgethürmt, und zwar so, daß sie, wenn man blos einen Strick anzieht, einstürzen, und plözlich einen Steinhagel, der eine ganze Armee zerschmettern könnte, erregen. Die Französischen Bukkanier überfielen diese Insel im J. 1688, konnten sie aber nicht bezwingen. Labat fand sie 1701 in zwey Theile getheilt, und nur von etwa 50 Familien, die in artigen, bequemen und gut meublirten Häusern lebten, bewohnt. Ihr Handel bestand hauptsächlich in Schuhen. Für diese und für Indigo und Baumwolle kauften sie sich Sclaven und gute Meublen, und waren in sehr guten Umständen. Sie lebten sehr einträchtig, und einer soll immer in des andern Hause essen; denn hier giebt es keine Fleischbäncke, wie auf andern beträchtlichen Inseln, und daher schlachten sie ihr Vieh in der Reihe herum.

§. 3.

§. 3. St. Martin liegt im 18° 15′ Nördl. Breite, zwischen Anguilla gegen *NW.*, und St. Bartholomew gegen *SO.*, etwa 15 Meilen von jeder. Sie ist 21 Meilen lang, 12 breit, und hat 42 im Umfange. An der *NW*lichen Seite sind bequeme Bayen und Rheden, und einige gute Salzgruben und Salzseen, die ziemlich weit ins Land hineingehen, und von schönen Fischen und Schildkröten wimmeln. Aber frisch Wasser fehlt ihr, und die Einwohner müssen sich mit dem in Cisternen gesammleten Regenwasser behelfen.

Hier giebt es viele Bäume, die allerhand Gummi ausschwizen, und viel Lichterholzbäume, (*candlewood tree's*), wovon dünne getrocknete Stückchen als Lichter gebraucht werden, und wegen des bey sich führenden Gummi einen lieblichen Geruch geben. Allein der Taback, der unter allem Karaibischen für den besten gehalten wird, beschäftigt die Einwohner vorzüglich.

Man sieht hier grosse Züge von den Vögeln, die Flamens heissen, und unzählige Papagoyen, Turteltauben und andere Vögel.

Die Spanier hatten vordem eine Besazung auf dieser Insel, um andere von deren Anbau abzuhalten; aber um das J. 1650 sprengten sie ihr Fort, ruinirten die Cisternen, verbrannten ihre Häuser, und verliessen den Ort. Darauf kamen Franzosen und Holländer, theilten die Insel, lebten sehr freundschaftlich unter sich, und hatten ihre eignen Kirchen in ihren besondern Vierteln. Vermöge eines zwischen beyden eingegangenen Theilungstractats, besassen die Franzosen den Theil nach An-

guilla hin, der in allem Betracht die beste Hälfte war, und die Holländer die andere Seite der Insel, wo das Spanische Fort gestanden hatte. Aber der Untergouverneur von Anguilla vertrieb im J. 1744. mit einigen Engelländern, unter dem Beystand zweyer Freybeuter von St. Christoph, die Franzosen von der Insel, und nahm ihren Antheil in Besiz, und seitdem hat sie den Engelländern und Holländern gehört.

Capitel 2.

Von Curassao.

Ihre Lage, Grösse, Producte, Handel und die grossen Vortheile der Holländer davon. Von den Inseln Bonaire und Aruba.

§. 4. Die Insel Curassao oder Curaçao ist der einige wichtige Ort, den die Holländer in Westindien haben. Sie liegt mit der nördlichsten Spize unterm 12° 45′ Nördl. Breite, ohngefähr 25 Seemeilen vom festen Lande, und ist etwa 30 Meilen lang und 10 breit. Am östlichen Ende ist ein guter Hafen, Namens Santa Barbara; der vornehmste Hafen aber ist 3 Seemeilen von der südöstlichen Spize, wo die Holländer eine gute Stadt und ein starkes Fort haben. Schiffe, die dahin geladen haben, müssen sich dicht an der Mündung des Hafens halten, und immer ein Seil bey der Hand haben, um ein Ende ans Ufer nach dem Forte zu werfen. Denn beym Eingang des Hafens ist kein Ankerplaz, und der Strom geht stets westwärts; wenn man aber einmal hinein gekommen ist,

ist, so ist er ein sehr sicherer Hafen. Am östlichen Ende giebt es 2 Berge, aber der übrige Theil der Insel ist ganz eben.

Die Insel ist zwar von Natur unfruchtbar, allein sie giebt doch eine Menge Zucker und Taback. Hier sind auch grosse Salzwerke, die die Englischen Inseln häufig mit Salz versehen, und wornach auch von unsern Kolonien auf dem festen Lande immer eine starke Nachfrage ist. Aber der Contrabandhandel, der beständig zwischen den Einwohnern und Spaniern, und der, welcher in Kriegszeiten zwischen den Engelländern, Franzosen und Holländern geführt wird, macht diese Insel den leztern vorzüglich schäzbar.

Die Holländischen Schiffe von Europa berühren diese Insel, um Nachrichten einzuziehen, und geschickte Seeleute einzunehmen; und sodann verfolgen sie an den spanischen Küsten ihren Handel, den sie mit Gewalt trieben, indem die spanischen Küstenbewahrer diese Schiffe nicht leicht nehmen können. Denn nicht allein an sich sind sie sehr stark, und mit Kanonen besezt, sondern auch mit einer Menge ausgesuchter Seeleute bemannt, die bey der Sicherheit der Schiffe und dem guten Fortgange der Reise sehr interessirt sind. Es hat nämlich ein jeder an der Ladung einen zu der Station, die er auf dem Schiffe hat, verhältnißmäßigen Antheil, den ihm die Kaufleute auf Credit nach dem ersten Preise geben. Dies belebt sie mit ungemeinem Muth, und sie fechten tapfer, weil jeder zur Vertheidigung seines Eigenthums ficht. Ueberdem ist

noch ein beständiges Gewerbe zwischen dieser Insel und dem Spanischen festen Lande.

Curassao hat viel Waarenhäuser, die stets mit Waaren aus Europa und Ostindien angefüllt sind. Hier giebt es alle Arten wollener und leinener Zeuge, Spizen, seidene Zeuge, Bänder, Eisenwaaren, Schiffs- und Kriegsvorrath, Brannteweín, Gewürze von den Molucken, und weiße und gemalte Indische Calicoes. Die Holländisch-Westindische Compagnie, die zugleich die Afrikanische ist, bringt jährlich 3 bis 4 Schiffe Sclaven hierher, und zu diesem Negermarkt kommen die Spanier selbst in kleinen Schiffen, und holen nicht nur die besten Negers, die sie sehr theuer bezahlen, sondern auch eine Menge der ebengenannten Güter, ab. Dabey hat der Verkäufer den Vortheil, daß der Ausschuß der Waarenhäuser und Kaufläden, nebst allem, was in Europa aus der Mode gekommen, und nicht mehr an den Mann zu bringen ist, hier sehr gut abgeht; denn, daß eine Sache aus Europa sey, dient hier zur hinreichenden Empfehlung. Die Spanier bezahlen in Gold und Silber, gemünzt oder in Stangen, Cacao, Vanille, Fieberrinde, Cochenille und andern kostbaren Waaren. Die Schiffe, die von Holland unmittelbar nach dem Spanischen festen Lande handeln, legen sowohl bey ihrer Reise von Haus, der Erkundigung und des nöthigen Beystands wegen, als auch bey ihrer Rückreise, hier an, um das, was an ihrer Ladung noch fehlt, durch Zucker, Taback, Ingwer, und andre eigne Producte der Insel zu ergänzen.

Selbst

Selbst in Friedenszeiten soll der Handel an Curassao den Holländern 500000 Pf. Sterl. jährlich werth seyn. Aber während eines Kriegs ist der Vortheil viel grösser; denn alsdann ist sie auf gewisse Weise die allgemeine Niederlage von ganz Westindien, und ein Zufluchtsort für Schiffe aller Nationen, die hier stets Waffen und andere Kriegsbedürfnisse bekommen können. Da alsdenn der Handel mit Spanien unterbrochen ist; so haben die Spanischen Kolonien kaum einen andern Markt, wo sie Sclaven und Waaren herholen können. Die Franzosen kaufen Rind- und Schweinefleisch, Getreyde, Mehl, und Hausgeräthe, welches alles die Engelländer vom festen Lande von Nordamerika, oder von Irrland dahin bringen. — Kurz, der Handel dieser Insel blüht ausserordentlich.

§. 5. Dies ist nicht etwan einem natürlichen Vortheil der Insel zuzuschreiben; sondern es scheint das Schicksal der Holländer zu seyn, daß sie sowohl in Europa, als in Amerika, ihre Einsichten und Gedult an einem unfreundlichen Boden üben müssen. Denn die Insel ist nicht allein unfruchtbar, und hängt in Ansehung des frischen Wassers blos vom Regen ab, sondern der Hafen ist auch von Natur einer der schlechtesten in Amerika. Aber diesem Mangel haben die Holländer gänzlich abgeholfen, und eine der grösten Städte, und bey weitem die schönste und nettste auf den Amerikanischen Inseln, an diesem Hafen gebauet.

Die öffentlichen Gebäude sind zahlreich und schön, die Privathäuser bequem, und die Vorrathshäuser groß, wohl angelegt, und eben so gut angefüllt.

angefüllt. Fast alle Arbeiten geschehen durch Maschinen, wovon einige so wunderbar eingerichtet sind, daß Schiffe auf einmal in die Docke aufgehoben, ganz daselbst auf die Seite gelegt, und dann mit Schiffs- und anderm Vorrath, Kanonen, und allem, was zum Handel und Kriege gehört, versehen werden.

§. 6. Die Insel Bonaire liegt im 68° 10′ Westl. Länge, und ihr Mittelpunct im 12° 16′ Nördl. Breite. Sie ist etwa 20 Seemeilen vom festen Lande entfernt, und hat 16 bis 17 solcher Meilen im Umfange. Die Rhede ist an der *SW*-lichen Seite, fast bey der Mitte der Insel, wo eine ziemlich tiefe Bay ins Land hinein tritt. Die Einwohner geben sich vornehmlich mit dem Maiz und Guinea-Korn, ingleichen Yams- und Potatoesbau, und der Viehzucht ab.

Aruba, die auch den Holländern gehört, liegt 7 bis 8 Seemeilen westwärts von Curassao.

Diese beyden leztern Inseln haben eben keinen wichtigen Handel, sondern beschäfftigen sich besonders damit, frische Lebensmittel für die Hauptinsel, und für Schiffe, die diese Seen besuchen, zu ziehen.

Sonst trieb die Westindische Kompagnie den Handel mit den Holländischen Kolonien in Amerika allein; jezt können aber auch andere Schiffe gegen eine Abgabe von 2½ pro Cent diesen Handel treiben. Doch hat sich die Kompagnie allen Handel zwischen Afrika und den Amerikanischen Inseln, allein vorbehalten.

Cap.

Capitel 3.

Vom Holländischen Guiana oder Surinam.

Dessen Lage, Grösse, Producte, Handel und Regierungsform.

§. 7 Das Holländische Guiana fängt bey dem Fluß Maroni im 6° 20′ Nördl. Breite an, und erstreckt sich bis an die Mündung des Oroonoko. Die Mündung des Maroni ist durch Sandbänke, die ihre Stelle oft verändern, so verstopft, daß nur Schiffe von etwa 20 Tonnen, und selbst die nicht ohne Gefahr, hineinlaufen können. Der Fluß läuft meist von *S.* nach *N.*, ist ohngefähr 1 Seemeile breit, und die ganze Küste vom Maroni bis an den Surinam, die etwa 55 Meilen beträgt, ist niedrig und gewöhnlich mit Wasser bedeckt. Das Land wird im Ganzen für ungesund gehalten. Vom Ende des November bis zum Jul. ist das Wetter ziemlich gemässigt, weil alsdenn die Wolken die Einwohner gegen die Sonne beschüzen, und starker Regen fällt, den beständige *NO* Winde begleiten: die übrige Zeit im Jahre aber ist es schwulheiß.

Durch die Industrie der Holländer ist jedoch das Clima sehe verbessert, und viel gesünder, als es sonst war, gemacht. Denn diese hieben Zugänge durch die Wälder, und machten der Zugluft Plaz, um die ungesunden Ausdünstungen, die den ersten Kolonisten so schädlich waren, zu vertreiben. Und ohngeachtet der Unbequemlichkeiten, denen dies Land sonst unterworfen war, ist diese Kolonie doch

doch durch die grosse Menge Holländer, die hier Pflanzstätte haben, in einen sehr blühenden Zustand gesezt, und 30 Seemeilen über die Mündung des Surinam ausgebreitet worden. Weiter aber wird sie sich vermuthlich nie ausdehnen, weil hier Wasserfälle anfangen, die die Schiffahrt auf dem Flusse unmöglich machen, und Felsen das weitere Eindringen in das Land verhindern. Aber selbst diese haben das Gute, daß sie einen Wall gegen die Einfälle der Indier, die die Gebürge bewohnen, und noch nicht haben cultivirt werden können, zur Sicherheit der Kolonie ausmachen.

§. 8. Die vornehmste Niederlassung ist zu Surinam, einer Stadt an dem Flusse gleiches Namens, im 6° 16′ Nördl. Breite, welcher Name sich jezt auf das ganze Land über 100 Meilen weit umher erstreckt. Von diesem Districte sehn sich die Holländer als unumschränkte Beherrscher an, und sollen sich hier mit dem Uebermuthe, der dieser Nation da, wo sie die Oberhand hat, eigen ist, aufführen. Ein Betragen, sagt ein neuer Schriftsteller, das sich zum Phlegma dieses Volks, und zur Weisheit seiner Staatsverfassung durchaus nicht schickt, weil es ihnen den Haß der Eingebohrnen zuziehet, und dieser Haß einer unternehmenden Macht von Europa Mittel an die Hand geben kann, sie auszustechen.

Die Pflanzer und Handelsleute dieses Orts geben sich den Namen der Gesellschaft von Surinam; denn diese Kolonie ist das vereinte Eigenthum der Holländisch-Westindischen Kompagnie der Stadt Amsterdam, und des Eigenthümers Samels-

dyk.

dyk. Woher aber ihre verschiedenen Rechte entstanden sind, und worinn sie bestehen, können wir nicht erfahren.

Jezt ist die Kolonie in den blühendsten Umständen, und treibt einen gewaltigen Handel, nicht allein mit Europa, sondern auch mit den Westindischen Inseln. Der Fluß Surinam erleichtert das Gewerbe, und die Holländer haben sehr sorgfältig die natürliche Lage durch alles, was Kunst und Fleiß vermögen kann, verbessert. Etwa zwey Seemeilen über der Mündung des Flusses haben sie ein Fort, Namens Zelandia, von Ziegelsteinen erbaut; und in einiger Entfernung davon steht die kleine Stadt Paramaïramba, die ohngefähr 400 Häuser enthält. Ins Land hinein sind nicht weniger als 7 bis 8 Städte, insgesammt reiche, bevölkerte, und Handel treibende Oerter; zum deutlichen Beweise der Unverdrossenheit, mit der diese Nation einmal erhaltene Vortheile zu nuzen weiß.

Zucker, Baumwolle, Gummi, Tabak, Caffee, Flachs, Häute und Färbeholz sind die Producte des Landes, und darinn besteht der vornehmste Handel der Kolonie. Zur Bearbeitung des Bodens haben die Grundherren Sclaven; diese kaufen sie von der Westindischen Kompagnie, die jährlich eine gewisse Anzahl von Guinea dahin führt.

§. 9. Das Land steht unter der Aufsicht eines Gouverneurs, der einen Commendanten unter sich hat, und von den Directeurs der Westindischen Kompagnie gesezt wird; aber die Generalstaaten müssen ihn genehmigen, und diesen muß er eben sowohl, als den Directeurs schwören. In ihrem

Namen

Namen übt der Gouverneur sowohl in Bürgerlichen als Kriegssachen eine unumschränkte Gewalt über die ganze Kolonie aus. Aber in wichtigen Dingen muß er den Staatsrath, von dem sowohl, als vom Justizhofe, er Präsident ist, versammlen und befragen; doch hat er nur Eine Stimme in jedem, unddie Sache muß er nach der Mehrheit der Stimmen entscheiden. Der Staatsrath besteht aus dem Gouverneur, dem Commendanten, der der erste Rath ist, und 9 andern Räthen. Das Conseil, oder der Gerichtshof, bestehet ausser dem Gouverneur nur aus 5 Räthen, 1 Secretair, und 1 Amtmann oder Burgermeister (Mayor). Ueber alle erledigten Bürgerlichen und Kriegsbedienungen hat der Gouverneur so lange zu disponiren, bis Befehle vom Collegio der Directeurs einlaufen können. Auch kann er nach Gutdünken solche Anordnungen machen, von denen er glaubt, daß sie die Sicherheit der Kolonie gegen die Angriffe ihrer Feinde am meisten befördern können.

Zur Vertheidigung derKolonie werden 4 Kompagnien Infanterie, davon jede 1 Hauptmann, 1 Lieutenant 1 Fähndrich und 2 Sergeanten hat, über die der Gouverneur Obrister ist, unterhalten. Ausser diesen ist eine Landmiliz, die aus 8 Kompagnien Bürger besteht.

Dänisches

Dänisches Amerika.

St. Thomas und St. Croix.

Ihre Lage, Grösse, Producte und Handel, Revolutionen auf der leztern Insel.

§. 1.

St. Thomas, die vornehmste der den Dänen zugehörigen Inseln, liegt 64° 20′ Westl. Länge, und im 18° 30′ Nördl. Breite. Sie hat einen sichern und bequemen Hafen mit 2 Wällen, die von Natur zur Errichtung einiger Batterien gebildet zu seyn scheinen. Die Insel hat nur 15 Meilen im Umfange; und doch haben sowohl die Dänen, als Brandenburger, einen Antheil daran, aber die leztern stehen unter dem Schuze der erstern. Fast in der Mitte des Hafens ist ein kleines Fort ohne Graben und Aussenwerke, von dem in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt die Stadt, die hauptsächlich aus Einer langen Strasse besteht, anfängt. Am Ende derselben steht die Dänische Factorey, ein grosses Gebäude mit bequemen Waarenhäusern sowohl zur Niederlage ihrer Waaren, als zur Aufnahme der Negers, in denen ihr Handel mit den Spaniern besteht. An der rechten Seite dieser Factorey ist das Brandenburgische Quartier, bestehend in 2 kleinen Strassen, die voll von französischen Flüchtlingen aus Europa und den Inseln sind. Die meisten Häuser

sind von Ziegelsteinen nach Holländischer Art gebaut und bedeckt, wegen des schlechten Grundes aber nur ein Stockwerk hoch; denn kaum hat man 3 Fuß tief gegraben, so findet man schon Wasser und Triebsand.

Diese Insel liefert Orangen, Citronen, Lemonien, Guavas, Bananas, Mandiaca, Hirsen, Potatoes, und die meisten übrigen Arten Früchte und Kräuter, besonders Zucker und Tabak; von Muskiten aber wird sie sehr geplagt. So lange diese Inseln der Dänisch-Westindischen Kompagnie gehörten, wurden sie schlecht verwaltet, und bey weitem der rechte Nuzen nicht davon gezogen. Aber der vorige König von Dänemark, dieser weise und wohlthätige Monarch, kaufte die Kompagnie aus, und gab den Handel frey. Seit der Zeit ist St. Thomas so gestiegen, daß es über 3000 Oxhöfte Zucker, zu 1000 Pf. und andere Westindische Waaren in beträchtlicher Menge, liefern soll. In Kriegszeiten bringen die Freybeuter ihre Prisen zum Verkaufe hieher, und eine grosse Menge Schiffe handeln von hier aus längs der Küste von Terra-Firma, und bringen Silber, gemünzt oder in Stangen, und andere kostbare Waaren zurück.

§. 2. St. Croix liegt ohngefähr 5 Seemeilen gegen O. von St. Thomas, 8 von Porto-Rico, und etwa 30 gegen *W*. von St. Christoph, unterm 18° Nördl. Breite, und 65° Westl. Länge. Sie ist 10 bis 12 Seemeilen lang, und an der östlichen Seite, wo sie am breitsten ist, 3 breit. Die Luft ist überaus ungesund; allein dies wird vermuthlich nicht länger dauern, als bis die Waldung,

dung, womit die Insel gegenwärtig fast noch ganz bedeckt ist, mehr gelichtet seyn wird, und die Luft einen gehörigen Durchzug bekommt. Der Boden ist schwarz, leicht zu bebauen, sehr fruchtbar, und bringt viele schöne Bäume, aus deren Holze man Tischelarbeit und Cabinetchen macht, ingleichen Zuckerrohr, Orangen, Lemonien, Granatäpfel, Citronen, und eine Art Papayen, Namens Mamee, die alle Monat eine vortrefliche Frucht in Gestalt einer Weiberbrust (davon sie auch ihren Namen hat,) tragen soll, hervor.

Eine grosse Bay an der Nordseite hat ein Bassin mit einer kleinen Insel; und in einer andern an der Südseite, dieser gerade gegen über, ist das Land durch die See mit so viel Eingängen durchschnitten, daß St. Croix blos ein mit viel kleinen Inseln vermischter Morast zu seyn scheint; daher sie auch das versunkene Land genannt worden ist.

§. 3. Was die Geschichte dieser Insel betrifft; so vertilgten die Spanier hier, wie an andern Orten, erst die Eingebohrnen, und verliessen sie dann; worauf sie lange Zeit wüste lag. Nachher hatte sie in kurzer Zeit verschiedene Herren. Die Engelländer und Holländer stritten erst lange um den alleinigen Besitz dieser Insel, und theilten sie darauf unter sich. Im J. 1649 vertrieben die zahlreichen Engelländer ihre Nachbarn, sie selbst aber wurden von den Spaniern von Porto-Rico verjagt; denn diese landeten hier, verbrannten die Häuser, machten die Einwohner, die sie bewaffnet fanden, nieder, und schickten die übrigen nebst ihren Wei-

dern und Habseligkeiten nach Barbuda. Als einige Holländer von St. Eustatia und St. Martin von der Vertreibung der Engelländer gehört hatten, giengen sie, in der Einbildung, daß die Spanier auch nicht mehr da seyn würden, dahin, um diese Insel wieder in Besiz zu nehmen. Aber die Spanier, die noch immer da, und zehnmal so stark waren, überfielen und nöthigten sie, sich gefangen zu geben. Indem sie sich aber anschickten, sie nach Porto-Rico zu führen, kam der Französische Commandeur Poincy mit einer überlegenen Macht an, und die Spanier waren froh, ohne ihre Gefangenen, die Poincy nach St. Eustatia zurück führte, entwischen zu können. Das nächstfolgende Jahr 1651 vergütete Poincy den Holländischen Kaufleuten von Vlissingen die Kosten, die sie auf die Anlegung dieser Kolonie verwandt hatten, und erwarb nicht nur diese Insel, sondern auch St. Martin, St. Bartholomew, und verschiedene andere, den Maltheser-Rittern, deren Großmeister er war. Doch diese blieben nicht lange in deren Besiz, sondern verkauften sie der Französisch-Westindischen Kompagnie, von der sie aber im J. 1696 verlassen wurde. Darauf erhielten sie die Dänen, und sie gehörte so lange der Westindischen Kompagnie, bis der leztverstorbene König von Dännemark sie an sich kaufte. Damals war sie noch eine wahre Wüsteney; aber seitdem hat man angefangen, sie ziemlich geschwind zu bebauen: denn verschiedene Leute von den Englischen Inseln, und darunter einige sehr reiche, haben sich hier niedergelassen.

So

So viel von den Ländern und Inseln, die die Engländer, Franzosen, Holländer und Dänen in Amerika besizen; das noch übrige gehört an Portugall und Spanien. Ehe wir aber mit deren Beschreibung den Anfang machen, sollen die Character der verschiedenen Europäischen Nationen, in so fern sie Amerika angehen, dies Kapitel beschliessen. Wir borgen sie von dem einsichtsvollen Verfasser der *Account of the European Settlements*, für den gemeiniglich Soame Jenyns, Esq. gehalten wird.

„Es scheinet, sagt er, eine besondere Vorsehung beym Auswerfen der Antheile, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, der verschiedenen Europäischen Nationen, die auf der Bühne von Amerika agiren, gewaltet zu haben.

Der Spanier, stolz, träge und prächtig, hat einen grossen Spaziergang, um darinn auszuschweifen; ein gelindes Clima, um seiner Liebe zur Bequemlichkeit nachzuhängen; und einen Ueberfluß an Gold und Silber, um ihm alle die Ueppigkeit zu verschaffen, die sein Stolz verlangt, die ihm aber seine Trägheit versagen würde.

Der Portugiese, von Natur dürftig zu Hause, und mehr unternehmend als arbeitsam auswärts, hat Gold und Diamanten, wie der Spanier, bedarf sie eben so sehr, wie dieser, und besizt sie auf eine nüzlichere, obgleich weniger prahlhafte Art.

Die Engelländer, zum Vernünfteln aufgelegt, nachdenkend und kaltblütig, mehr geschäftige als sehr arbeitsame Leute, ungedultig bey vieler fruchtlosen Arbeit, Feinde alles Zwanges und Liebhabers des Landlebens, haben ein Loos, das weder Gold noch Silber mit sich führt: dafür aber haben sie ein grosses Stück hübsches festes Land; ein schönes Feld, um den Ackerbau zu treiben, und das ihren Handel hinlänglich versehen kann, ohne daß sie sich grossen Schwierigkeiten unterziehen dürften. So unerträglich ihnen auch die nüzlichsten Einschränkungen sind, so sehr blühet doch ihr Handel durch die Freyheit, die jeder hat, ihn nach eignen Einsichten zu treiben, und sein Leben nach eignem Behag einzurichten.

Die Franzosen, geschäftig, lebhaft, unternehmend, biegsam und staatsklug, ändern zwar oft ihren Vorsaz, verfolgen aber immer den gegenwärtigen Gegenstand mit Eifer, und sind dabey doch traitable, und den Vorschriften und Gesezen, die ihre Neigungen im Zaum halten, und in schickliche Mittel verwandeln, gehorsam. Diese Nation hat ein Land, wo mehr durch die Regierung der Leute, als durch Bebauung des Bodens, ausgerichtet werden muß; wo ein Trödelhandel, der eine beständige Bewegung erfordert, mehr blüht, als Ackerbau und regelmässiger Handel, wo sie Schwierigkeiten finden, um sich munter zu erhalten, und wo Gehorsam ihnen statt persönlicher Klugheit dient. In den Inseln ist das Ganze ein Werk ihrer Staatsklugheit und der richtigen Wendung, die ihre Regierung genommen hat.

Die

Die Holländer haben einen oder zween Felsen bekommen, um daran Wunder der Frugalität und des Fleißes, das ihre Tugenden sind, zu thun. Diese Tugenden haben sie auch wirklich daran ausgeübt, und diese Wunder haben sie gewiesen."

Portugiesisches Amerika oder Brasilien.

Erster Abschnitt.

Brasiliens Name, Lage, Grösse, Aussehen, Clima, Vegetabilien und Mineralien. Von Brasilischen Gold und Diamanten; Art sie zu bekommen, und Verordnung wegen derselben.

§. 1.

Die Portugiesen, die das Land zuerst entdeckten, gaben ihm den Namen des heiligen Kreuzes (*Santa-cruz*); von der Menge des Brasilienholzes aber, das daselbst wächst, und das schon vor der Entdeckung dieses weitläuftigen Landes, in Europa unter diesem Namen bekannt war, wurde es nachher Brasilien genannt.

Brasilien liegt zwischen der Mündung des grossen Amazonenflusses unterm Aequator, und dem Silberflusse (Rio de la *Plata*), unterm 35° S. Breite, und zwischem dem 35 — 51° Westl. Länge. Gegen *N.* gränzt es an die Mündung des

Amazonenflusses und an das Atlantische Meer; gegen O. an das nämliche Meer, gegen S. an den Silberfluß, und gegen W. an eine Kette von Gebirgen, die es vom Spanischen Amerika und dem Amazonenlande trennt. Seine Länge beträgt längs der Küste von N. nach S. 2500, und seine Breite 900 Meilen: doch gehen die Niederlassungen der Portugiesen nur sehr wenig ins Land hinein.

Die Küste von Brasilien läuft von der Mündung des Amazonenflusses an 1350 Meilen weit Ostwärts bis an das Cap St. Roque; und von da windet sie sich gegen S. bis an die Spanische Provinz Paragua; daß also fast das ganze Land unter dem heissen Zone liegt.

Im Ganzen ist das Land nahe an der Küste mehr niedrig, als hoch, allein überaus angenehm; denn es besteht aus einer Mischung von Wiesen und Wäldern, worinn die Bäume meist immer grün sind. Aber gegen W. weit ins Land hinein, giebt es Berge mit unzähligen Quellen und Seen, woraus eine Menge Flüsse entspringen, die theils in den grossen Amazonen- und Silberfluß fallen, theils das Land von W. nach O. durchströhmen, bis sie sich mit dem Ocean vereinigen. Diese leztern sind sehr zahlreich und nüzlich, denn sie treiben die Zuckermühlen der Portugiesen, und machen durch jährliche Ueberschwemmungen die Ländereyen fruchtbar.

Der nördliche Theil von Brasilien liegt beynahe unterm Aequator; und dies unterwirft ihn, wie alle Länder gleicher Lage, starken Regen und veränderlichen Winden, besonders im März und September, wo es so starke mit Stürmen und

Wirbel-

Wirbelwinden gemischte Regengüsse giebt, daß das Land dadurch überschwemmt, und die Luft alsdann ungesund wird. Aber kein Land innerhalb den Wendekreisen hat eine gemässigtere Hize oder gesundere Luft, als die südlichern Provinzen; denn deren Küsten werden stets durch Seelüfte, und die innern Theile des Landes durch Winde von den Gebirgen her, erfrischt, welche leztern noch kühler als die Seewinde sind.

§. 2. Der Boden von Brasilien ist überhaupt gut, und bringt grosse Bäume von allerhand Art, die sich zu allem gebrauchen lassen, hervor. Die Savannas oder Wiesen sind mit Gras oder Kräutern bedeckt, und geben, wenn man sie anbauet, alle Producte des dortigen Clima, als: Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Indigo, Maiz und Früchte.

Die vornehmsten Waldbäume sind: der Sapiera, Vermiatico, Commisserie, Guieteba, Serrie, gesprenkelt Holz, 3 Arten Mangrov-Bäume, und der Manchinell.

Der Sapiera ist ein sehr hoher Baum, der gutes Zimmerholz zum Häuserbau hat. Auch der Vermiatico ist ein hoher geradstämmiger Baum, woraus 2 Fuß breite Breter gemacht, und dessen Stämme leicht in Canoes verwandelt werden, wenn man sie nur aushöhlt, und vorn und hinten etwas wie ein Boot behaut. Zwar sind sie so schmal, daß sie oft umschlagen, aber sinken thun sie nie, und die Indier, die vortreffliche Schwimmer sind, kehren sie leicht wieder um.

Der Guieteba und Commisserie dienen hauptsächlich zum Schiffsbau, und dieses Gebrauchs

wegen werden sie eben hoch geschäzt, wie bey uns die Eichen; sogar soll ihr Holz noch fester und dauerhafter seyn. Der Serrie gleicht dem Ulmbaum, und ist im Winter von grosser Dauer. Die Mangrov-Bäume sind roth, weiß und schwarz. Die rothen braucht man zum Ledergerben, die weissen zu Masten und Segelstangen für Barken, und die schwarzen zu guten Bretern; beyde, weisse und schwarze, sind hier grösser, als im Mexicanischen Meerbusen. Auch wächst hier ein wilder Cocos-Baum, aber weder so hoch, noch so groß, als die Ost- und Westindischen: die Nüsse sind auch nicht den vierten Theil so dick, doch werden sie zu Tabakspfeifenköpfen, Knöpfen, zu Rosenkränzen, und anderm Spielzeug gebraucht. Beym Gipfel des Baums wächst zwischen den Blättern eine Art langen schwarzen Garns, ohngefähr wie Pferdehaar, aber viel länger, woraus sehr starke, dauerhafte und nüzliche Taue gemacht werden, die, wenn sie auch der Hize und Nässe noch so sehr ausgesezt sind, doch nicht so leicht vermodern, als Taue von Hanf. Von Baumwollen-Bäumen giebt es hier drey Sorten, aber nur ein wenig wahre Westindische Baumwollensträuche, aus denen Baumwollene Zeuge verfertigt werden.

§. 3. Brasilien hat verschiedene Arten Europäischer Weinbeere, Orangen, Lemonien, Granat- und Citronäpfel (*pomecitron*), die von den Portugiesen hieher verpflanzt worden sind; auch Jenipahs, Papaus, Cashews, Soursops, Custardäpfel, Kohlbäume, wahre Cocosnüsse, Guavas, Bananas und Plantanen.

Die Jenipah gehört zur Calabassen- oder Kürbisart, und ist von der Grösse eines Enten-Eyes, etwas oval und grau; aber die Schaale ist weder so dick, noch so hart, wie bey der Calabasse. Sie hat ein weisses mit kleinem flachen Saamen vermischtes Fleisch; beydes nimmt man in den Mund, allein den Saamen speyt man beym Aussaugen des Fleisches aus. Ihr Geschmack ist scharf, aber angenehm, und ganz unschädlich. Der Baum, der sie trägt, gleicht etwas der Esche, ist geradstämmicht, ziemlich hoch, und hat keine Aeste bis nahe an den Gipfel, wo die Zweige einen kleinen Kopf bilden.

Die Soursop ist eine Frucht, so groß, wie ein Menschenkopf, eyförmig gestaltet, und nach erlangter Reife auf einer Seite grün, und gelblich auf der andern. Die Schaale oder auswendige Seite ist sehr dick, sehr rauh, und mit kleinen scharfen Knoten besezt; aber inwendig ist sie mit schwammigem Fleische und schwarzen Kernen, von der Grösse und Gestalt der Kürbiskerne, angefüllt. Das Fleisch ist sehr saftig, von lieblichem Geschmack, und gesund. Der Baum oder Busch, der diese Frucht trägt, ist nur 10 bis 12 Fuß hoch, und hat einen kurzen Stamm, von dem die Zweige ganz gerade in die Höhe schiessen: er wird auch in Ost- und Westindien angetroffen.

Ausser diesem giebt es hier noch viele Arten Früchte, die man sonst nirgend findet, als: Arisahs, Mericasahs, Petangoes u. s. w. Die Arisah ist eine vortreffliche Frucht, etwas dicker, als eine grosse Kirsche, und sieht wie eine Katharinen-

birn

birn aus, denn am Stiele ist sie dünne, und wird gegen das Ende immer dicker. Sie hat eine grünliche Farbe und kleine Saamenkörner, und ist etwas sauer, aber sehr angenehm und gesund.

Von der Mericasah, einer vortrefflichen Frucht, giebt es 2 Arten: eine wächst auf einem kleinen Baum oder Busche, und diese wird für die beste gehalten; die andre wächst an einer Art Weinstock, der, weil er viel breite Blätter hat, des Schattens wegen gewöhnlich um Bäume herum gepflanzet wird. Die Frucht ist so groß, wie eine kleine Orange, rund, grün, und wenn sie reif ist, weich, und voll weissen mit kleinen schwarzen Saamen vermischten Fleisches, das sehr sauer, angenehm und gesund ist.

Petango ist eine kleine rothe Frucht, die auch auf kleinen Bäumen wächst. Sie ist so groß, als eine Kirsche, aber nicht so rund, denn sie hat eine flache Seite und 5 bis 6 kleine Riefen. Diese Frucht ist sehr angenehm-säuerlich, und in der Mitte sizt ein grosser etwas platter Stein.

Mungaroo ist auch von der Grösse einer Kirsche, auf der einen Seite roth, auf der andern weiß, und hat kleine Saamenkörner.

Musteran de Avo ist eine runde Frucht, so groß, als eine grosse Haselnuß, und mit einer dünnen zerbrechlichen Schaale von schwärzlicher Farbe bedeckt. In der Mitte ist ein kleiner Stein, den ein schwarzes fleischigtes Wesen umgiebt.

Ausserdem giebt es hier eine Menge Callavances, Ananas, Wassermelonen, Muskusmelonen, Gurken, Yams, Potatoes, Cassavas, Kohl,

Steckrüben,

Steckrüben, Zwiebeln, Lauch, und verschiedene Arten Salat und Apothekerwaaren, als: Sassafras, Schlangenwurzel u. s. w.

Kein Getreyde kömmt in Brasilien so gut fort, wie Maiz; denn Weizen und Rocken wachsen zu geil, und schiessen ins Stroh. Das Säen geschieht zu Anfange der Regenzeit, und die Erndte, wenn solche über ist. Die Bäume und Gesträuche des Landes tragen das ganze Jahr über Blätter, Blüthen und Früchte; und dies hat man auch bey den Orangen, Lemonien, und andern dahin verpflanzten Früchten bemerkt. Den Weinstock soll man nur zu verschiedenen Zeiten beschneiden dürfen, um das ganze Jahr über reife Weinbeere zu haben, die schön und fast widerlich honigsüß sind, aus denen sich aber kein haltbarer Wein machen läßt.

§. 4. Die Mineralien bestehen hauptsächlich in Gold, etwas Silber, und einer Menge reicher Diamanten, Jaspisse, Smaragde und anderer vortrefflichen Steine.

Gold wurde zuerst in den Bergen nahe bey der Stadt Rio-Janeiro gefunden. Die Gelegenheit zu dieser Entdeckung wird verschieden erzählt; nach der gemeinen Nachricht aber bemerkten die Soldaten auf einem Feldzuge gegen die im Rücken der Portugiesischen Kolonien wohnende Indier, daß diese ihre Fischangeln von Gold hatten. Man forschte weiter nach, wo sie es her hätten, und erfuhr, daß jährlich eine Menge davon von den Bergen abgespült werde, und unter dem Sande und Kies in den Thälern, nach Ablauf oder Verdünstung des Wassers zurück bleibe. Es ist nur

wenig über 70 Jahr, daß eine beträchtliche Menge Gold von Brasilien nach Europa gebracht worden ist; aber seitdem haben sich die jährlichen Importen von da her durch die Entdeckung mehrerer Pläze in andern Provinzen, wo man das Gold eben so häufig findet, wie zuerst um Rio = Janeiro herum, stets vermehrt. Und jezt sagt man, daß sich eine kleine dünne Ader dieses Metalls etwa 24 Fuß tief unter der Oberfläche durchs ganze Land erstrecke, daß sie aber zu dünn und mager sey, um die Kosten des Aufgrabens zu verlohnen. Allein an den Orten, wo Regen und Flüsse eine beträchtliche Zeit hindurch ihren Lauf gehabt haben, kann man immer Gold sammlen; weil das Wasser es von der Erde abgesondert, und in den Sand niedergelegt hat. Den Strohm also abzuleiten, und sein Bette durchzusuchen, wird für ein untrügliches Mittel, dies Metall zu bekommen gehalten. Goldbergwerke giebt es eigentlich in Brasilien nicht, sondern alles Gold wird aus Flüssen, oder, wenn die Regenzeit vorbey ist, aus den Betten der Ströhme gesammlet.

Sclaven, die vornehmlich Negern sind, werden in grosser Zahl gehalten, um den Boden der Flüsse, und die von Regenströhmen ausgeschwemmten Gräben zu durchsuchen, und das darinn gefundene Gold vom Schlamme und Sande zu reinigen. Die Einrichtung mit diesen Sclaven ist sehr sonderbar. Jeder muß seinem Herrn täglich $\frac{1}{8}$ Unze Gold liefern; ist nun einer so fleissig oder so glücklich, eine grössere Menge zu sammlen; so wird der Ueberschuß gemeiniglich als sein Eigenthum, womit er nach Willkühr schalten kann, angesehn. Daher sollen

sollen einige Negern, die von ohngefähr an einen reichen Waschplaz gekommen sind, sich wieder Sclaven gekauft, und nachher prächtig gelebt haben. Denn ihr erster Herr hat nichts zu fordern, als täglich den erwähnten $\frac{1}{8}$, der, da die Portugiesische Unze etwas leichter ist, als unsere Apotheker-Unze, sich etwa auf 9 Sh. Sterl. belaufen mag.

Die Menge des Goldes, das auf die Art in Brasilien gesammlet wird, und jährlich nach Lissabon geht, läßt sich auf gewisse Weise aus dem Fünftel, den der König bekommt, beurtheilen. Dieser wird, ein Jahr ins andere gerechnet, auf 150 Aroben, zu 32 Pfund Portugiesisch Gewicht, geschäzt, die, die Apotheker-Unze zu 4. Pf. gerechnet, beynahe 300000 Pf. Sterl. ausmachen; und daher beträgt die ganze Summe, wovon diese der 5te Theil ist, etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Sterl. Weniger, als dies, kann das, was jährlich an Gold nach Lissabon kömmt, nicht betragen; wie viel es aber diese Summe übersteige, ist schwer zu bestimmen. Man hat angenommen, daß das Gold, das mit den Spaniern zu Buenos Ayres gegen Silber vertauscht wird, und was heimlich nach Europa geht, noch bey nahe $\frac{1}{2}$ Million ausmache, und sich daher das ganze jährliche Product des Brasilischen Goldes fast auf 2 Millionen Sterl. belaufe. Eine ungeheure Summe, die in einem Lande gefunden wird, von dem man fast bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts nicht wußte, daß es nur ein einziges Korn liefere!

§. 5. Noch neuer ist die Entdeckung der Diamanten; denn kaum sind es 50 Jahre, daß man

man die ersten nach Europa brachte. Sie werden auf eben die Art gefunden, wie das Gold, nämlich in den Furchen der Regengüsse, und in den Betten der Flüsse; aber nur an gewissen Pläzen, und nicht so allgemein durchs ganze Land. Ehe man sie als Diamanten kannte, wurden sie beym Goldwaschen oft gefunden, und mit dem vom Golde abgesonderten Sande und Kiese weggeschüttet. Man erinnert sich noch sehr gut, daß auf die Art viele und sehr grosse Steine, die die Besizer bereichert haben würden, unbemerkt durch die Hände derer gegangen sind, die nachher dieser quälenden Betrachtung und Ungedult nachhiengen. Allein vor 50 Jahren glaubte jemand, der rohe Diamante von aussen kannte, daß diese Kieselsteine, wofür man sie damals hielt, von eben der Art wären; doch soll von da an, da man zuerst auf diese Meynung fiel, bis daß sie durch gehörige Versuche bestätigt wurde, eine geraume Zeit verflossen seyn, weil die Einwohner schwer dazu zu bringen waren, Dingen, die sie so lange zu verachten gewohnt gewesen waren, den hohen Werth beyzulegen, den diese Entdeckung voraussezte. Und während dieses Zwischenraums soll der Gouverneur von einem der dortigen Pläze eine Menge dieser Steine, unter dem Vorwande, sie als Marken beym Kartenspiele zu brauchen, gesammlet haben. Endlich bestätigten erfahrne Juwelier in Europa, die man bey dieser Sache befragte, daß diese Steine wahre Diamanten wären, und viele an Glanz und andern Eigenschaften den Ostindischen nichts nachgäben. Nach dieser Gewißheit fiengen die Portugiesen an, sie in der Nähe der Orte, wo

man

man sie gefunden hatte, sehr fleißig aufzusuchen. Sie hofften so gar, sie in ganzen Klumpen zu entdecken, als sie in vielen von den Bergen, wovon die Ströhme die Diamanten abgewaschen hatten, grosse Krystallfelsen wahrnahmen.

Aber dem Könige von Portugall wurde bald vorgestellt, daß wenn eine solche Menge von Diamanten gefunden werden sollte, als ihre leichtgläubigen Vermuthungen zu verkündigen schienen, dies ihren Werth so verringern würde, daß nicht allein alle Europäer, die einen Vorrath Indischer Diamanten besässen, ruinirt, sondern auch die ganze Entdeckung alsdann unwichtig werden, und der König allen Vortheil davon verlieren würde. Auf diese Erinnerungen hielt es der König für rathsam, das allgemeine Aufsuchen der Diamanten einzuschränken, und errichtete zu dem Ende eine Diamantenkompagnie mit einem ausschliessenden Privilegio. Dieser Kompagnie ist für eine dem Könige bezahlte Summe das Eigenthum aller Diamante, die in Brasilien gefunden worden, verwilliget. Damit sie aber nicht zu viel sammle, und dadurch die Diamanten zu sehr in Preis herabbringe, so darf sie nicht über 800 Sclaven beym Aufsuchen brauchen. Um auch die übrigen Unterthanen davon abzuhalten, und die Kompagnie vor Schleichhändlern zu sichern; ließ der König eine grosse Stadt, mit einem ansehnlichen District um selbige herum, entvölkern, und die Einwohner an der Zahl 6000, an einen andern Ort der Provinz versezen. Denn da diese Stadt in der Nachbarschaft der Diamanten lag; so

hielt man es für unmöglich, so viel Leute, als da waren, vom Diamantensuchen abzuhalten.

Zweyter Abschnitt.

Thiere, Vögel, Gewürme, Insecten, Amphibien, und Fische in Brasilien. Vom Ameisenbär und Armadillo.

§. 6. Die Thiere, die man hier im Lande bey seiner ersten Entdeckung antraf, waren überhaupt eben die, die in Mexico und Peru sind: besonders fand man Peruvianische Schaafe; Pecarees, die von den Europäern gemeiniglich Schweine, wegen einiger Aehnlichkeit mit diesem Thiere, genannt werden; eine grosse Verschiedenheit von Affen, Rehe, Hasen, Kaninchen; einige Löwen und Tiger, welche leztere aber weder so groß, noch so kühn, als die Afrikanischen, waren; den Ameisenbär, das Stachelschwein, den Racoon, das fliegende Eichhorn, den Armadillo, Opossum, Guano und die Sloth.

Der Ameisenbär ist so lang und hoch, als ein Hund von mittler Grösse; seine Hinterbeine gleichen denen von Bären, aber seine Vorderbeine sind viel dünner. Die Vorderfüsse sind platt und in 4 mit langen Klauen bewaffnete Zehen zertheilt, die Hinterfüsse aber haben 5 Zehen. Sein Kopf ist lang, und mit einer spizigen Schnauze, kleinen runden schwarzen Augen, und sehr schwarzen Ohren versehen. Die Zunge soll über 2 Fuß lang, aber sehr dünne seyn, und wenn er sie ganz im Munde hat, muß er einen Theil seines Rückens

krümmen,

krümmen, weil sonst seine Kinnladen für sie zu kurz seyn würden. Er lebt von Ameisen, und wenn er einen Ameisenhaufen gefunden hat, öffnet er den obern Theil mit seinen Klauen, um seine Schnauze und Zunge hinein stecken zu können. Diese leztere ist mit einer schleimigen Feuchtigkeit beschmiert, und bald mit Ameisen bedeckt, da er sie denn in seinen Mund zieht und niederschluckt: und dies wiederholt er so oft, als sie in den nämlichen Fallstrick gerathen. Der Schwanz dieses Thieres ist gewissermassen wie ein Fuchsschwanz, ist überhaupt 2 Fuß lang, beynahe platt, mit Haaren 15 bis 20 Zoll lang bedeckt, rauh, und sehr stark; und er kann ihn bewegen, wie er will. Legt er ihn auf den Rücken, so bedeckt er ihn ganz, und schüzt ihn gegen den Regen, den er gar nicht vertragen kann.

Des Armadillo Kopf, Leib, und Schwanz, ist mit einem Schilde von einem beinigten Wesen bedeckt, das die schönsten Schuppen bildet. An dem obern Theile seines Halses sind 2 Gelenke, vermittelst deren er seinen Kopf bewegen kann; und auf dem Rücken sind 7 Abtheilungen mit einer gelben Haut zwischen jeder. Die Füsse sind mit einem dünnern Schilde bedeckt, der untere Theil des Leibes aber ohne alle Decke. Der Kopf gleicht einem Schweinskopfe, und hat eine spize Schnauze. Er hat kleine tief im Kopfe liegende Augen, und eine schmal zugespizte Zunge. Die Ohren sind nackt, braun und kurz, und die Zähne mittelmässig groß. Seine Füsse gleichen Händen mit 5 Fingern und etwas runden Nägeln. Der Schwanz ist an der Wurzel beynahe 4 Zoll dick, nach und nach aber

nimmt er ab, und endigt sich in einer Spize. Melonen, Potatoes und andre Wurzeln sind seine Speise; Fleisch aber will er nicht fressen, und gewöhnlich liegt er unter der Erde, die er mit seiner Schnauze aufgräbt, verborgen. Dies Thier hat ein sehr feines Gefühl, und kann sich wie ein Ball zusammen rollen. Das Fleisch ist weiß, fett und delicat, dann aber am besten, wenn es, um den Geschmack zu reizen, mit Gewürz zugerichtet ist.

Die Vögel in Brasilien sind: Maccaws, grosse und kleine Papageyen, (*parrots*, *parroquet's*) der Quam, Curasoe, Schnabelvogel, (*bill-bird*) Cockrecoe, der Krebsfänger, (*crab batcher*) fischende Habicht (*fishing-hawk*) und Brummvogel; ferner Curlew's, Rebhüner, Holztauben, Reiger, und Pelikane. Auch giebt es hier eine grosse Mannichfaltigkeit von Singvögeln, verschiedene Arten wilder Enten, wilde Gänse, und gemeines Federvieh: und von dem leztern ist keine Art in Europa, die nicht von den Portugiesen hieher gebracht wäre. In diesen heissen Climaten sind aber alle Vögel eine sehr trockne Speise; auch das Hammelfleisch ist nicht sonderlich. Das Schweinefleisch wird für das beste Fleisch gehalten, und soll leicht zu verdauen seyn. Alle Pferde, Kühe, Schafe, Esel, Schweine und Kazen, sind aus Europa hieher gebracht.

§. 7. In einigen Theilen von Brasilien soll die Hize des Clima die Erzeugung einer grossen Menge giftiger Insecten und kriechender Thiere begünstigen: wirklich bringt kein Land mehr Arten von Schlangen, wovon einige unglaublich lang

seyn

seyn sollen, hervor. Die Klapper- und andere Schlangen werden hier erstaunlich groß; und die Schlange, die Ibibaboca heißt, soll 7 Yards lang seyn, ½ Yard in Umfange haben, und ein Gift bey sich führen, das den Menschen im Augenblick tödtet. Doch sind die Nachrichten, die einige Schriftsteller von der ungeheuren Grösse dieser Gewürme gegeben haben, so unwahrscheinlich, daß man ihren Erzählungen nicht glauben darf. Daß sie aber groß und zahlreich sind, leidet keinen Zweifel, und man hat richtig bemerkt, daß die Vorsehung gut gefunden hat, die vielen Vortheile dieses unschäzbaren Landes mit solchen Unbequemlichkeiten zu mischen, um ihren Segen im Ganzen auf eine gleichere Art unter die Bewohner der Erde auszutheilen.

Hier giebt es auch Scorpionen, Hundertfüsse, Spinnen, und andere giftige und ungewöhnlich grosse Insecten. Die Ameisen sind hier fast eben so beschwerlich, als in Afrika; denn sie ziehen in grossen Haufen herum, und verzehren alles, was ihnen aufstößt. Hier ist auch die Feuerfliege, die sich, wenn sie keine Flügel hätte, wenig vom Johanniswurm unterscheiden würde. Sezen sich einige auf Baumäste, so sehen sie bey Nacht in der Entfernung als eben so viel Sterne aus. Von Bienen sollen hier zwölferley Arten seyn, wovon einige grosse Nester in holen Bäumen in den Wäldern, andere in Felsenhölen haben, und Honig und Wachs in Menge geben.

§. 8. Von Amphibien giebt es 3 Arten Schildkröten, den Habichtsschnabel, (*hawkbill*)

bill) den Tölpel, (*loggerhead*) und die grüne Schildkröte, welche leztere eine vortreffliche Speise ist. Die Flüsse und Seen wimmeln von Krokodilen, und man sieht dort auch ein Geschöpf, das die Portugiesen Cachora de agua, oder den Wasserhund, nennen: er ist so dick, als ein grosser Schäferhund, hat dunkelfarbige Haare, einen langen Kopf, und 4 kurze Füsse, und hält sich in Seen und Teichen von frischem Wasser auf, kömmt aber ans Ufer, sich zu sönnen, und soll eine gute Speise seyn.

Die Seen, Teiche und Flüsse in Brasilien sind voll vortrefflicher Fische. Das magere Fleisch von Wallfischen, die es hier in Menge giebt, dient Sclaven und armen Leuten zur Speise. Der beste Fisch an der Küste ist der Manattee, der so groß ist, als ein Ochs. Auch sieht man hier den Schwertfisch, Drescher, (*trasher*) Paracood, Cavally, das alte Weib, den Hornfisch, (*gar-fish*) die Barbe, Makrele, Snook, Turpoon, Austern, Krabben, Krebse, Seeheuschrecken, (*prawns*) und andere Schalfische. Die besten Flußfische gleichen unsern Pärschen, andere unsern Hechten und Karpfen.

Dritter Abschnitt.

Eintheilung von Brasilien. Beschreibung der Hauptstadt St. Salvador, und der Sitten ihrer Einwohner.

§. 9. Brasilien wird gewöhnlich in 15 Provinzen oder Hauptmannschaften abgetheilt. Bloß 8 davon sind mit der Krone verknüpft: mit den

übrigen sind einige von Adel wegen ausserordentlichen Dienste belehnt; und diese thun wenig mehr, als daß sie die Oberherrschaft des Königs von Portugal, und seines Repräsentanten, des Unterkönigs von Brasilien, anerkennen. Vom Ganzen aber wird der muthmasliche Erbe der Krone Portugal Prinz von Brasilien genannt. Diese Hauptmannschaften sind: Paria, Maragnan, Siara, Poligi oder Rio Grande, Parayba, Tamara, Pernambuco, Seregippe, Bahia de Todos Santos, Ilheos, Porto Seguro, Spirito Santo, Rio Janeiro, St. Vincent, und Del Rey.

St. Salvador, die auch, von ihrem bequemen Hafen, die Stadt Bahia genannt wird, ist die Hauptstadt, und liegt in der Provinz Bahia auf einem Hügel im 12° 11′ Südl. Breite. Sie ist volkreich, prächtig, und ohne Vergleich die lustigste und reichste Stadt in ganz Brasilien. Der Handel ist gewaltig groß; der Vornehme ist höflich, der reich gewordene Pöbel aber unerträglich stolz und brutal. Hier sind nicht weniger, als 12 bis 14000 Portugiesen, und 3 mal so viel Negern. Der Hafen kann die größten Schiffe aufnehmen, und sein Eingang wird durch das starke Fort St. Antony vertheidigt. Es giebt noch andere kleine Forts, die den Hafen bestreichen; eins davon steht auf einem Felsen, ohngefähr ½ vom Ufer. Dicht bey diesem Fort müssen alle Schiffe, die hier ankern wollen, vorbey fahren, und innerhalb ½ Meile davon zwischen diesem und einem andern, das innwendig im Hafen auf einer Landspize steht, den

Anker fallen lassen. Ausserdem ist an dem Hügel, worauf die Stadt liegt, noch ein anders.

Die Besazung besteht aus ohngefähr 400 Mann, die gewöhnlich auf einem grossen Paradeplaze vor des Gouverneurs Pallast aufziehen und exerciren, und wovon ihn, wenn er ausgeht, viele begleiten. Sie sind anständig in braunes Linnen gekleidet, das in diesen heissen Ländern viel angenehmer ist, als Wollenzeug.

Die Stadt hat etwa 2000 Häuser, wovon der größte Theil vom Hafen aus nicht gesehn werden kann; die man aber sieht, geben, weil sie auf einem emporsteigenden Hügel stehn, und mit Bäumen gemischt sind, einen angenehmen Anblick. Die Häuser sind schön, und meist von Ziegel- und andern Steinen gebaut. Die Kirchen, Klöster und Hospitäler sind nicht nur äußerst prächtig gebaut, sondern auch, besonders mit schönen Gemählden, reich und kostbar ausgeschmückt. Die Oberstadt hat viel herrliche Gebäude, vorzüglich die Cathedralkirche St. Salvador. Die Kirche, die sonst dem Jesuitercollegio gehörte, ist von Marmor, der dazu aus Europa gebracht ist, prächtig aufgeführt, und das Collegium selbst auch schön gebaut. Des Unterkönigs Pallast, der Pallast des Erzbischofs, die Gerichtshöfe, Hospitäler u. s. w. sind kostbare Gebäude. Die Hauptstrassen sind groß und alle gepflastert; auch sind hier verschiedene grosse Märkte, (*Squares*) und sowohl in der Stadt, als in deren Nachbarschaft viele Gärten, in denen man allerley Fruchtbäume, Blumen, Salate und Küchengewächse antrifft.

Aber

Aber die meisten Strassen sind so steil, daß man keine Kutschen oder Sänften darauf brauchen kann. Diesem Mangel abzuhelfen, bedienen sich die Reichen einer Art baumwollner Hängematten, die sie Serpentinen nennen, und mittelst eines 12 bis 14 Fuß langen Bambus von ihren Negern auf den Schultern tragen lassen. Diese Hängematten sind meist blau, und mit Franzen von gleicher Farbe ausgeziert; sie haben ein sammetes Kopfküssen, und über dem Kopf eine Art vom Himmel mit Vorhängen, so daß die getragene Person nur, wenn sie will, gesehn werden, und sich entweder ausgestreckt hinlegen, oder auf ihr Kopfküssen lehnen kann. Will der Getragene gesehn seyn, so zieht er die Vorhänge auf, und grüßt seine Bekannten, die ihm auf der Strasse begegnen; denn sie bilden sich was darauf ein, sich in ihrem Hängematten einander zu becomplimentiren, und halten darinn oft auf den Strassen lange Unterredungen. Alsdenn aber haben die beyden Sclaven, die sie tragen, zwey starke hübsche Stangen, die oben mit einer eisernen Gabel versehn, und unten mit Eisen zugespizt sind: diese stecken sie in den Boden fest, und lassen den Bambus oder die Stange, woran die Serpentine befestigt ist, so lange darauf ruhn, bis ihres Herrn Geschäfte oder Compliment aus ist. Selten wird sich ein Mann nach der Mode, oder irgend eine Dame, auf andere Art auf der Strasse sehn lassen.

Das gemeine Volk ist unverschämt, die Soldaten allen Arten von Lastern ergeben, und einige von ihnen selbst gefährliche Banditen. Die Frauens-

personen werden viel genauer, als in Portugal, bewacht; doch finden sie zuweilen Mittel, die Aufmerksamkeit ihrer Wächter zu hintergehen. Aber alsdann machen sich die Ehemänner kein Gewissen daraus, ihre Weiber, die sie untreu finden, zu erstechen oder zu vergiften.

Die vornehmsten Handwerker sind Hutmacher, Schmidte, Schuster, Holzsäger, Zimmerleute, Böttger, Schneider und Mezger. Alle diese kaufen Negern, die sie zu ihren verschiedenen Verrichtungen anlehren. Auch als Lastträger sind diese Sclaven von grossem Nuzen: denn da hier ein grosser Seehandel getrieben wird, und der Landungsplaz sich am Fusse eines Berges befindet, der für Karren zu steil ist; so sind Sclaven sehr nöthig, um die Güter hinauf in die Stadt zu schleppen. Die Kaufleute bedienen sich aber bequemer Krane mit Stricken, wovon ein Ende hinauf geht, indem das andere herabgelassen wird. Das Haus, wo der Kran befestigt ist, steht an der Spize des Hügels nach der See zu, und der Weg ist mit Bretern schief belegt, an denen die Güter auf und nieder gehisset werden.

Vierter Abschnitt.

Von den verschiedenen Einwohnern von Brasilien, ihren Sitten und Gebräuchen. Besonders von den Brasiliern.

§. 10. Portugiesen, Creolen, Mestizen, Negern, und Brasilier sind die gegenwärtigen Einwohner von Brasilien. Die Portugiesen aus Europa,

Europa, denen die wichtigen und einträglichen Stellen anvertraut sind, machen die geringste Zahl aus. **Kreolen**, oder von Portugiesischen Eltern in Brasilien Gebohrne, sind schon weit mehr. Aber zahlreicher als beyde sind die **Mestizen**, oder die von gemischter Geburth; denn wenige Portugiesen haben nicht schwarze oder kupferfarbige Maitressen gehabt, und die mit diesen erzeugten Kinder haben sich durch Heyrathen unter einander sehr vermehrt. **Negern** giebt es auch viel, und diese Sclaven werden viel höher geschäzt, als die Brasilier, weil sie von einer stärkern Constitution sind, und sich zur Arbeit besser schicken. Denn da sie von der viel heißern Afrikanischen Küste, Brasilien gegen über, herkommen; so können sie auch die Arbeiten in den heissen Jahrszeiten besser ertragen, als die ursprünglichen Einwohner. Ueberdem sind die leztern nicht sehr zahlreich mehr, indem die Portugiesen bey ihrem Einfall in dies Land, wie die Spanier bey ihren Eroberungen, die unglücklichen Einwohner durch alle nur ersinnliche Arten von Grausamkeit vertilgt haben.

§. 11. Die Abschilderung, die uns die besten Reisebeschreiber von den Sitten und Gebräuchen der Portugiesen in Amerika geben, ist nichts weniger, als vortheilhaft. Sie beschreiben sie als ein Volk, das in die weichlichste Schwelgerey versunken, die verzweifeltsten Schandthaten ausübt, voller Scheinheiligkeit und Verstellung, ohne Aufrichtigkeit im Umgange oder Ehrlichkeit im Handel, dabey faul, stolz, und grausam ist. Aermlich in ihrer Lebensart lieben sie, wie alle Bewohner der

südlichern Climate, Pracht, Geschmack und Bedienung mehr, als das Vergnügen einer freyen Gesellschaft und einer guten Tafel; ihre Festins aber, die nur selten angestellt werden, sind mit ausschweifendem Aufwand verknüpft.

Den Stolz, die Unempfindlichkeit, Schwelgerey und Grausamkeit der Herren schreibt man ausser andern Ursachen, ihrem Aufwachsen unter den Sclaven, die alle Geschäfte verrichten, und der Erlaubniß zu, deren eine gewaltige Menge, nicht bloß zu Feld, oder häuslichen Arbeiten, sondern blos zum Staate, zur Begleitung und zum Gefolge zu halten. Diese werden eben so verderbt, wie ihre Herren, denen sie zu Werkzeugen ihrer Laster dienen. Durch die unbegränzte und ärgerliche Freyheit, die sie ihnen verstatten, brauchen sie sie zu Klopffechtern oder Meuchelmördern, wenn sie jemand in Furcht jagen, oder Rache an ihm ausüben wollen. Wirklich kann nichts schlimmere Unordnungen hervorbringen, als die unnatürliche Verbindung der Sclaverey mit Müssiggang und gränzenloser Freyheit. Man läßt sie bewaffnet herum gehen; und es giebt viele, die ihre Freyheit verdient oder erkauft haben: und dies alles leidet man in einem Lande, wo sich die Negern zu den Portugiesen und Kreolen wie 10 zu 1 verhalten sollen.

Doch diese Abbildung ist vielleicht übertrieben, wenigstens paßt sie nicht auf die Portugiesen in den nördlichen und nicht einmal auf die in den südlichsten Hauptmannschaften beym Rio Janeiro. Denn diese sind bey weitem nicht so weibisch, wie die zu St. Salvador, und ausserdem, daß das Clima die Indolenz

dolenz und Wollust begünstigt, ist doch die Hauptstadt in allem Betracht verderbter als die übrigen Oerter.

§. 12. Ehe sich die Portugiesen in Brasilien niederliessen, war das Land nicht in Provinzen eingetheilt, sondern alles war eine grosse Commüne: Jeder Stamm und jede Familie bewohnte und bebaute den Theil, den sie für gut fand, und verlegte ihren Wohnplaz, wohin es ihr gefiel. Nur von dem Grund und Boden, den einer bepflanzte, wurde er so lange für den Eigenthümer gehalten, bis er ihn eines bessern Wohnplazes wegen verließ. Ihre Städte bestanden gewöhnlich aus 5 bis 6 grossen Häusern, wovon jedes 2 bis 300 Leute, und zuweilen noch mehr, enthielt. Diesen war das Haupt des Stammes oder der Familie vorgesezt. Die Häuser waren aus langen Stangen, Schilf und Palmetoblättern gebaut, und die Meublen darinn bestanden blos aus Hängematten von Baumwollenem Nezwerke, die an Stangen befestigt waren, und worinn sie schliefen; ingleichen in einigen irdenen Töpfen und Pfannen; und Kürbissen und Calabassen. Leztere dienten ihnen, halb entzwey geschnitten, statt der Zuber, Eymer und Trinkgefässe: denn man hat sie dort von allerhand Grösse. Ausserdem hatten sie Körbe, worinn sie ihre Lebensmittel mit sich führten. Die Zierrathen ihrer Häuser waren ihre Bogen, Pfeile, Speere und andere Waffen.

In diesem weitläuftigen Lande waren auch einige Nationen, die gar keinen bestimmten Aufenthalt hatten, sondern in Zelten lebten, die sie immer von

einem

einem Ort nach dem andern schleppten. Sowohl diese, als die erstern, schliefen so oft ausser dem Hause oder Zelte, als darinn. Im erstern Falle machten sie ihre Hängematten an den Aesten der Bäume fest, und Feuer nahe dabey an, um den üblen Wirkungen der kalten nächtlichen Thaue vorzubeugen, und die wilden Thiere und schädliche Gewürme abzuhalten.

Die Portugiesischen und Holländischen Schriftsteller nennen die Brasilier im Norden des Landes Tapuyer, und die im Süden Tupinamben; diese aber theilen sie wieder in verschiedene kleine Nationen, die zwar in der Sprache, aber sehr wenig in Sitten und Gebräuchen, unterschieden sind.

Die Tapuyer haben eine gute Statur und eine dunkle Kupferfarbe; ihr Haar ist schwarz, und hängt ihnen über die Schulter herab, aber am Leibe und im Gesichte haben sie keins. Sie gehen fast ganz nackt, und blos die Frauenspersonen tragen eine leichte Bedeckung von Blättern um ihre Lenden. Ihre Zierrathen sind: schimmernde Steine, die sie in die Lippen oder Nasenlöcher hängen, Armbänder von Federn, und ein dergleichen Cirkel um den Kopf. Einige bemalen sich auf dem Leibe mit allerhand Farben; andere reiben sich mit Gummi, und kleben schöne Federn darauf, so daß sie in einiger Entfernung mehr wie Vögel, als wie Menschen, aussehen.

Die Tubinamben, die den südlichen Theil von Brasilien bewohnen, sind von mittelmässiger Statur, und ihre Farbe ist nicht so dunkel, als die Farbe ihrer nördlichern Nachbaren, die nahe

bey

bey der Linie sind. Keins von beyden Völkern aber ist so schwarz, als die Afrikaner unter gleicher Breite; denn in Amerika waren keine Negern, ehe sie von den Spaniern und Portugiesen dahin gebracht wurden. Doch haben diese Völker platte Nasen, die aber nicht natürlich sind, sondern in der Kindheit so gedrückt zu seyn scheinen, weil man eine platte Nase für eine Schönheit hält. Auch haben sie schwarzes krauses Haar auf dem Kopfe, und malen sich, wie die nördlichen Brasilier.

§. 13. Die gemeine Speise der Brasilier war Cassava-Brod, wovon sie Kuchen, gleich unserm Schiffszwieback, bucken. Sie lebten auch von andern Wurzeln, Früchten und Kräutern, ingleichen von dem Wildpret, das ihnen die Jagd schaffte, und von Fischen und Oel. Viele Schriftsteller haben sie als Kanibalen vorgestellt, und alle Brasilier hat man beschuldigt, daß sie Menschenfleisch fräßen. Allein dies ist wohl nur eine Verläumdung, die zur Absicht haben soll, das grausame Verfahren ihrer Ueberwinder gegen sie zu beschönigen. Das gewöhnliche Getränk der Eingebohrnen ist Quellwasser, wovon es dort das beste und mannichfaltigste von der Welt giebt; allein sie haben noch andere Getränke vom Safte der Früchte und vom Honig, die sie oft, da sie ganze Tage und Nächte bey ihren Bechern sizen, sehr trunken machen. Ausser dem Spinnen und Weben, der Verfertigung ihrer Bogen, Pfeile, Lanzen und Wurfspiese, und ihrem Häuserbau, der nur geringe Geschicklichkeit erfoderte, kannten sie sonst nur wenig Künste. Doch hatten sie einige Kenntniß von den Tugenden verschie-

dener

dener Kräuter und Specereyen, die sie bey ihren Kranken oft mit gutem Erfolge brauchten. Jagd, Fischerey und Vogelfang war mehr ihr Geschäffte, als Vergnügungen; denn in einem Lande, wo es weder Getreyde noch zahmes Vieh gab, konnten sie ohne diese Beschäfftigungen ihre Familien nicht unterhalten. Trinken, Singen und Tanzen waren ihre vornehmsten Vergnügungen, besonders an ihren Freudentägen, als bey einem Siege, oder der Geburt ihrer Kinder. Noch immer sind sie grosse Schmaucher, und sie rauchen den stärksten Taback. Ihre Pfeiffenröhre bestehn aus einem hohlen Rohr oder Schilf, und der Kopf aus einer grossen Nußschaale, worein fast eine Handvoll Taback geht.

§. 14. Die Portugiesen wollen den Brasiliern alle Religion absprechen; und doch räumen sie ein, daß sie Priester gehabt, und einen Ort der Belohnung und der Bestrafung, nach ihrem Muth und Feigherzigkeit, geglaubt hätten. Ihrem gewöhnlichen Begriffe nach kommen die Frommen nach dem Tode zu ihren Vorfahren, die in einer angenehmen Gegend jenseit der Anden wohnen. Sie glauben an gewisse unsichtbare Wesen, als Austheiler des Guten und Bösen, als Belohner der Tugend und Bestrafer der Laster. Daß sie keine Tempel haben, kömmt vielleicht von ihrer tiefen Ehrfurcht gegen die Gottheit her, die weder an Zeit noch Ort zu binden ist, und weit anständiger unter der glorreichen Decke des Himmels, als in geringen Häusern, die Menschenhände verfertiget haben, angebetet wird.

Eben so unwahr ist die Meynung, als ob sie ohne alle Regierungsverfassung lebten. Denn selbst die Schriftsteller, die ihnen keine zugestehen, sprechen von ihren Königen, Häuptern und Generalen, und geben sogar Stufen einer Subordination unter ihnen zu. Beleidigte einer den andern, so mußte er ihm, wo möglich, in derselben Art Genugthuung schaffen: und kein Volk auf der Welt bezeigte sich gastfreyer und höflicher gegen Fremde, als dieses. Die Portugiesischen Schriftsteller selbst erkennen dies sogar alsdenn, wenn sie sich bemühn, dies edelmüthige Volk mit der verhaßten Benennung der Kanibalen zu brandmarken.

Ein fernerer Beweis ihres Glaubens an einen künftigen Zustand sind ihre Leichengebräuche. Die Freunde und Verwandten des Verstorbenen erheben ein jämmerlich Geheul, preisen bald die Schönheit, bald die Tapferkeit, Stärke und Talente ihres verstorbenen Verwandten, und rufen mit der traurigsten Stimme aus, daß sie ihn nicht wieder sehen würden, bis sie mit ihm jenseit der Gebirge tanzten. Nach einem solchen sechsstündigen Wehklagen wurden Anstalten gemacht, den Körper sizend mit einem gewölbten Dache über ihn zu begraben. Darunter sezten sie Speise und Trank, seine Waffen, und was ihm sonst beym Leben nüzlich gewesen war. Gewöhnlich war das Grab des Haupts der Familie in der Mitte seines Hauses, und sein Denkmal mit den schönsten Federn und andern Zierrathen ausgeschmückt.

So waren nach den zuverlässigsten Nachrichten die alten Brasilier beschaffen; und so sind es

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

mit sehr wenig Veränderung noch die heutigen, wo sich nicht Sitten der Portugiesen und Negern unter ihre Urgebräuche gemischt haben.

Kurz, die eingebohrnen Brasilier sind jezt ein traitables und sinnreiches Volk, bereit, alle Künste und Wissenschaften, die die Portugiesen sie lehren wollen, zu lernen; und nichts nehmen sie freundschaftlicher auf, als die Unterweisung ihrer Kinder durch die Priester, welches Gelegenheit gegeben hat, viele zu bekehren. Die, welche unter den Portugiesen leben, ahmen ihnen im Essen, Trinken und der Kleidung nach, und wenige von diesen gehen nackt.

Fünfter Abschnitt.

Regierung, Macht und Handel Brasiliens.

§. 15. Die Regierung von Brasilien ist in den Händen des Unterkönigs, der, wie bereits bemerkt ist, zu St. Salvador residirt. Er hat 2 Conseils, eins in peinlichen, das andere in bürgerlichen Sachen, und in beyden hat er den Vorsiz. Aber zum unendlichen Nachtheil der Kolonie blühen hier alle Verzögerungen, Chikanen und vervielfältigte Kosten, als ein von den verdorbensten Advocaten ausgeübter Anhang des schlimmsten Theils der Rechtsgelehrsamkeit. Zugleich ist die Justiz so nachgebend, daß die größten Verbrechen oft ungestraft hingehen.

Die Portugiesen sind in Brasilien so stark, daß sie das Land gegen jede fremde Macht behaupten können. Sie haben eine ansehnliche Zahl regulärer

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ter Europäischer Truppen; und die Landmiliz, worunter einige Haufen Indier und freyer Negern sind, ist auch regulär. Ueberdies machen jezt die Portugiesen, Kreolen, Mestizen, Negers und Brasilier auf gewisse Weise nur Ein Volk aus; ihre Religion ist einerley, und ihr Blut ist durch Heyrathen gemischt. So sehr sie also auch unter sich, wenn sie mit keinem andern Feinde zu thun haben, uneins seyn mögen; so gewiß würden sie sich doch mit einander gegen die ganze übrige Welt verbinden. Dies ist ein Vortheil, den die Spanier, Portugiesen und Franzosen vor den Engelländern in Amerika voraus haben. Denn wo sie einige Macht haben, da bekehren sie die Eingebohrnen und Negern allezeit zu ihrer Religion, und bald bezeugen diese einen eben so grossen Eifer für ihren Aberglauben, als die Portugiesen selbst, die nie leiden werden, daß sich eine Nation, der sie den Namen der Kezer geben, unter ihnen niederlasse. Der Umstand der Heyrathen und Verschwägerung ist auch nicht unbeträchtlich; denn beydes verpflichtet alle Völker auf das strengste, sich gegen Fremde zu vereinigen. Auch dieses erwägen die Engelländer nicht genug, wenn sie ihren Leuten, Eingebohrne oder Negers zu heyrathen, verbieten. Statt dessen behandeln wir die leztern grausamer, als die Nationen, die sich durch Menschlichkeit am wenigsten ausgezeichnet haben. Daher kömmts aber auch, daß sie durchgängig ein besonders Interesse haben, und statt ihren Herren treu zu dienen, sich immer verschwören, ihnen entweder die Hälse zu brechen, oder zu entwischen.

§. 16. Der Handel Portugalls wird nach eben dem ausschliessenden Plane, den andere Europäische Nationen bey ihren Kolonien in Amerika beobachten, getrieben: und gleicht der Spanischen Methode darinn, daß die Portugiesen nicht einzelne Schiffe, nach der Bequemlichkeit der verschiedenen Oerter, und dem Gutdünken der Europäischen Kaufleute, sondern jährliche Flotten ausschicken. Diese segeln zu gesezten Zeiten von Portugall in 3 Flota's nach eben so viel Gegenden Brasiliens, als: nach Fernambuco im nördlichen, nach Rio-Janeiro im südlichen, und nach der Bay Allerheiligen im mittlern Theile, wo die schon von uns beschriebene Hauptstadt ist, und wo sich alle diese Flotten bey ihrer Rückkehr nach Portugall versammlen.

Der Brasilische Handel ist groß, und wächst noch jedes Jahr. Dies ist um so weniger zu verwundern, da die Portugiesen Gelegenheit haben, ihre Kolonien mit Sclaven zu ihren vielerler Arbeiten viel wohlfeiler, als jede andre Europäische Macht, die in Amerika Kolonien hat, zu versehen. Denn unter allen Europäern sind sie die einzigen, die Kolonien in Afrika angelegt haben; und diese sind wegen ihrer Ausdehnung so wohl, als der Zahl ihrer Einwohner sehr beträchtlich. Also haben sie Vortheile bey diesem Handel, die keine andre Nation haben kann, und führen jährlich von da 40 bis 50000 Negern nach Brasilien, welches die Lage dieses Landes, das der Afrikanischen Küste näher ist, als jeder andre Theil von Amerika, sehr befördert. Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschrei-

zuzuschreiben, daß Brasilien die reichste, blühendste und am meisten wachsende Kolonie in ganz Amerika ist. Der Zucker-Export von daher ist sehr groß, und dabey ist er feiner, als aller, den unsre, die französischen oder spanischen Zucker-Plantagen liefern. Der Taback ist vorzüglich gut, wird aber in geringerer Menge, als in unsern Amerikanischen Kolonien, gebaut. Die nördlichen und südlichen Theile von Brasilien haben einen Ueberfluß an Hornvieh: und dies wird seiner Häute wegen, wovon jährlich wenigstens 20000 Stück nach Europa gebracht werden, gejagt.

Ein ansehnlicher Theil von dem Golde, das aus Brasilien kömmt, wird in Amerika gemünzt: was z. E. zu Rio-Janeiro geschlagen wird, ist mit einem R, und das zu St. Salvador oder Bahia gemünzte mit einem B, bezeichnet. Diamanten sollen jährlich für 130000 Pf. nach Europa gehn. Diese, nebst dem Zucker, der vornehmlich die Ladung der Fernambuca-Flotte ist, dem Taback, den Häuten, und kostbaren Arzney- und Manufacturwaaren, können einigen Begriff von der Wichtigkeit dieses Handels sowohl für Portugall, als für alle übrigen handelnden Mächte von Europa, geben.

§. 17. Von den durch Europäische Schiffe dahin nach Brasilien geschickte Waaren ist nicht $\frac{1}{15}$ portugiesisches Product. Sie bestehn in allerhand wollenen Zeugen von Engelland, Frankreich und Holland; Leinewand und Spizen aus Holland, Frankreich und Deutschland, Französischen und Italienischen seidenen Zeugen; seidenen und garnenen

Strümpfen, Hüten, Bley, Blech, Zinn, Eisen, Kupfer, und aller Arten daraus in Engelland verfertigter Geräthe; Mehl, gesalzenen Fischen, Rindfleisch und Käse. Von Spanien bekömmt Brasilien Oel; und Wein nebst einigen Früchten ist fast alles, womit es von Portugall aus versorgt wird.

So vortheilhaft aber auch dieser Handel ist; so handeln doch wenig portugiesische Kaufleute für eigne Rechnung; sondern gewöhnlich sind sie nur die Commissionäre fremder Kaufleute, besonders Englischer, deren Waaren sie verkaufen. Kurz, obgleich in Portugall sowohl, als in Spanien, den Fremden aller Handel mit den Kolonien verboten ist; so wird doch auf dieses Verbot so wenig, als auf alle übrigen Einrichtungen, die selbst der Absicht, weswegen sie gemacht sind, widersprechen, gesehen. Der Portugiese ist wirklich blos der Factor; allein seine Treue gleicht der Treue des Spanischen Kaufmanns, die kaum jemals in einem öffentlichen oder Privatfalle gebrochen worden ist. Bey den Portugiesen, die sich gewiß sonst überall durch ihre Aufrichtigkeit nicht ausgezeichnet haben, ist dies sehr zu bewundern; und es dient zu einem sehr auffallenden Beweise, wie weit ein ursprünglich nur auf wenig Beyspiele gegründeter Gebrauch, und ein nachher auf diesen gebauter Ruf, in der Folge einen Einfluß auf Leute von sehr verschiedener Moral und natürlichem Character haben kann.

Gegenwärtig ist Engelland bey dem portugiesischen Handel, sowohl in Absicht dessen, was dies Königreich zu Hause braucht, als was es nach Brasilien schicken muß, am meisten interessirt. Es verdient

dient auch theils wegen der von den Engelländern der Krone Portugall geleisteten Dienste, und der besondern Verträge, theils weil kein anders Volk so viel von dessen Producten consumirt, den größten Vorschub. Aber sowohl in diesem, als vielen andern Handelszweigen, sind die Franzosen unsre sehr gefährlichen Nebenbuhler geworden.

Sechster Abschnitt.

St. Catharine.

Ihre Lage, Grösse, Gestalt des Landes, Vegetabilien, Thiere und Clima.

§. 17. Ehe wir Brasilien verlassen, müssen wir noch eine kleine Nachricht von St. Catharine, der vornehmsten Insel an der Küste des südlichen Theils dieses Landes, ertheilen. Nirgend ist sie über 6 Meilen breit, ob sie gleich ohngefähr 27 Meilen lang ist. Sie erstreckt sich von 27° 35′ bis 28° Südl. Breite, und liegt im 49° 45′ Westl. Länge von London.

Sie ist zwar ziemlich hoch, allein man sieht sie doch kaum in einer Entfernung von 10 Seemeilen, weil sie alsdenn unter dem festen Lande von Amerika, wo die andern Berge sehr hoch steigen, bedeckt ist. Kommt man aber näher hin, so kann man sie leicht unterscheiden, und an einer Menge kleiner Inseln, die an jedem Ende liegen, und längs der östlichen Spize zerstreut sind, erkennen. Der Hafen wird durch verschiedene Forts vertheidigt.

Der Boden ist recht verschwenderisch: denn er bringt von selbst vielerley Früchte hervor; und

ist mit einem zusammenhängenden Walde von stets grünenden Bäumen bedeckt. Diese sind, durch die Geilheit der Gartenerde, mit Brombeersträuchen, Dornen und kleinem Holze so verwickelt, daß sie ein völlig undurchdringliches Dickicht bilden, wo nicht die Einwohner zu ihrer eigenen Bequemlichkeit einen engen Pfad durchgehauen haben. Ausser diesem scheinen einige Pläze, die längs der Küste dem festen Lande gegen über zu Plantagen aufgenommen sind, die einzigen unbedeckten Theile der Insel zu seyn. Die Wälder sind von der Menge aromatischer Bäume und Gesträuche ganz parfumirt. Fast ohne alle Cultur, kommen hier die Früchte und Gewächse eines jeden Clima fort, und werden in Menge gezogen. Daher fehlt es nicht an Citronen, Orangen, Lemonien, Ananas, Pfirschen, Apricosen, Melonen, Plantanen, und einer Menge Zwiebeln und Potatoes.

Aber der Fleischvorrath steht den Vegetabilien weit nach. Zwar kann man hier kleines wildes Rindvieh, das den Büffeln gleicht, kaufen; allein dies ist nur eine sehr mittelmässige Speise, denn das Fleisch ist sehr los und von unangenehmen Geschmack, der vermuthlich ihrem Futter, den wilden Calabassen, zuzuschreiben ist. Es giebt hier auch viel Fasanen, die aber den Englischen an Geschmacke lange nicht beykommen. Andere Fleischarten geben die Meerkazen und Papagoyen; und die vielerley Fische, wovon der Hafen wimmelt; sind gut und leicht zu fangen.

Das Wasser auf der Insel und auf dem gegen über liegenden festen Lande ist vortrefflich, und

hält

hält sich auf der See so gut, als das aus der Themse. Denn wenn es 1 oder 2 Tage in einem Fasse gestanden hat, reinigt es sich, stinkt unerträglich, und ist bald mit einem grünen Schaume bedeckt, der aber in wenig Tagen zu Boden fällt, und das Wasser so klar als Krystall, und ganz süß läßt.

Dies sind die Vortheile der Insel; aber sie ist auch vielen Unbequemlichkeiten, besonders in Absicht des Clima, unterworfen. Die Gehölze und Berge, die den Hafen umgeben, hindern den freyen Umlauf der Luft: und die starke Vegetation, die hier beständig ist, verursacht eine ungeheure Menge von Dünsten, die die Insel die ganze Nacht hindurch, und einen grossen Theil des Morgens mit einem dicken Nebel bedecken, der so lange dauert, bis ihn die Sonne zu vertreiben stark genug wird, oder eine starke Seeluft ihn zertheilt. Dies macht das Land trübe und feucht. Fremde werden auch durch eine Menge Muskiten, die sie den ganzen Tag über beunruhigen, sehr geplagt: diese verlieren sich zwar bey Sonnenuntergange; aber dann folgt eine unzählige Menge Sandfliegen, die man mit dem blossen Auge kaum sieht, die aber ein groß Gesumme machen. Ihr Biß erregt eine kleine Beule im Fleische, worauf bald ein schmerzhaftes Jucken, wie auf den Biß einer Englischen Herbstwanze, folgt.

Diese Insel steht unter einem Gouverneur, den der König von Portugall ernennt, und hat eine Garnison von Soldaten zu ihrer Vertheidigung.

Siebenter Abschnitt.

Geschichte von Brasilien.

§. 19. Brasilien soll zuerst von Americo Vespucci, einem Florentiner, (der das Glück und die Ehre hatte, seinen Namen dem ungeheuren festen Lande, das einige Zeit vorher von Colon entdeckt war, zu geben,) entdeckt seyn. Dies geschah im J. 1498; damals aber kam er nicht weiter, als bis zum 5° Südl. Breite. Nachher segelte er im Dienste des Königs von Portugall wieder nach Brasilien, und dehnte seine Entdeckungen bis zum 52° Südl. Breite aus. In dem nämlichen Jahre schickte der König von Portugall eine Flotte unter dem Admiral Peter Alvarez Cabral nach Ostindien, der, zu Vermeidung der Windstille an der Küste von Afrika, das hohe Meer hielt, und an das feste Land von Südamerika kam. Er landete im 17° Südl. Breite, und gab dem Lande den Namen Santa-Cruz, den es aber, wie bereits erwähnt ist, nachher mit dem von Brasilien vertauscht hat. Der Admiral schickte eins seiner Schiffe mit der Nachricht von dieser Entdeckung, dem Reichthume des Landes, und dessen angenehme Lage, nach Portugall zurück, und mit den übrigen sezte er seine Reise nach Indien fort. Dem Könige gefiel diese Erzählung, es wurde beschlossen, eine Kolonie dahin zu schicken, und die erste Niederlassung wurde wirklich angelegt. Allein sehr unschicklich verbannte man bloß eine Menge Verbrecher von allen Arten dahin. Eine üble Einrichtung in den ersten Grundsäzen der Kolonie war hiervon eine Folge, und die

Nieder-

Niederlassung hatte einen sehr schweren Fortgang, weil die Kolonisten grosse Unordnungen stifteten, und die Ur-Einwohner beleidigten. Auch von Seiten des Spanischen Hofs, der dies Land als einen Theil seiner Herrschaften ansah, fand die Kolonie grossen Widerstand; bis endlich die Sache durch einen Vergleich beygelegt, und darinn ausgemacht wurde, daß alles Land zwischen dem Amazonen- und Silberfluß den Portugiesen gehören solle.

Nachdem auf die Art das Recht festgesezt war, betrieben die Portugiesen die Kolonie sehr lebhaft. Man theilte denen grosse Stücke aus, die was versuchen wollten, und viele vom Portugiesischen Adel erwarben sich einen Antheil an einem Lande, das so viel versprach. Die Eingebohrnen wurden an den meisten Orten unterjocht, und die Kolonie hatte einen schnellen Fortgang. Bald wurde die Krone auf eine so schäzbare Acquisition aufmerksam; die Regierung wurde umgeformt; viel unmässige Schenkungen wurden widerrufen, und alles auf einen so vortheilhaften Fuß gesezt, daß die ganze Seeküste über 2000 Meilen lang, auf eine oder andere Art zum grossen Nuzen des Mutterlandes bebaut ward. Die Portugiesischen Eroberungen auf der Küste von Afrika beförderten diese Niederlassung sehr durch die Menge der Negern, die sie den Kolonisten zu ihren Anlagen lieferten: und dies war die erste Einführung der Negern in Amerika.

§. 20. Aber im Meridian ihres Glücks, da sie ein ungeheur weitläuftiges Reich und den blühendsten Handel in Afrika, Arabien, Indien, den Asiatischen Inseln, und einen der besten Theile von Amerika,

merika, besaßen; fühlten sie einen von den Streichen, die das Schicksal der Königreiche in einem Augenblicke entscheiden. Don Sebastian, einer der größten Prinzen, verlohr sein Leben in einem Feldzuge gegen die Mohren; und dadurch kamen die Portugiesen um ihre Freyheit: denn Portugall ward nun von dem Spanischen Reiche verschlungen.

Bald nachher wurde das nämliche Joch, das auf dem Nacken der Portugiesen lag, auch den Einwohnern der Niederlande unerträglich, und 7 Provinzen schüttelten es ab. Nicht zufrieden, sich in einen unabhängigen Staat zu bilden, und ihre Unabhängigkeit durch einen glücklichen Vertheidigungskrieg zu unterstüzen, verfolgten sie mit erstaunendem Muth die Spanier bis in die entferntesten Schlupfwinkel ihrer weitläuftigen Länder, und wurden reich, mächtig und fürchterlich durch die Beute, die sie ihren ehemaligen Herren abnahmen. Besonders griffen sie die Länder der Portugiesen an, und nahmen ihnen fast alle ihre Festungen in Ostindien; dann kehrten sie ihre Waffen gegen Brasilien, das von den Spaniern nicht beschüzt, und durch die Feigheit des Gouverneurs der Hauptstadt verrathen wurde. Sie würden das ganze Land erobert haben, wenn nicht der Erzbischof, Don Michael de Texeira, der von einer der vornehmsten Familien abstammte, geglaubt hätte, daß in einem solchen Falle die Pflichten seines Amts der Gefahr des Landes nachstehen müßten. An der Spize der Mönche also und einiger wenigen zerstreueten Truppen, ergriff er die Waffen, sezte den Eroberungen der Holländer ein Ziel, und hielt so lange tapfer Stand,

bis

bis Hülfe anlangte. Und dann legte er das Amt nieder, das ihm die öffentliche Noth und sein eigner Muth aufgetragen hatte, und gab es in die Hände eines vom Staat ernannten Mannes. Auf die Art rettete er 7 Hauptmannschaften von 14, worinn Brasilien eingetheilt ist; die übrigen fielen den Holländern in die Hände, die sie mit vorzüglichem Muth und gutem Betragen eroberten und behaupteten.

Dem tapfern Grafen Moriz von Nassau hatten die Holländer verschiedene dieser Eroberungen, die Einrichtungen ihrer Kolonien, und den vortheilhaften Frieden, durch den sie ihnen zugesichert wurden, zu verdanken. Da sich aber ein Handelsvolk natürlicher Weise nach plözlichem Gewinnste zu sehnen pflegt, und diese Kolonie nicht unter der unmittelbaren Regierung der Generalstaaten, sondern unter der Holländisch-Westindischen Kompagnie stand: so konnte diese bey ihren durch Geiz und niedrige Gesinnungen beengten Grundsäzen nicht leiden, daß die gegenwärtigen Vortheile der Kolonie ihrer künftigen Sicherheit aufgeopfert werden sollten. Der Prinz hielt mehr Truppen, und errichtete mehr Festungen, als sie ihm verstatten wollte; daher begegnete sie ihm auf eine Art, die ihn nöthigte, seinen Dienst niederzulegen.

Nun gieng alles nach den Entwürfen der Kompagnie. Es wurden verschiedene Leute hinüber geschickt, die Verwaltung der Kolonie zu übernehmen, und durch ihre Sparsamkeit der Kompagnie wieder zu den Summen zu verhelfen, die die Kolonie ihr gekostet hatte. Die vornehmsten von

den

den illûstren Nachfolgern des grossen Grafens Moriz von Nassau, eines der geschicktesten, tapfersten und wûrdigsten Mânner aus diesem durch Helden so berûhmten Hause, waren Mr. Hamel, ein Kaufmann aus Amsterdam, Mr. de Bassis, ein Goldschmidt von Harlem, und Mr. Bullestraet, ein Zimmermann von Middelburg. Es waren insgesammt gute ehrliche und der Kompagnie sehr treue Leute; aber zum Unglûck der Republik sowohl, als ihrer Herren, verstanden sie den Handel besser, als die Regierungskunst. Sie schickten die Einkûnfte der Lânder, die Graf Moriz zur Unterhaltung der Festungswerke ausgesezt hatte, nach Holland: folglich verfielen diese unterdessen. Unter sehr leichten Bedingungen liessen sie die Soldaten nach Hause gehen: dies erleichterte die Kosten der Armee. Die Summen zum Unterhalt eines Gerichtshofs wurden eingezogen, und die Schulden von der Kompagnie mit der größten Hârte und Strenge beygetrieben. Ihr Gewinn stieg nun auf 100 pro Cent, und alles war nach ihrer Meynung in dem blûhendsten Zustande. Aber bald endigte sich dieser schône Anschein mit dem gânzlichen Verlust des Landes, und vôlligem Untergang der Westindischen Kompagnie. Durch ihre Kargheit im Handel, durch die Strenge ihres Verfahrens, und Hârte in ihren Beytreibungen, machte sie die Herzen ihrer Unterthanen von sich abwendig. Auch mit den Portugiesen, die lange im Lande gewohnt, und sich der Hollândischen Regierung unterworfen hatten, gieng man nicht zum Besten um. Sie kauften daher Feuergewehr und Kriegsbedûrfnisse von der Regierung; denn da

sie sehr hohe Preise bezahlten, so erhielten sie alles, was sie nöthig hatten. Zu ihrem Beystande kamen noch Portugiesen aus Europa an, und mit diesen vereint, nahmen sie den Holländern nach und nach alle Städte, in deren Besiz sie waren, ab, und vertrieben sie im J. 1654 ganz aus dem Lande. Seit der Zeit hat es stets der Krone Portugall gehört.

Das Spanische Amerika.

I. Buch. Spanisches Westindien.

Capitel 1. Von der Insel Cuba.

Lage, Grösse, Gestalt dieses Landes; Clima, Boden, Pflanzen und Thiere. Beschreibung der Havanna. Sitten und Gebräuche des Volks. Geschichte der Insel.

§. 1.

Unser Plan, die amerikanischen Länder nach den verschiedenen europäischen Mächten, denen solche gehören, zu beschreiben, machte es noth-

nothwendig, daß wir die Westindischen Inseln verliessen, zu denen wir jezt zurück kommen, und eine so vollkommene, und zugleich so kurze Nachricht, als nur möglich ist, von ihnen geben werden.

Die Insel Cuba liegt zwischen 20° Nördl. Breite, und dem Wendekreis des Krebses, und zwischen 74° und 85° 15′ Westl. Länge. Sie ist 660 Meilen lang, vom Cap. St. Antonio in *W.* bis zum Cap. Maize in *O*; aber verhältnißmäßig sehr schmal, und meist nur 30 bis 40 Meilen breit. Sie liegt 25 Seemeilen *N*wärts von Jamaica, 60 Meilen *W*wärts von Hispaniola, und 100 Meilen *S*wärts vom Cap Florida, und kommandirt den Eingang des Meerbusens von Mexico und Florida, und der Durchfahrt durch die Windwardsinseln.

Die Eingebohrnen nannten die Insel Cuba, ehe sie durch Colon entdeckt ward, der sie anfänglich Juanna nach dem Don Juan nannte, und hernach Ferdinandino nach König Ferdinand V. der eben in Spanien regierte, als diese Insel entdeckt ward; bald hernach aber bekam sie ihren amerikanischen Namen Cuba wieder, den sie bis jezt behält.

Eine Reihe von Bergen läuft größtentheils durch die Insel von *O.* nach *W.*, worinn Kupferbergwerke sind, die die Spanischen Kolonien mit diesem Metall zu all ihren kupfernen Gefässen versehen. Goldstaub findet man im Sand der Flüsse; man vermuthet daher, daß Gold- wo nicht auch Silberadern in den Gebirgen sind. Diese Berge werden von Bäumen beschattet; das Land an der

Küste

Küste aber ist gröstentheils ein ebnes flaches Land. Eine Menge kleinerer Flüsse laufen von der Nord- und Südseite dieser Anhöhen herunter; aber keiner von ihnen ist breit, denn sie ergiessen sich nach einem sehr kurzen Lauf in die See. Keine Gegend auf der Erde hat bessere Häfen: von diesen ist der vornehmste die Havanna an der *NW.* Seite, einer der schönsten und bequemsten in Amerika, und der von St. Jago, der in der Tiefe eines grossen Meerbusens am östlichen Ende der Insel ist.

Die Regenzeit ist in den Monaten Jul. und August, wenn die Sonne im Scheitelpunct steht: folglich würde es sehr heiß seyn, wenn die Sonne nicht umwölkt wäre, und die Luft nicht durch die alsdenn fallenden Regengüsse erfrischt würde. Das heiterste Wetter ist, wenn die Sonne am weitesten von ihnen entfernt ist; und dann ist der Morgen der heisseste Theil des Tages; denn gegen Mittag fängt der Seewind an, viel stärker zu wehen, und hält so bis Abend an. Der Passatwind wehet in diesen Seen aus *NO.* Beym Vollmond, und Mondwechsel, vom October bis zum April, haben sie starke *N.* oder *NO.* Winde, die im December und Januar oft Stürme werden, ob man gleich dies die angenehme Jahrszeit nennt.

§. 2. Diese Insel soll überhaupt, für ein so grosses Land, den besten Boden in Amerika haben, und alle aus unsern amerikanischen Inseln bekannte Producte hervorbringen, vorzüglich Ingwer, langen Pfeffer, und andere Gewürze, Cassia fistula, Mastix und Aloe. Hier sind grosse Cedern, und andere wohlriechende Bäume, Eichen,

Tannen, Palmenbäume, eine Menge hoher Weinstöcke, und schöne Baumwollen-Stauden. Es giebt hier zwo Arten Früchte, die man *Camiton* und *Guanavana* nennt; erstere sieht einer sinesischen Orange ähnlich, und wächst an einem Baume, der an der einen Seite grüne, und an der andern Zimmetfarbene Blätter hat. Die andere ist herzförmig, ist auswärts grün, und hat innwendig einige dornichte Stacheln; auch einige Kerne, und einen sauren Saft. Ihre andern Früchte sind: Plantanen, Bananas, (*Musa* L.) Guavas, (*Pisidium* L.) Limonien u. s. w. Man findet hier viele grosse Alleen von Cocosnußbäumen. Das Land bringt auch Taback und Zucker hervor, den man für den besten in Westindien hält, doch nicht in grosser Menge, aus Mangel an Menschen, die das Zuckerrohr anbauen; sonst haben ihre Zuckerwerke sowohl Wasser- als Pferdemühlen.

Das Hornvieh ist ehedem durch die Spanier hieher gebracht, und hat sich in einem so ausserordentlichen Grade vermehrt, daß ganze Heerden in den Wäldern wild herumlaufen, und viele schöne fette Thiere, aus Mangel an Menschen, die ihr Fleisch essen könnten, blos wegen ihrer Felle getödtet, und zum Verfaulen auf der Erde zurückgelassen werden. Einen grossen Theil des Fleisches haut man doch in Stücke, und trocknet es an der Sonne, um es zu Schiffs-Proviant aufzubewahren. Auch giebt es hier Pferde, Maulesel, Schaafe, zahme und wilde Schweine, wildes und zahmes Geflügel, Papagoyen und Rebhüner mit blauen Köpfen. Die Küsten haben einen Ueberfluß an

Seevögeln, vorzüglich aber an einer Art von Kranichen, die in ihrer Jugend weiß, im Alter aber verschiedentlich gefärbt sind. Man findet hier auch grosse Schildkröten; und nirgends haben wohl die Seen und Flüsse eine grössere Menge von Alligatorn. Die Fische sind vorzüglich Barben, und Welse. (*Ciupea* alosa L.)

§. 3. Die Insel ist bey weitem nicht so angebaut, als es geschehn könnte; denn hier, sagt unser Schriftsteller, sind mehr Kirchen als Pflanzstädte, mehr Priester als Pflanzer, und mehr träge abergläubische Heuchler als Arbeiter. Ausserdem muß man auch gestehn, daß diese große Insel mit einem ergiebigen Boden, der einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln hervorzubringen im Stande, und der vielleicht freygebiger, als in irgend einer andern Gegend versorgt ist, da er auch Wälder hat, die ausser dem erwähnten zahmen Vieh, Wildpret im Ueberfluß liefern, dennoch nicht so viel Producte zur Ausfuhr hervorbringt, wenn man gleich ihre Felle und Talg, Zucker, Taback und Schnupftaback mit einrechnet, als unsere kleine Insel Antigoa.

Es giebt hier viele beträchtliche Städte. Von diesen hat zwar St. Jago bisher den Namen der Hauptstadt gehabt; aber sie steht doch der Havanna weit nach, die bey weitem die schönste Stadt auf der Insel ist.

Havanna liegt an der *NW.* Küste der Insel unter 23° 12′ N. Breite, und 82° 13′ W. Länge. Diego de Velasquez bauete sie, der hier im Anfang des 16ten Jahrhunderts mit 300 Spa-

niern landete, und unter dem Beystande des Bartholomäus de las Casas, Cuba einnahm. Lezterer begab sich in den Dominicaner-Orden, ward Bischof von Chiopa in Neu-Spanien, und that sich durch seine grosse Menschenliebe hervor: von ihm haben wir die Geschichte der spanischen Grausamkeiten, die sie sowohl hier, als auch in andern Gegenden von Westindien verübt haben. Der Hafen der Stadt soll am häufigsten besucht werden, weil er einer der besten auf der Insel, und einer der schönsten in der Welt ist. Er ist so groß, daß tausend Schiffe hier ganz bequem und sicher liegen können, ohne Anker und Tau zu gebrauchen, weil ihnen kein Wind schaden kann, und so tief, daß sich die größten Schiffe in einer kleinen Entfernung vom Ufer vor Anker legen. Man fährt in diesen Hafen durch einen $\frac{3}{4}$ Meilen langen Canal, der so schmal ist, daß nur ein Schiff auf einmal durchpassiren kann, man braucht also auch den Eingang nicht durch Ketten zu versperren. Die *NW*liche Ecke dieses Hafens ist ein langes Viereck, daß sich von *N.* nach *S.* erstreckt; die drey andern Ecken formiren drey kleine Buchten.

Diese Stadt liegt in der fruchtbarsten Gegend der Insel, an der *W*lichen Seite des Hafens, auf einer anmuthigen Ebene, die sich längs der Küste hinzieht, und hinterwärts berührt sie die beyde Arme des Flusses **Lagida**. Die Stadt ist ovalförmig, und nimmt ihren Anfang etwa $\frac{1}{4}$ Meilen von dem Eingange des Hafens. Die Häuser sind von Stein, sehr artig, aber nicht prächtig, die Strassen enge, aber reinlich. Hier sind eilf Kirchen

und Klöster, zwey artige Hospitäler, und mitten in der Stadt ist ein schöner Markt, der mit gleichförmigen Häusern umgeben ist. Die Kirchen sind prächtig und reich ausgeschmückt, und die Lampen, Leuchter und Zierrathen am Altar sind von Gold und Silber. Einige silberne Lampen von sehr sonderbarer Arbeit sind so groß, daß sie 200 Mark wiegen, das Mark zu ½ Pfund gerechnet. Die Kirche der Franciscaner hat zwölf schöne Kapellen, und in ihrem Kloster sind Zellen für 50 Paters. Die Kirche St. Clara hat 7 Altäre, die alle mit Silbergeschirr (*place*) ausgeschmückt sind, und das Nonnenkloster hat 100 Frauen und Mägde. Die Augustiner-Kirche hat 13 Altäre, und die Kirche des St. Jean de Dieu 9 Altäre und ein Hospital für Soldaten, das 12000 Stück von Achten Einkünfte hat.

An der Landseite ist die Stadt mit einem Wall umgeben, der durch Bollwerke beschüzt wird, und an der Seite nach dem Hafen zu ist ein Castell. Am Eingange des Hafens sind 2 andere starke Castelle, die den Eingang vertheidigen: das stärkste von ihnen hat Linien, die sich bis zum erstgedachten ausdehnen, und wird

Fort Moro genannt. Es ist auf einem Felsen, am Fusse zweener Hügel erbauet, worinn man einen tiefen Graben gehauen, der mit Seewasser angefüllt ist. Die Wälle haben eine dreywinklichte Figur, und drey grosse Basteyen, die mit 40 schweren Kanonen versehn sind. Von diesem Castell läuft eine Linie ab, auf der zwölf ungewöhnlich lange Kanonen, mit dem Wasser parallel liegen, deren jede eine Kugel von 36 Pfund schießt, und

die man vorzüglicher Weise die 12 Apostel nennt. Auf der Spize zwischen diesem Castell und der See ist ein Thurm, der oben mit einer Leuchte versehen ist; hier hält auch beständig jemand Wache, um zu sehen, was für Schiffe sich nähern; und so viel Schiffe kommen, so viel Flaggen hängt er aus. Das zweyte Castell an der Mündung des Hafens heißt

Puntal, es liegt auf einem ebenen Boden, an der Seite des Eingangs, dem vorigen gegen über. Es ist eine regelmässige Festung, mit vier guten, mit Kanonen wohl versehenen Bastionen. Die dritte Festung, deren wir zuerst gedacht haben, heißt

El Fuerte, oder im eigentlichsten Verstande das Fort; es ist ein kleines, aber starkes Werk, gegen das Ende des engen Canals, mit 4 regulären Bastionen, und einer andern Platform, auf der etwa 60 grosse schwere metallne Kanonen liegen. Ausser diesen dreyen Festungen sind noch zwo andre da, jede von 12 Stücken, die vier oder fünf Meilen vom Hafen an der Küste liegen. Die nach *O.* liegende heißt Coxemar, und die nach *W.* Bariavans. — Diese Festungswerke zusammen haben 120 Kanonen.

Diese Stadt ist den Spaniern wichtiger, als irgend eine andere in Amerika. Da sie der Sammelplaz aller ihrer Flotten auf der Rückreise von diesem Welttheile nach Spanien ist; und weil sie an der Mündung des Meerbusens von Florida liegt, durch den sie nothwendig fahren müssen: so nennen sie die Spanier den Schlüssel von Westindien.

Hier

Hier liegt die königl. Spanische Flotte, und hier versammlen sich die Kauffarthey schiffe von den verschiedenen spanischen Häfen im September, sowohl vom festen Lande als den Inseln, zu 50 bis 60 Seegel stark, um Proviant und Wasser einzunehmen, und vereinigt nach Spanien zurück zu kehren. In der Stadt ist eine anhaltende Messe bis zu ihrer Abreise, die gemeiniglich vor dem Ende des Monats erfolgt. Vorher ergeht ein öffentlicher Ausruf, worinn denen, die zur Flotte gehören, bey Lebensstrafe in der Stadt zurück zu bleiben verboten wird; und nach gegebenem Zeichen mit einem Kanonenschuß gehen alle an Bord.

Die Einwohner sind im Ganzen genommen, weit umgänglicher, als die von Vera-Cruz; vorzüglich sind die Frauenspersonen freyer, sie gehn aber doch nicht ohne Schleyer aus. Viele von ihnen sprechen und kleiden sich französisch; denn seitdem Spanien an das Haus Bourbon gekommen, haben sich verschiedene von dieser Nation hier niedergelassen. Die gewöhnlichste Nahrung geben hier Schweine und Schildkröten, womit sich alle Schiffe im Ueberfluß versorgen. Man hält das Schweinefleisch für sehr nahrhaft, und es hat, im Gegensaz von andern Ländern die Eigenschaft, daß es verstopft. Das Schildkrötenfleisch schneiden sie in lange Schnitte, salzen es ein, und trocknen es in der Luft. Der Wein ist hier sehr wohlfeil, andere Lebensmittel aber überhaupt theuer, vorzüglich weißes Brod, wovon oft die Unze einen englischen Pfenning kostet, besonders wenn die Galionen da sind; man schreibt dies dem Mangel an

Weizen zu, der hier nicht fortkommt, und folglich aller von aussen eingeführt werden muß. Die Einwohner aber bedienen sich fast durchgehends des Brodes aus der Cassave-Wurzel. So lange die Flotten hier sind, wird das Geflügel theurer verkauft, und Verhältnismässig auch Früchte und andere Dinge, so daß einer kaum des Tages für zwey Stücke von Achten leben kann.

Die andern beträchtlichen Städte der Insel sind

Santa-Cruz, die 64 Meilen nach *O.* von der Havanna an der nämlichen Küste liegt, und einen sehr guten Hafen hat.

Porto del Principe, auf eben der Küste, etwa 300 Meilen *SO*wärts von der Havanna, war vormals eine reiche Stadt, und ward nach einem tapfern Widerstande von Seeräubern erobert. Nahe bey dieser Stadt sind einige Harz-Quellen.

St. Jago liegt unter 20° 2′ Nord-Breite, und 75° 47′ Westl. Länge, am Ende eines geräumigen Busens, an der *SO*seite der Insel, etwa 6 Meilen von der See. Der Eingang in die Bay ist enge, und es liegen kleine Inseln drinn; die sie wider Stürme decken, und zu einem bequemen Hafen machen. Hier ist ein Bischoffs-Siz, und eine Cathedral-Kirche; die Stadt hatte auch vormals einen beträchtlichen Handel, der aber jezt nach der Havanna verlegt ist: sie hatte die Gerichtsbarkeit über die halbe Insel, die aber auch jezt fast gänzlich aufgehört hat.

§. 4. Diese Insel ward zwar schon im J. 1492 entdeckt, aber erst gegen das J. 1511

gänzlich erobert. Man behandelte die Einwohner mit aller der Grausamkeit, die die vereinte Leidenschaften von wilder Bigotterie, Aberglauben, und Geiz nur erfinden konnten, und man sagt, daß etliche Millionen von ihnen massacriret worden, und daß der spanische Hof zulezt Befehle gegeben, die wenigen übergebliebenen Ureinwohner gänzlich auszurotten, welche Befehle man auch mit unmenschlicher Genauigkeit ausgerichtet habe. Die Geschichte von Cuba ist demnach nur eine Erzählung der schrecklichsten Mezeleyen, die die Spanier sorgfältig verheelen. Diese Unmenschen fanden Gold auf der Insel, schlossen hieraus auf verborgen gehaltene Bergwerke, und peinigten eine grosse Anzahl der Eingebohrnen, um die Lage derselben von ihnen zu erfahren; ja es sollen in dem einzigen Jahre, da der Herr Statthalter Velasquez auf die Insel kam, nicht weniger als 600,000 Eingebohrne hingerichtet worden seyn.

Die Häuser in der Havanna waren anfänglich nur von Holz, und die Stadt war 1536 so unbeträchtlich, daß sie von dem Schiffsvolk eines französischen See-Räubers eingenommen wurde, und sich durch eine Brandschazung von 700 Ducaten loskaufen mußte. Denselben Tag langten nach der Abreise des Seeräubers drey spanische Schiffe von Mexico bey der Havanna an, die ihre Ladung ans Land brachten, und den Seeräuber verfolgten: die spanischen Officiere aber waren so feig, daß der Seeräuber alle 3 Schiffe nahm, nach der Havanna zurück kam, und neue 700 Ducaten von den Einwohnern eintrieb.

Um ähnlichen Unglücksfällen für die Zukunft vorzubeugen, baueten die Einwohner ihre Häuser von Steinen, und führten an der Mündung des Hafens ein Fort auf. Weil aber die Stadt an der Landseite offen war, so statteten die auf dem Meere kreuzenden Engelländer verschiedene unangenehme Besuche bey den Spaniern ab, trieben sie mehr als einmal in die Wälder, und plünderten indessen die Stadt. Während dem Kriege Heinrichs II. von Frankreich mit Spanien plünderte ein Schiff von Dieppe mit nicht mehr als 90 Mann St. Jago, und griff hernach auch die Havanna an; die Spanier waren schon oft dieser Besuche gewohnt, und hatten sich in die Wälder begeben, so daß die Franzosen keinen Einwohner in der Stadt fanden. Als sie einige Zeit in der Stadt blieben, und vergeblich sie zu plündern suchten, kamen zween Spanier zu ihnen, unter dem Vorwande der Ranzion der Stadt wegen mit ihnen in Unterhandlung zu treten, die aber eigentlich nur die Anzahl der Feinde auskundschaften wollten, die Franzosen foderten 6000 Ducaten; die Abgeordneten aber wandten vor, die Stadt könne nicht so viel Geld aufbringen, und nahmen Abschied. Nach ihrer Rückkehr zu ihren Landsleuten faßte man durch die Mehrheit der Stimmen den Entschluß, die Franzosen mit dem Degen in der Hand zu überfallen; und dem zufolge giengen 150 von ihnen, in der Nacht hin, um sie im Schlafe niederzumachen. Aber die Franzosen hatten kaum 4 oder 5 Mann verlohren, so kamen sie unter Waffen, und schlugen die Spanier zurück.

Hierauf bestrichen sie die Thüren und Fenster der Häusser mit Pech, und Theer, den sie in Menge vorräthig fanden, steckten die Stadt in Brand, uud rissen die Wälle und das Fort nieder. Im J. 1669 nahmen englische Buckanier unter dem Capitain Morgan die Stadt Havanna weg, und würden sie behauptet haben, wenn sie den Schuz des Königs von Engelland hätten erhalten können.

Im Jul. 1741 landeten Admiral Vernon und General Wentworth zu Waltenham, einem Hafen im SOlichen Theile der Insel, mit einem Geschwader von Schiffen, schlugen ein Lager auf, und errichteten ein Fort an der Küste, das sie Cumberlands-Hafen und Fort nannten. Sie hielten sich darinn bis zu Ende des folgenden Novembers, da sie, weil ihre Leute häufig erkrankten, die Insel verlassen mußten.

§. 5. Die Wichtigkeit der Havanna für die Spanier kannte man nie vollkommner, als bis das Haus Bourbon auf den spanischen Thron kam. Seitdem aber wandte man alles an, sie ganz unüberwindlich zu machen.

Als im lezten Kriege die erstaunenden Progressen Grosbritanniens die 3 Linien des Hauses Bourbon, Frankreich, Spanien und Neapel, zur Errichtung des Familien-Bündnisses zwangen; so sah man englischer Seits die Fehler des lezten Plans im Kriege wider Spanien ein, und beschloß, die Operationen mit dem Angriff der Havanna anzufangen. Die Ausführung dieses wichtigen Plans, der ganz und gar von militarischer Kenntniß abhieng, überließ der König größtentheils seinem

nem Oheim, dem verstorbnen Herzog von Cumberland, welchen eine lange Erfahrng bey der Armee ohne Zweifel zum besten Richter über die Fähigkeiten der Officiere machte, die man bey dieser Expedition gebrauchen konnte. Das Haupt-Commando erhielt der Graf von Albemarle, der des Herzogs Schüler in der Kriegskunst war. Admiral Pocoll, der so brav in Ost-Indien, zur Ehre und zum Nuzen seines Vaterlandes, gedienet hatte, commandirte die Flotte, und Sir Jacob Douglaß erhielt Befehl, ihn mit seinem Geschwader von Martinique aus zu verstärken.

Die grosse Flotte seegelte den 5 März 1761 ab, vereinigte sich den 27 May mit Douglaß auf der *NW*lichen Spize von Hispaniola, und bestand nun in allem aus 19 Schiffen von der Linie, 18 kleinern Kriegs- und etwa 150 Transport-Schiffen. Sie hatten 10,000 Mann regulärer Truppen an Bord, die sich um die Zeit, da man die Operationen anfangen wollte, mit 400 Mann aus Nord-Amerika vereinigen sollten. Der Admiral sah sich aus Mangel an Zeit genöthigt, långst der nördlichen Küste der Insel durch die alten Strassen von Bahama hinzuseegeln, welche leztern einen engen Durchgang bilden, der durch Sandbänke und Untiefen in einer Länge von 900 Meilen unsicher gemacht wird. Dies war wegen des nahen stürmischen Wetters in gewisser Hinsicht nothwendig. Der Admiral hatte eine vortrefliche Charte von diesen Strassen von Lord Anson erhalten, und kam so glücklich durch diese Enge, daß sie den 15 Jun. aller Gefahr entgangen waren.

Vierzehn spanische Kriegs-Schiffe ohne die kleineren, lagen damals tief im Hafen der Havanna. Der Admiral hatte das Glück, sie mit 12 Schiffen von der Linie einzuschliessen, und von dieser Seite eine Diversion zu machen, während daß man an einer andern Seite zwischen den beyden Festungen Bariavans und Coxemar eine Landung unternahm. Erstere wurde von dem Kriegs-Schiffe Merkurius, und leztere von dem Drachen, weggenommen. Die Garnisonen, die aus bewaffneten Bauren und Negern bestanden, flohen in die Wälder. Mittlerweile passirte der Graf von Albemarle, unter dem Schuze des Feuers vom Drachen, den Fluß Coxemar, und die Armee stand längs der Küste unter Waffen.

Den 8 Jun. marschirte Lord Albemarle nach Guanamacoa, das etwa 6 Meilen von der Stelle lag, wo sie landeten; und sah, daß 6000 Mann feindlicher Truppen in einer sehr vortheilhaften Stellung anmarschirten, um ihm den Weg nach dem Orte zu versperren. Aber er zerstreute diese sehr bald. Den folgenden Tag theilte er seine Armee in zwey Corps. Das eine unter General Elliot sollte sich gegen die SOliche Seite des Hafens ziehn, und tief ins Land hinein ausbreiten, um die Belagerung zu decken, und die fouragirenden Partheyen zu sichern. Das andere Corps unter dem Befehl des General Keppel, sollte das Castel Maro angreifen, dieweil der Oberste Hav die Communication der Stadt mit dem Lande abschneiden, und die Aufmerksamkeit des Feindes getheilt erhalten sollte. Bey Belagerung des Castels

Moro

Moro stand die englische Armee unbeschreibliches Ungemach aus; es war allenthalben so wenig Erde, daß sie mit vieler Mühe sich in ihren Approchen decken mußte. Man fand weder Quellen noch Flüsse in der Nähe, man mußte von sehr entfernten Orten Wasser herführen und diese Zufuhr war so wenig zureichend, und so mißlich, daß man sich endlich genöthigt sah, es von den Schiffen zu hohlen. Communications-Wege mußten durch dicke Wälder gehauen, und die Artillerie eine grosse Strecke über eine rauhe felsichte Küste gezogen werden; und viele Leute kamen durch Hize, Durst und Ermüdung um. Kurz, die Belagerung des Casteles Moro ward mit größter Beschwerlichkeit angefangen, und das Feuer von beyden Seiten mit gleicher Wuth fortgesezt. Die Schiffe, der Drache, Marlgorough, und Cambridge, legten sich auf die Seite gegen den NOstlichen Theil des Castels Moro, um die Batterien zu unterstüzen; und sieben Stunden hindurch sezte man eine der fürchterlichsten Canonaden sowohl von den Castellen als von der See her, fort; das Castell hatte aber durch seine Lage und Stärke grosse Vortheile über die Schiffe, die sehr zerschossen abseegeln mußten. Der Feind in dem Castell hatte nun wieder Communication mit der Stadt erhalten, und sezte zwey Detaschements Grenadier, jedes von 500 Mann, und eine grosse Anzahl Negern und Mulatten, ans Land, die die Werke der Engelländer an der rechten und linken Seite angreifen sollten. Diese aber wurden mit einem Verlust von etwa 200 Mann, und einer grossen Anzahl Verwundeter,

abge-

abgeschlagen. Endlich hatten die Batterien der Armee viele feindliche Canonen zum Stillschweigen gebracht; und wie man glaubte, daß die unsäglichen Arbeiten der Belagerer in kurzer Zeit geendiget seyn würden, entstand in der großen Batterie Feuer, das die 17tägige Arbeit von 600 Mann vernichtete.

Krankheit, schlechter Proviant, Mangel an Wasser, und das heiße Clima, hatten in dieser Zeit zwey Drittel der Armee getödtet, oder zum Dienst unfähig gemacht. In nicht viel besserm Zustande befanden sich die Leute auf den Schiffen, und die zunehmende Unbequemlichkeit der Jahrs-Zeit, und die gefährliche Lage der Schiffe, drohten der Land- und Seemacht den Untergang. Nach ausgestandenen unsäglichen Beschwerlichkeiten, entstand abermals Feuer in den Batterien der Belagerer. Nun hatten sie sich nur auf die Ankunft ihrer Verstärkungen von Nord-Amerika zu verlassen: denn was die Spanier bey Tage verloren, stellten sie des Nachts wieder her. Endlich erhielten die Truppen neue Hoffnung durch die Ankunft der Flotte von Jamaica. Den 22 Jul. wagten 1500 Feinde, in dreyen Haufen, einen tapfern Ausfall aus der Stadt; sie wurden aber mit einem Verlust von 400 Mann zurückgetrieben, da die Belagerer nur etwa 50 Mann verlohren. Der Graben, der das Castel sicherte, war 70 Fuß tief, und 40 Fuß breit in den Felsen gehauen; und obgleich der Feind zwey Boote, und eine schwimmende Batterie aus dem Hafen schickte, um Trauben-Kugeln und kleine Kugeln in den Graben zu schiessen,

worinn

worinn die Minirer arbeiteten: so wurden diese doch nicht allein zurückgeschlagen, sondern es sprang auch eine Mine, die einen Theil des Walles in den Graben warf, und folglich eine, wiewohl nur kleine Bresche machte, auf die die Truppen Sturm liefen. Die spanische Garnison in der Stadt war zwar beträchtlich, die Soldaten aber erstiegen die Bresche, und drangen mit so erstaunlichem Muth ein, daß die Spanier, die in völliger Ordnung aufmarschirt waren, um ihnen Widerstand zu thun, allen Muth, den sie bisher bewiesen hatten, verlohren: 400 wurden niedergehauen, oder kamen im Wasser um; 400 legten ihre Waffen nieder, und erhielten Quartier. Der Marquis von Gonzales, zweyter Befehlshaber, ward getödtet, da er sich eben Mühe gab, der schändlichen Flucht seiner Truppen Einhalt zu thun: der Gouverneur, Don Ludwig de Velasco, wehrte sich mit 100 Mann von der Garnison tapfer, bis er, zum äussersten Leidwesen seiner großmüthigen Ueberwinder, getödtet ward. Die Spanier feuerten nun auf das Castell Moro, das in den Händen der Engelländer war: aber die Belagerer errichteten neue Batterien, die den Puntal, und die Stadt mit 43 Canonen und 8 Mörsern, mit solchem Erfolge beschossen, daß in allen Gegenden der Havanna Fahnen zum Waffenstillstand aufgesteckt, und ein Abgeordneter zur brittischen Armee mit einer Capitulation geschickt wurde, die den 14 August unterzeichnet ward. Der zufolge wurden die Kriegs Schiffe im Hafen, und die Forts, und die Stadt den Engelländern übergeben. Und so, sagt unser

unser Verfasser, ward eine Weissagung erfüllt, die lange unter den Spaniern in diesem Welttheile gegangen war, daß nämlich die Engelländer einmal durch die Strassen der Havanna als Herren spazieren würden. Aber diese wichtige Eroberung ward, im 19 Artikel des Definitiv-Tractats vom J. 1763 an Spanien wieder abgetreten.

Capitel 2.

Von Porto Rico.

Name, Lage, Grösse, Gestalt des Landes, Clima, Boden, Pflanzen, und Thiere. Beschreibung der Stadt Porto Rico. Geschichte der Insel.

§. 5. Die nächste spanische Insel ist Hispaniola; die wir aber, weil sie gröstentheils Frankreich zugehört, oben S. 523-531. unter die französisch-americanischen Inseln gebracht haben. Wir kommen also jezt zu Porto Rico, der lezten unter den grossen Antillen, die uns zu beschreiben übrig ist.

Diese Insel ward durch Colon im J. 1493 entdeckt, und St. Juan genannt; da aber die Hauptstadt hernach an einem Hafen erbauet ward, den man, vielleicht seiner Vortreflichkeit wegen, Rico, oder den reichen Hafen nannte: so erhielt seitdem die ganze Insel den Namen Porto Rico. Sie liegt zwischen 18° 40′ N. Breite, und zwischen 65° und 67° W. Länge; etwa 18 Meilen von der *NO*Spize von Hispaniola, und erstreckt sich 150 Meilen von *O* nach *W*, und zwischen 40 und 50 Meilen in die Breite.

Der Boden wechselt anmuthig mit Wäldern, Thälern, und Ebenen ab, und ist ausserordentlich fruchtbar. Er hat schöne Wiesen in Ueberfluß, und eine Reihe von Bergen läuft durch die Insel von *O* nach *W*. Der nördliche Theil ist weniger fruchtbar, als der südliche: Reisende haben versichert, er enthalte Quecksilber- Zinn- Bley- und einige Silber- und Gold Minen; von den lezteren aber ist bis iezt keine bearbeitet. Das Land erhält hinreichend Wasser aus Quellen und Flüssen, und man zählt nicht weniger als 23, die an der *N*. und *S*Seite sich ins Meer ergießen.

Der Regen, der gewöhnlich die Jahrszeit ungesund macht, fällt größtentheils im Jun. Jul. und August; da es sonst äußerst heiß seyn würde, weil die Sonne alsdann im Scheitelpuncte steht, und der Wind, der sonst aus *NO* wehet, alsdenn aus *SO* kommt. Von 8 Uhr des Morgens bis 4 Uhr Nachmittags geht eine kühle Seeluft; von 6 Uhr des Morgens aber, bis zu der Zeit, da diese Seeluft aufkommt, ist die Luft sehr heiß. Die allerschwülste Tagszeit aber ist um 5 Uhr Nachmittags, und die kühlste, von 3 Uhr des Morgens bis 6.

Der Boden bringt langes grobes Gras hervor, womit die Einwohner das Vieh füttern, es aber nie zu Heu machen. Er trägt auch gutes Schiffs-Holz, und allerhand Frucht Bäume, vorzüglich Cocos, Ananas; Duttenbäume. (*Mammea* L.) Cujaven (*Pisidium*) Papayen; Pisang (*Banana*;) Plantanen, Palmen, Muskus-Melonen, Limonien, Granat-Aepfel, Citronen, Wein-

trau-

trauben, Pflaumen, Feigen, Jamaicaischen Pfeffer, gesprenkeltes Holz, Cassia Fistula, die empfindliche Pflanze, und unächten Zimmet, nebst Reis, und indischem Korn; ihr mehrstes Brod machen sie aber doch von der Cassave-Wurzel. Ausser dem Wasser hat man ein gemeines Getränke, das man aus einer Mischung von Bodensaze des Zuckers (*melasses*) und Gewürzen zubereitet. Die Vornehmeren aber trinken Getränke aus bloßen Gewürzen zubereitet, und aller Wein wird von auswärts hereingebracht.

Die Insel ist hinlänglich mit wildem Rindviehe versehen, das eigentlich aus Spanien herstammt; mit Ziegen, Schweinen und Schaafen. Ihr Schweinfleisch ist vortreflich, eben so auch das Fleisch von den jungen Böcken: ihr Schöpsenfleisch aber giebt eine elende trockne Speise. Man findet hier Papageyen, Ringel-Tauben, und anderes wildes und zahmes Geflügel in großen Haufen, auch alle Arten von europäischen Federvieh, und Fische in Ueberfluß.

§. 6. Die Zahl der Einwohner soll sich nicht über 10000 belaufen. Aber die Insel könnte eine der blühendste von allen spanischen Colonien werden, wenn sie nicht so sehr den Unfällen von grosser Dürre und heftigen Sturmwinden, und dem Einfall der Seeräuber, die alle Seehäfen öfters zerstöhret haben, ausgesezt wäre. Die vornehmsten Exporten von hier sind: Zucker, Ingwer, Häute, Baumwollen-Garn, rohe Baumwolle, Cassia, Mastix ꝛc. Sie haben auch eine beträchtliche Menge Salz, und gewinnen etwas hübsches

bey ihren Orangen, Limonien, und eingemachten Früchten (*swegt meats*). Die Einwohner haben viele gute Schiffe, mit denen sie nach verschiedenen Theilen von Amerika handeln.

Die Stadt Porto Rico liegt auf der Nordseite der Insel, auf einer Halb-Insel, die durch einen schmalen Strich Landes (*causeway*) mit dem festen Lande zusammen hängt, unter dem 18° 20′ N. Breite und 65° 35′ W. Länge. Sie ist gut gebauet, volkreich, und der Siz des Gouverneurs und eines Bischofs. Zur Haupt-Kirche gehört ein Kloster. Aber wegen des heissen Clima's können keine Glasfenster gebraucht werden, und die groben Linnenvorhänge und hölzernen Jalousien verstellen die Gebäude. Die Stadt wird durch eine Citadelle und ein Castell vertheidigt, und ist der Mittelpunct des Schleich-Handels, den die Engelländer und Franzosen, der Strenge der Geseze, und der außerordentlichen Vorsicht ihn zu verhüten, ohngeachtet, mit den spanischeu Unterthanen treiben. Daher ist die Stadt groß, und besser bewohnt, als die mehrsten spanischen Städte in Amerika.

Als die Insel von den Spaniern weggenommen ward, soll sich die Zahl der Ureinwohner auf 600,000 Menschen belaufen haben, die ein braves und tapferes Volk waren. Die Spanier aber waren ihnen in der Kriegskunst überlegen, unterwarfen sie sich mit vieler Mühe, und haben sie nachher allmählich gänzlich ausgerottet. Nach der Zeit fand sich kein Gold mehr auf der Insel, obgleich die Eingebohrnen dessen sehr viel gehabt hatten,

ten, und deswegen ermordet wurden, damit es die Spanier alle bekommen möchten.

Im J. 1595 verbrannte Sir Franz Drake die Schiffe in dem Hafen von Porto Rico; und 3 Jahre hernach ward die Stadt durch den Grafen von Cumberland weggenommen, der auf eigene Kosten eine Flotte ausrüstete, auf der zwey Regimenter von der Königinn Elisabeth Truppen waren. Er eroberte die Stadt mit vieler Mühe, und wollte sie behalten. Da aber 400 seiner Leute in einem Monate, am Blutflusse starben: so verließ er sie, zerstörte die Festungswerke, und nahm 80 Stück grobes Geschüz, und eine grosse Menge Silber mit. Im J. 1615 ward die Stadt von den Holländern eingenommen und geplündert; sie konnten aber das Castell nicht erobern, das nun in einem bessern Zustande als je zuvor und auch als die andern Forts, ist.

Capitel 3.

Von den Inseln Trinidad und Margaretha.

Ihre Lage, Grösse, und Producte. Anmerkungen über die Staatskunst der Spanier, in Hinsicht auf ihre Westindischen Inseln, und das feste Land.

§. 7. Noch sind viele andere kleinere Inseln, die den Spaniern in diesem Meere zugehören, besonders Trinidad oder Trinidada. Diese liegt unter 10° 38′ N. Breite, und 60° 17′ Westl. Länge, und macht die eine Seite der Strassen von Jaria, oder Boccha de Drago, und Neu Andalusien in Terra Firma, aus. Sie ist ohngefehr

62 Meilen lang und 45 breit. Der Boden ist fruchtbar, und trägt Zucker, feinen Taback, Indisch Korn, eine Menge Früchte, und einige Baumwollen-Bäume. Sir Walter Raleigh nahm die Insel 1595, und die Franzosen 1676 ein, welche leztere sie plünderten, und von den Einwohnern Geld erpreßten.

Etwa 5° *W*wärts von Trinidad liegt Margaretha, nahe an der nördlichen Küste von Neu-Andalusien, wovon es durch eine 24 Meilen breite Straße getrennt ist. Diese Insel ist 15 Seemeilen lang, und 6 breit, und giebt, weil sie beständig grünend ist, einen sehr angenehmen Prospect. Sie ist sehr fruchtbar, hat Weiden, Maiz, und Früchte in Ueberfluß, auch viele kleine Waldungen. Sonst beschäftigten sich hier eine große Menge Boote, mit Perlen fischen; diese Fischerey hat aber sehr abgenommen, wo nicht gar aufgehört.

Bey dieser leztern Insel sind noch viele andere kleine unbeträchtliche Eilande, wenigstens für die Spanier unbeträchtlich, die den Anbau der größern, und wichtigeren nur einer geringen Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben scheinen. Auch finden wir nichts von ihnen aufgezeichnet, das die Aufmerksamkeit der Leser verdiente. Wir wollen also dieses Capitel, und dieses ganze erste Buch von dem spanischen Westindien, mit einigen Bemerkungen über das Betragen der Spanier, in Ansehung ihrer Colonien auf selbigem, schliessen.

Indem die Spanier durch eine Reihe von den unmenschlichsten und unpolitischsten, Grausamkeiten, die

die Eingebohrnen von Cuba, Hispaniola, und Porto Rico, vertilgt haben, so haben sie verhältnißmäßig eben so viele Wüsteneyen gemacht, und sich selbst um tausend Vortheile gebracht, die sie bey einem billigen Handel mit den Eingebohrnen hätten genießen können. Den Handel zwischen der Insel und dem spanischen festen Lande treibt die Barlevento Flotte, die aus 6 grossen starken Schiffen besteht, die jährlich die Reise nach Cuba, Hispaniola, Porto Rico und der Küste von Terra Firma thun, nicht bloß um mit ihnen zu handeln, sondern auch um die See von Seeräubern, und Schleichhändlern zu reinigen. Und dann und wann kommt ein Registern Schiff aus Spanien nach einer von den Inseln. Bisher scheinen die Spanier deren Besiz, mehr in der Absicht behauptet zu haben, andern Nationen, die in diesen Meeren zu mächtig werden möchten, zuvorzukommen, als daß sie wirklichen Vortheil von ihnen zu erhalten, erwartet hätten. Denn das ist gewiß, daß, wenn irgend eine andere Nation zum Besiz aller dieser Inseln gelangen sollte, der Handel auf dem festen Lande in Amerika, und vielleicht das feste Land selbst, gänzlich in ihre Gewalt kommen würde. Doch haben die Spanier ohnlängst einige Schritte zur Verbesserung der Colonie in Porto Rico gethan; und fangen jezt an, den amerikanischen Handel auch andern Städten in Spanien, außer Cadiz, zu eröffnen. Sie haben einen Unterschied in den Zollabgaben zwischen ihren eignen und den ausländischen Manufacturen gemacht, und thun über das wahre Interesse ihres Landes die Augen auf.

Bisher, sagt ein sinnreicher Schriftsteller, eilte der Reichthum, der beständig aus Amerika nach Spanien floß, gleich einem reissenden Strom durch das Königreich hin, und weit entfernt, das Land zu bereichern, riß er vielmehr alle Reichthümer, die er auf seinem Wege fand, mit sich fort. Kein Land in Europa hat so ungeheure Schäze erhalten, als Spanien; und in keinem Lande in Europa sieht man so wenig Geld: denn seitdem die Indier in die Hände der Spanier gefallen, sind die Angelegenheiten der Monarchie beständig den Krebsgang gegangen. Ihre Kolonien in Amerika wurden dem Geiste, und den Grundsäzen, die damals in ihrem Reiche in Europa herrschten, gemäß eingerichtet. Da waren keine andre Mittel, ihre Eroberungen zu behaupten, als die Vertilgung des Volks; da war kein Entwurf zur Aufnahme des Handels, kein Versuch zur Abschaffung der Misbräuche, die nach Masgabe des Unheils, welches sie ihnen zugezogen hatten, ehrwürdig wurden. In der Regierung war Tyranney, in der Religion Aberglaube, und in der Handlung Monopolien.

Als die Spanier fanden, daß zu ihrem Ehrgeiz, der ohne Gränzen war, nur noch ein Schaz kam, der unerschöpflich war: so schien ihnen nichts zu groß, daß sie nicht wagen dürften. Bald unternahmen sie tausend Projecte auf einmal: viele davon waren vortreflich in der Theorie, mußten aber durch verschiedene Werkzeuge in verschiedenen Welttheilen, und alle mit unsäglichem Blut- und Geld-Verlust, ausgeführt werden. Die Kriege, die das Resultat dieser Entwürfe waren, und die

Indier,

Indier, die solche aushalten sollten, waren eine unaufhörliche Entkräftung, die ihr Volk aufrieb und bey den Ueberbliebnen alle Industrie zerstörte. Die Schäze, die ihnen jährlich aus der neuen Welt zuflossen, waren sie überall in der alten Welt schuldig; denn ihren übrigen Einkünften hatten sie etwas beyzusezen vergessen, was an sich selbst eine große Revenüe, und die große Stüze aller andern Revenüen ist, — Oekonomie. Vielmehr verschlang Unordnung in ihren Finanzen zu Hause, und auswärts fressender Wucher, alle ihre Schäze, dieweil sie die Gelegenheiten, solche zu erwerben, verwehrten. Mit den besten Projetteur-Köpfen in Europa, wurden sie allenthalben hintergangen; mit tapfern und gut disciplinirten Truppen, wurden sie fast überall geschlagen; bey den größten Schäzen litten sie Noth; und ihre Armeen waren schlecht versorgt, und schlecht bezahlt. Ihre Freunde mergelten sie durch Handel, und ihre Feinde durch Plündern aus. Aus den Ruinen ihrer Reiche sahen sie neue Staaten entstehen, und aus den Trümern ihrer Flotte hoben sich neue Seemächte empor. Kurz, sie reizten, beunruhigten, und bereicherten ganz Europa, und unterliessen es endlich bloß aus Mangel an Kräften. Sie waren unthätig, aber nicht ruhig; sie waren so sehr durch ihre Trägheit während dieser Eingezogenheit entkräftet, als sie vorher durch ihre unüberlegte Thätigkeit wach gewesen waren. Gegenwärtig scheinen die politischen Absichten Spaniens in Absicht auf Amerika, dahin zu gehen, Süd-Amerika, und vorzüglich die Schiffarth in

den Süd-Seen, so viel möglich, für sich selbst zu behalten, den Schleichhandel mit Macht zu zerstöhren, und die Ausfuhr ihrer eignen Manufacturen aufzumuntern.

II. Buch.

Spanisches Nordamerika,

oder von Neumexico, Californien und Mexico.

Capitel 4.

Von den Spanischen Herrschaften auf dem festen Lande in Amerika überhaupt.

Ihre Lage, Größe, Climate, und Produkte. Staatskunst der Spanier in Ansehung der Bevölkerung. Wie Spanien über dem Gewinne Goldes und Silbers verarmen können.

§. 1.

Jezt kommen wir zum festen Lande vom spanischen Amerika, das erstaunlich groß ist, vom 34° Nördl. bis 53° Südlicher Breite geht, und sich von Cap Sebastian, der nördlichsten Spize Californiens, bis zur Magellanischen Strasse, 6 bis 7000 Meilen weit erstreckt. Die ganze Küste an der einen Seite ist ganz spanisch, an der andern Seite aber ist Brasilien, und eine verhältnißmäßig

nißmäßig nur unbeträchtliche Französische und Holländische Niederlassung. Einen grossen Theil dieses Landes besizen wirklich noch die Eingebohrnen, und einige Gegenden liegen wüste; aber Spanien eignet sich doch die Herrschaft über das Ganze zu, ob gleich nur ein sehr kleiner Theil desselben wirklich von den Spaniern bebauet wird.

Das Clima muß in einem so grossen Lande nach der Breite und andern Umständen verschieden seyn: und so ist die gemeine Meynung, daß die spanisch-amerikanischen Besizungen ungesund wären, wie viele andere allgemeine Säze, zugleich wahr und falsch. Die Kolonien innerhalb oder nahe bey den Wendekreisen, sind an vielen Stellen äußerst heiß, da indeß andere merklich kalt sind; einige, die ein überaus heisses Clima haben, sind gesund und angenehm, da indeß andere eine beynahe verpestete Luft haben. Verschiedene Provinzen in Neuspanien und Peru sind fast mit allen Vortheilen gesegnet; und kein Land hat reizendere Gegenden, als man in Neumexico im Norden, in Buenos Ayres in Süden, und einigen andern Ländern zu beyden Seiten der Linie in den gemäßsigten Erdgürteln, antrifft. Wo aber das Land nie aufgeräumt worden ist, wo der Boden morastig und sumpfig ist, wo periodisch grosse Ueberschwemmungen von Regen geschehen; da muß nun freylich das Clima ungesund seyn; und alles dieses findet in einigen Spanischen Besizungen in Amerika statt.

Der Boden ist nicht weniger als das Clima verschieden. Einige Länder haben die schönsten

Ebenen, Viehweiden, Felder und Wiesen, die durch schöne Ströhme gewässert, und durch kleine Waldungen beschattet werden, und wo Hügel und Thäler abwechseln. Andere hinzegen stellen dem Auge schreckliche Wüsten, schauervolle Felsen, und erstaunlich hohe Berge, ungeheure Wälder, und die fürchterlichsten Auftritte der wilden, rohen, und unverbesserten Natur, vor. Verschiedene spanische Pflanzungen sind überaus reich und fruchtbar, haben Ueberfluß an Korn, die schönsten Viehweiden, Bäume, die Früchte und Schatten geben, und zur Zierde dienen, wohlriechende Sträucher, Arzneygewächse, Hölzer und Wurzeln mit Blumen, die die Sinne kizeln; kurz, fast alles, was Natur oder Kunst in irgend einem Theile der Erde, hervorbringt, findet man hier in der größten Vollkommenheit wild wachsend, oder durch Kunst erzogen. Im Inneren der Erde hat man unermeßliche Schäze von Gold und Silber entdeckt. Dieser beträchtliche Erdstrich giebt auch Smaragde, Perlen, kostbare Specereyen, Farbehölzer, Taback, Ingwer, Caffee, Baumwolle, und süsse Früchte: und zur Bequemlichkeit der Schiffahrt sind hier die vortrefflichsten Flüsse.

§. 2. Wirft man aber einen Blick auf das Land, mit Rücksicht auf die Bewohner desselben: so siehet man die Ursache ein, warum diese Kolonienlden Spaniern so wenig Nuzen verschaft haben. Die unpolitische Austreibung der Mohren, gab diesem Reiche einen unersezlichen Stoß; und die Besezung von Amerika vergrösserte dies Uebel. Und obgleich Spanien durch die anhaltende Auswande-

rung

rung ihres Volks, sowohl nach dem festen Lande von Amerika, als den Westindischen Inseln, beynahe entvölkert war: so war doch die Anzahl der neuen Ankömmlinge dem Vorhaben, die Pflanzungen volkreich und blühend zu machen, bey weitem nicht angemessen; besonders da die Grausamkeit der ersten Eroberer fast alle Eingebohrnen vertilgt hatte. Als man zuerst Amerika bezwungen hatte, hielt man es für nothwendig, eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen in diesem Lande anzusezen, die den Eingebohrnen Unterricht in der christlichen Religion geben sollten; diese haben sich seit der Zeit in einem solchen Grade vermehrt, daß sie die nachtheilichsten Folgen auf die Bevölkerung gehabt haben. Jede Provinz ist voll von Mönchs- und Nonnenklöstern, und Leuten, die durch den Aberglauben zum ehelosen Leben verdammt, und durch die Tyranney der Kirche verurtheilt sind, sich des Genusses der allernatürlichsten Leidenschaft zu enthalten. Der Geist des Geizes und der Unterdrückung, der bey allen Kronbedienten herrscht, die gemeiniglich aus vornehmen, aber hungernden Familien gewählt werden, schadet dem Staate empfindlich, indem er seine Einkünfte vermindert, die Industrie niederschlägt, und allen Patriotism unterdrückt. Was aber noch ungleich wichtiger ist: so ist der Durst nach Gold und Silber, den die Spanier gezeigt haben, den Kolonien eben so nachtheilig, als dem Mutterlande gewesen. Dieser Golddurst hat nicht allein solche Producte und Manufacturen gehindert, die an sich einträglicher als die reichsten Gold- und Silberminen gewesen seyn würden, sondern er hat auch den

Leuten

Leuten so niedrige und schmuzige Grundsäze eingeflößt, die offenbar die unglücklichsten Folgen nach sich gezogen haben.

Der mit Recht berühmte Baron von Montesquieu macht in seinem unvergleichlichen Werke über den Geist der Geseze die Anmerkung, daß seit der Zeit die Spanier Gold und Silber in Amerika entdeckt hatten, Spanien unaufhörlich immer mehr gesuncken sey, und fügt hinzu:

„ Gold und Silber sind entweder ein erdichteter, oder ein vorstellender Reichthum. Die vorstellenden Zeichen des Reichthums sind äusserst dauerhaft, und in sich selbst, ihrer Natur nach, nur einer sehr geringen Abnahme unterworfen. Je mehr sie aber vermehrt werden, desto mehr verlieren sie am Werth, weil der Dinge, die sie vorstellen, weniger sind.

„ Nach der Eroberung von Peru und Mexico gaben die Spanier ihre natürlichen Reichthümer auf, um bloß vorstellenden nachzujagen, die sich täglich verschlechterten. Gold und Silber war in Europa ausserordentlich selten; Spanien ward plözlich Herr über eine ungeheure Menge dieser Metalle, und faßte seitdem Hoffnungen, die es nie vorher gewagt hatte. So groß auch der Reichthum war, den sie in den eroberten Ländern bereits vorfanden; so war er dennoch dem nicht gleich, der noch in ihren Bergwerken stack. Die Indier verheelten einen Theil; und dieses Volk, das keinen andern Gebrauch von Gold und Silber machte, als um den Tempeln ihrer Götter, und Pallästen ihrer Könige Pracht zu verschaffen, suchte dasselbe nicht mit dem

Geize auf, wie das unsrige. Kurz, sie kannten nicht das Geheimniß, aus allen Minen Metalle zu gewinnen, sondern nur aus denen, wo man die Scheidung durch Feuer machen konnte.

„ Es dauerte nicht lange, so ward die Münze in Europa verdoppelt. Dies erhellte aus dem Preise der Waaren, der bey allen verdoppelt ward.

„ Die Spanier wühlten in die Minen, höhlten Berge aus, und erfanden Maschinen, das Wasser herauszuziehn, das Erz zu brechen, und es zu scheiden: und da sie mit dem Leben der Indier spielten, so zwangen sie diese, umsonst zu arbeiten. Wie das Gold nachher in Europa verdoppelt wurde: so nahm der Vortheil der Spanier in eben dem Grade ab: noch jährlich bekamen sie eine gleiche Menge Metall, aber dieses war nun nur halb so viel noch werth.

„ In noch einmal so viel Zeit verdoppelte sich das Geld noch einmal; und der Gewinn verminderte sich wieder um die Hälfte.

„ Er verminderte sich noch um mehr als die Hälfte, und dies gieng so zu:

„ Das Gold aus den Minen zu gewinnen, es gehörig zuzubereiten, und nach Europa zu verfahren, mußte nothwendig einige Unkosten verursachen; ich will annehmen wie 1 : 64. War die Münze einmal verdoppelt, und folglich um die Hälfte weniger werth: so verhielten sich die Unkosten wie 2 : 64. So brachten also die Galionen, worauf man die nämliche Quantität Goldes nach Spanien führte, eine Sache hin, die nun wirk-

lich um die Hälfte weniger werth war, ob gleich die Unkosten für selbige um die Hälfte höher stiegen.

„Fahren wir so im Verdoppeln fort: so finden wir in dieser Progression die Ursache der Ohnmacht des spanischen Reichthums.“ — So weit Montesquieu.

Capitel 5.

Von Neumexico.

Lage, Grösse, Clima, Flüsse, Gestalt des Landes, und Producte. Von der Regierung, und den Einwohnern des Landes.

Unsere Nachricht von der Provinz Neumexico wird nicht sehr umständlich seyn können, weil die Gränzen derselben auf keine Art bestimmt sind, und der bey weitem größte Theil noch in den Händen der Eingebohrnen ist, die so glücklich sind, das unschäzbarste Gut, ihre Freyheit, noch geniessen zu können. Man vermuthet nur, daß diese Provinz zwischen 28° — 38° N Breite liege. Im *N.* wird sie durch sehr hohe Berge, und durch ein ganz unbekanntes Land, wohin Europäer nie gekommen sind, begränzt. In *O.* gränzt sie an Louisiana, in *W.* an die Californische See, und den Fluß Colorado; in *S* aber an die eigentliche Provinz Mexico.

Dies Land hat ein sehr angenehmes Clima, weil es mitten in der gemässigteu Zone liegt. Im Sommer ist es sehr warm, nnd im Winter streng kalt doch ist jener weder erstickend oder ungesund, noch; dieser übermässig kalt oder mit unangenehmen Regenfluthen vergesellschaftet, sonden die Luft ist

rein

rein und gesund. Ein solches Clima ist in jeder Jahrszeit erwünscht, und für Europäische Constitutionen überaus zuträglich.

Das Land ist mit grössern und kleinern Flüssen schön durchzogen, obgleich wenige von ihnen recht groß oder schiffbar sind. Bloß der Rio *Solado*, und Rio *del Norte* verdienen bemerkt zu werden. Lezterer fließt durch das ganze Land der Länge nach, biegt sich dann ostwärts, läuft durch die Provinz Neu Leon, und ergießt sich in den Mexicanischen Busen. Hier sind auch viele kleinere Flüsse, die sich in die Mexicanische See ergießen; und an deren Küste sind einige Meerbusen, kleine Hafen (*portes*) und Buchten, die leicht zu vortrefflichen Häfen umgeschaffen werden könnten, wenn die Spanier nur etwas von dem thätigen und Handelsgeiste hätten, der andere Europäische Seemächte belebt.

Anhöhen und fruchtbare Ebenen wechseln hier auf eine angenehme Art mit einander ab. Sie sind mit Bäumen bedeckt, wovon einige Bauholz, andere aber verschiedene Früchte geben. Hier sollen auch Gold und Silber, Türkisse, Smaragde, und andere kostbare Steine seyn. Hier sind alle Arten von wildem und zahmen Vieh, besonders Kühe; und überaus viele Arten von Geflügel: und die Flüsse sind voll von den schmackhaftesten Fischen. Kurz, es soll eines der angenehmsten, reichsten und gesegnetesten Länder in Amerika, oder in der ganzen Welt seyn.

Einige Geographen theilen Neumexico in 15, viele Spanische Schriftsteller aber in 18 Provinzen, wovon sie die Namen angeben.

Santa Fe, die Hauptstadt, ist eine artige, wohlgebauete Stadt, nahe an der Quelle des Rio del *Norte*, unter 36° 40′ Nördl. Breite, und 101° 15′ Westl. Länge von London. Sie ist regelmässig gebaut, ist der Siz eines Bischofs, der von dem in Mexico Suffragan ist, und des Gouverneurs des Landes, der seine Stelle fünf Jahre bekleidet. Lezterer sollte beständig 600 Reuter halten; aber selten wird, wie unser Schriftsteller sagt, die Hälfte wirklich gehalten, sondern ihren Sold steckt der Statthalter ein. Dies allein schon macht ein beträchtliches Gehalt aus; denn zum jährlichen Unterhalt eines jeden Soldaten werden 450 Stück von Achten bewilligt.

Die Eingebohrnen sind leutselig, großmüthig und friedfertig; aber auch wegen ihrer Geschicklichkeit, mit Bogen und Pfeilen umzugehn, überaus fürchterlich. Sie sind im besserm Vertheidigungsstande, als alle andere Bewohner der neuen Welt. Die Spanier fanden bey ihrer ersten Ankunft in diesem Lande die Eingebohrnen gut gekleidet, ihre Ländereyen gut bearbeitet, ihre Dörfer sauber, und ihre Städte von Stein gebaut, wobey sie einige Kenntniß von Baukunst verriethen, die sich freylich nicht auf die Regeln dieser Kunst, sondern auf eine natürliche Empfindung von Schicklichkeit, gründete. Ihre Heerden Vieh waren zahlreich, und sie schienen sehr vergnügt zu leben. Man erzählt, sie wären so fertig im Schiessen, daß sie in einer beträchtli-

chen

chen Weite ein Korn aus einer reifen Indischen Aehre mit dem Pfeil treffen, ohne sie zu zerbrechen. Vom Maulesel-Fleisch waren sie so grosse Liebhaber, daß sie oft die Maulesel der spanischen Reisenden wegnahmen, und ihre Kisten mit Silber auf der Landstrasse ließen, weil sie dies Metall wenig achten. Sie beteten Sonne und Mond an, verriethen aber eine grössere Neigung, die christliche Religion anzunehmen, als alle andere amerikanische Nationen. Nichts mißfiel ihnen an dieser Religion, als nur, daß sie fürchteten, sie möchte sie um ihre Freyheit bringen, für die sie äusserst eingenommen sind. Ihre Fürsten waren wenig mehr als die Anführer ihrer Armee: sie wurden frey vom Volke wegen ihrer Weisheit oder Tapferkeit erwählt.

Die Spanischen Schriftsteller sagen, in Newmexico wohnten sehr vielerley und verschiedene Nationen, die in gar keiner Verbindung unter einander stünden. Die vornehmsten aber sind die Apachen, deren verschiedene Stämme sich durch ihre Stärke und Wohnsize unterschieden. Sie sind ein braves, kriegerisches, entschlossenes Volk, für die Freyheit äusserst eingenommen, und Erbfeinde der Tyranney und Unterdrückung; dies haben die Spanier gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu ihrem grossen Schaden erfahren, als diese Apachen die Waffen ergriffen, und das durch Spanier angebaute Land verheerten. Sie wurden zulezt mehr besänftigt als bezwungen; und sind von der Zeit Bundesgenossen, nicht aber Unterthanen der Spanier geblieben. Dies ist alles, was wir vom

jezigen Zustande von Neumexico, glaubwürdigen Schriftstellern zufolge, sagen können. Die Spanier sind in ihren Nachrichten von diesem Lande sehr sparsam gewesen; dies rührt wahrscheinlich entweder von ihrer Trägheit, oder von ihrer Vorsicht her. Vermuthlich aber haben sie hier doch nur wenig Städte, und bloß ein für die Größe des Landes nur unansehnlicher Strich ist von ihnen angebaut.

Capitel 6.

Von Californien.

Lage, Grösse, Clima, Beschaffenheit des Landes, Pflanzen und Thiere. Von den Sitten und Gebräuchen der Eingebohrnen.

§. 1. Californla, der nördlichste Theil der Spanischen Besazungen auf dem festen Lande in Amerika, gegen das stille Meer hin, ward von Sir Franz Drake, der es im Namen der Königinn Elisabeth in Besiz nahm, Neu Albion genannt. Einige Schriftsteller nennen es auch *Islas Carabiras*. Man hielt diese Provinz lange für eine Insel, bis man nun gefunden hat, daß sie eine Halbinsel im stillen Meere sey, die von der nördlichen Küste von Amerika ihren Anfang nimmt, und vom Cap Sebastian, unter 43° 30′ Nördl. Breite, nach SO läuft, wo sie durch St. Lucar unter 22° 38′ Nördl. Breite begränzt wird: so daß also die ganze Halbinsel 800 Meilen lang ist. Von Mexico trennt sie Ein Meerbusen, in welchem viele Inseln sind. Die Breite der Halbinsel ist sehr ungleich,

gleich, und beträgt nach Norden hin, nahe an 200 Meilen; gegen das südliche Ende aber nimmt sie ab, und beträgt kaum über 50 Meilen.

Ob sie gleich größtentheils in der gemässigten Zone liegt: so ist es doch an der Küste im Sommer sehr heiß, tiefer im Lande aber gemässigter. Im Winter ist es sehr kalt, aber gesund.

Jedoch in einem so grossen Lande müssen Boden und Clima sehr verschieden seyn: folglich trifft man häufig in Californien nicht allein die schönsten Fluren, sondern auch die unbewohnbarsten Wüsteneyen auf der Welt an. Die *W*wärts vom Flusse Colorado gelegene Länder sind eben und fruchtbar, und es wechseln hier romantische Wälder, kühle erfrischende Quellen, und Bäche, und bezaubernde Wiesen und Weiden mit einander ab. Ueberhaupt genommen, scheint zwar Californien mehr rauh, felsicht, und wenig versprechend zu seyn: aber bey gehöriger Cultur bringt es zuverlässig alles, was zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, hervor.

Californien hat eine beträchtliche Menge Bauholz, das zum Schiffsbau tüchtig ist; und unter den Sträuchern wächst eine Art, Pitahaya genannt, die Californien eigen seyn soll: ihre Zweige sind niedlich ausgehöhlt, und schiessen vertical vom Stamme in die Höhe, so daß sie einen sehr schönen Gipfel bilden. Die Staude trägt keine Blätter, und die Frucht wächst ohne Schatten oder Bedeckung an den Aesten. Sie ist einer Pferdekastanie ähnlich, enthält aber ein Fleisch, das mit dem bey den Feigen Aehnlichkeit hat. Bey einigen ist es weiß, bey andern gelb, zuweilen roth, allemal

aber überaus angenehm, da es sehr süß, und mit einer angenehmen Säure gemischt ist. Diese Halbinsel hat auch die mehrsten andern Früchte, die man im übrigen Amerika findet, und etwas ganz ausserordentliches ist es, daß man hier eine Art Manna findet, die, wie man glaubt, mit dem Thau fällt, und auf den Blättern der Bäume sich verdicket. Pater Pinola sagt, sie sey eben so weiß und eben so süß, wie geläuterter Zucker. Die Kräuterkenner stimmen nun darinn überein, daß diese Manna ein Saft ist, der aus dem Baume schwizt; obgleich die Eingebohrnen fest darauf bestehn, daß sie vom Himmel herunter falle.

§. 2. Californien hat eben so auch alle Arten von Hausthieren, die man gemeiniglich in Spanien und Mexico gebraucht, nämlich: Pferde, Esel, Ochsen Schaafe, Schweine, Ziegen, und alle andere vierfüssige Thiere, die man hieher gebracht hat, kommen sehr gut fort in diesem Lande, und vermehren sich. Unter den einheimischen Thieren ist eines, daß man Taye nennt, von der Grösse einer jungen Kuh, der es an Gestalt vorzüglich ähnlich ist, der Kopf aber gleicht dem Kopfe eines Hirsches (*deer*), und die dicken und gekrümmten Hörner den Hörnern eines Widders. Dies Thier hat grosse, runde, gespaltene Hufen, und eine gefleckte Haut, aber dünnere Haare und einen spizern Schwanz, als der Hirsch. Das Fleisch wird sehr geschäzt.

P. Torquemado beschreibt ein Thier, das einige Aehnlichkeit mit einem Auerochsen (*bufalo*), die Grösse eines Stiers, und bey nahe die Ge-

stalt

stalt eines Hirsches hat; die Hufe sind gespalten wie beym Ochsen, der Hals ist lang; am Vorkopf stehn Hörner, die wie beym Hirsche Enden treiben, und das Haar ist $\frac{1}{4}$ Yård lang. Der Schwanz ist 1 Yård lang, und $\frac{1}{2}$ breit.

Was das Federvieh anbelangt, so sollen ausser den Vögeln, die auch in andern Gegenden von Amerika sind, manche diesem Lande eigen seyn: wir haben aber von keinem Beschreibungen, da die Naturgeschichte von Californien noch in ihrer Kindheit ist. Man zeigt bloß an, daß die Küsten mit Pfauen, Trappen, Gänsen, Kranichen, Geyern, Holzgänsen (*gulls*), die grösser als die gemeinen sind, mit Wasserraben, Möven, Wachteln, Nachtigallen, Lerchen, Hänflingen, und den mehresten Vögeln, die man in andern Welttheilen findet, in Ueberfluß versehen sey.

Es schwärmen hier, wie in den mehrsten andern warmen Ländern, auch Insecten herum; sie sind hier aber weder so zahlreich noch beschwerlich, weil der Boden und das Clima trocken sind.

Schildkröten werden in der größten Menge an der Küste gefangen, und Fische finden sich in dem Californischen Busen, und dem stillen Meer in ganz unglaublicher Menge und Verschiedenheit. Sehr leicht fängt man hier Lachse, Meerbütten, Barben, glatte Rochen (*skate*), Mackrelen, Sardellen (*pilchard*), Rochen, (*thornbach*), Boniten, Zungen, (*soles*), und alle andere Fischarten; auch Perlenmuscheln, schöne eßbare Austern, Hummers, und verschiedene andere Schaalfische. An der Küste des stillen Meers findet man einen kleinen

Schaalfisch, der vielleicht der schönste in der Welt ist. Sein Glanz übertrifft den Glanz der schönsten Perle, und er wirft seine Strahlen durch einen durchscheinenden Firniß einer schönen lebhaften blauen Farbe.

§. 3. Californien wird von verschiedenen indischen Völkern bewohnt, die überhaupt artig, höflich, tapfer, munter und stark sind, und dabey gesund, aber sehr schwarz aussehen. Die Farbe, womit sie sich beschmieren, und die Löcher, die sie sich in die Ohren und Nasen machen, machen bey einem Europäer einen ihnen nicht vortheilhaften Eindruck, ob es gleich von ihnen selbst als eine grosse Schönheit angesehen wird. Sie sagen, ihre Vorfahren wären aus dem Norden gekommen, welches sich auch aus ihrer Lage schließen läßt: denn Californien ist von der See rings herum eingeschlossen, ausser an der Nordseite, wo es mit dem festen Lande zusammen hängt. Sie gedenken auch noch besonders der Ursache, die sie hieher zu kommen veranlaßte: es sey nämlich bey einem Gastmahle, wobey die Häupter aller Nationen gegenwärtig waren, ein Zank entstanden; dieser Zank habe eine blutige Schlacht veranlaßt, nach welcher die geschlagene Parthey nach Süden geflohen, um sich in einem entfernten Lande niederzulassen, wo sie wenigstens der Knechtschaft und Unterdrückung entgehen konnten. Von einer Theilung des Landes in Privat-Eigenthum haben sie keinen Begriff. Bey der ersten Ankunft der Missionarien waren sie in Stämme vertheilt, die kein Oberhaupt erkannten, das etwa zu Tribut, Huldigungsleistung, oder äusserlichen Ehrenbezeigungen ein

ein Recht gehabt hätte. Jeder Vater war der Fürst seiner Familie, die Gewalt der Väter über ihre Kinder aber hörte auf, so bald leztere im Stande waren, sich selbst zu versorgen. Doch waren bey jedem Stamm zwo oder mehrere Personen, die die Befehle zur Einsammlung dessen, was die Erde hervorbrachte, gaben, den Fischfang anordneten, und im Falle eines Bruches mit einem benachbarten Stamme die Truppen anführten. Diese Würde erhielten sie nicht durch Blut-Abkunft, oder Seniorat; sondern man übertrug dem bravsten, erfahrendsten und beredtesten das Commando. Doch war sein Ansehen durch die, die sich keiner Regierung unterwarfen, eingeschränkt. Dieser nur für gewisse Fälle bestimmte Führer begleitete sie, wenn sie in die Wälder oder an die Küsten giengen, um Nahrungsmittel zu hohlen; er schickte Bothschaften an die benachbarten Nationen, und empfieng sie von ihnen; er gab zuerst Nachricht von einer bevorstehenden Gefahr; er ermunterte seinen Stamm, Beleidigungen zu rächen; ordnete die wirkliche Ausübung der Rache an, und führte das Volk in ihren Kriegen an. In allem übrigen war jeder sein eigner Herr.

§. 4. Ihre Häuser sind elende Hütten, die sie nahe an kleinen Ströhmen, Brunnen oder Teichen, die im Lande sind, aufbauen. Da sie oft aus Mangel an Nahrung, weiter ziehen müssen: so können sie um so leichter ihren Siz verändern, weil sie in wenig Stunden eine kleine Wohnung aufbauen, die zu allen ihren Bedürfnissen hinrei-

chend ist. Im strengsten Winter pflegen sie gewöhnlich in unterirdischen Höhlen zu wohnen.

Ihre Kleidung besteht aus einem Gürtel, mit einem Tuch um die Mitte ihres Leibes, und einigen Haarschmuck, als Schnuren Perlen, die an der Küste im Ueberfluß sind. In ihre Locken stecken sie hin und wieder schöne Federn. Einige tragen um die Stirne Bänder von schönem Nezwerk. Ihre Arme sind gleichfalls häufig mit Nezwerk oder Perlenschnuren, in Gestalt der Armbänder geziert. Die nördlichen Indier tragen ihr Haar kurz, und statt der Perlenschnuren, zieren sie ihren Kopf mit einer glänzenden Art von Binde (*tiara*) von Perlenmutter, die sie mit einem Feuersteine von der Schaale los machen, und von beyden Seiten sehr hübsch poliren. Ob gleich viele Weiber nackend, wie die Männer, gehen: so wird doch der Wohlstand, der zur Sicherheit der Tugend so unentbehrlich ist, genau beobachtet. Sie tragen gemeiniglich einen Weiberrock (*petticoat*) von Palmblättern, und verbergen sorgfältig die Theile, die ihnen der Wohlstand zu verbergen gebietet. Die Liebe zum Puz herrscht mehr unter den Weibern, als den Männern.

Ungemein artig sind ihre Fischerneze, die sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, von verschiednen Farben, und unbeschreiblicher Verschiedenheit von Gewebe und Arbeit machen. P. Toraval sagt, er könne versichern, daß von allen Nezen, die er in Europa und Mexico gesehen, keines diesen gleich zu schäzen sey, weder in der Mischung der Farben, noch in der Stärke und

Arbeit

Arbeit, worinn sie eine grosse Menge von Figuren vorstellen. Die Männer weben die Neze, und die Weiber spinnen, und bereiten die Materialien von Pflanzen, und einer groben Art Garn von Palmen zu. Einige von ihnen zieren Kopf und Hals mit diesen Nezen. Auch zur Aufbewahrung der Früchte, und anderer Producte aus dem Pflanzenreiche, braucht man diese Neze, so gut wie zum Fischfang.

Sie haben ein grosses Erndtefest, wo sie sich dann ganz dem Wohlleben, dem Tanze, und der Freude überlassen: ganze Nächte werden alsdann im Vergnügen hingebracht. Sie sollen auch eine Art von Komödie spielen, und zu Gaukeleyen sehr geschickt seyn. Man erhebt besonders ihre Tänze, und sie sollen von verschiedener Art seyn; sie tanzen mit Leichtigkeit und Grace, und stellen die verschiedenen Bewegungen im Kriege, beym Fischen, Jagen, Heyrathen, und andern bey ihnen am meisten wichtigen Handlungen, durch Geberden und Minen, ohne dabey zu reden, vor.

Die Jesuiten haben eine Beschreibung von diesem Lande geliefert, aber so viele abgeschmackte und lächerliche Dinge hineingebracht, daß es fast unmöglich ist, in dem, was sie von der Religion und den Gebräuchen dieses Volks erzählen, das Wahre vom Erdichteten zu unterscheiden.

Nach allem, was von diesem weitem Lande gesagt ist, kann man schwerlich im eigentlichen Verstande sagen, daß es Spanien unterwürfig sey. Die Jesuiter-Missionarien haben zwar wirklich versucht, die römische Religion da auszubreiten,

und verschiedene von ihnen haben sich im Lande niedergelassen: aber gegenwärtig ist erst eine kleine Stadt, nahe beym Cap St. Lucar, der einzige Ort, von dem man eigentlich sagen kann, daß er den Spaniern gehöre: und dieser wird bloß zu einem Erfrischungsort für die Manillischen Schiffe, und zur Hauptniederlage der Missionarien, gebraucht.

Capitel 7.

Von Mexico oder Neuspanien.

Erster Abschnitt.

Lage, Grösse, Clima, Boden, und Mineralien, besonders Gold und Silber. Pflanzen, grössere Thiere, Vögel, Insecten und Fische.

§. 1. Mexico oder Neuspanien, die erste wichtige Eroberung der Spanier auf dem festen Lande in Amerika, erstreckt sich von 7° 30′ bis 30° 40′ Nördl. Breite, und hat zu Gränzen: in *SO.* die Landenge von Darien, und in *NW* Neumexico, in *O.* den Mexicanischen Meerbusen, und in *S.* das stille Meer, oder die Südsee. Dies Land dehnt sich über 2000 Meilen längs dem stillen Meere in die Länge, und die Küste am Atlantischen Meere ist nicht weniger als 1600 Meilen lang. Die Breite aber ist sehr ungleich; denn nach *NW.* nimmt man sie zwischen 6 und 700 Meilen an, da sie hingegen in *SO.* nicht viel über 60 Meilen betragen kann.

Weil

Weil der größte Theil von Mexico in der heissen Zone liegt: so ist die Luft äusserst heiß. Die Hize wird aber in den heissesten Monaten durch erfrischende Plazregen und Land- und Seewinde, die wechselsweise wehen, gemäßigt. In einigen Gegenden machen die aus den vielen Seen und Flüssen aufsteigende Dünste die Luft kühl, gelinde und angenehm. Die größte Hize ist in den Monaten Februar, März und April, da die Sonne selten von Wolken bedeckt wird; und dann trocknen die Wasser so weg, daß es an vielen Orten sehr beschwerlich ist, Wasser zu bekommen. Gegen Ende des Aprils tritt die Regenzeit ein, und dauert bis zum September: vor ihr gehen immer Donner und Bliz her, die bis zum Jun. immer stärker werden, worauf alsdenn solche Regengüsse erfolgen, als wenn eine zwote Sündfluth kommen wollte.

An der östlichen Küste, wo das Land niedrig, sumpfig, und in der Regenzeit beständig überschwemmt ist, ist es äusserst ungesund. Die Küste ist nichts weniger als angenehm; denn sie ist mit größtentheils undurchdringlichen Gehölzen von Mangobäumen belästigt, die einen nackten, unangenehmen Anblick geben, und sich eine beträchtliche Weite in das Wasser erstrecken. Tiefer hinein aber bekommt das Land eine angenehmere Aussicht, und eine gemäßigtere Luft. Hier wachsen die diesem Klima eigene Früchte im größten Ueberflusse, das Land hat angenehme Abwechslungen, und der Boden ist ungemein fruchtbar. An der Wlichen Seite ist das Land nicht so niedrig, als an der

östlichen,

östlichen, ist von weit besserer Art, und hat eine Menge Pflanzungen.

§. 2 Die Spanier haben vermuthlich mit Fleiß die östliche Küste in ihrem gegenwärtigen rohen und wüsten Zustande gelassen, weil sie eine rauhe und ungesunde Gränze für einen sicherern Schuz wider eine europäische Armee halten, als Festungswerke und Armeen, die mit ungeheuren Kosten nur erhalten werden müssen. Oder sie sichern sich auf die Art gegen die Inländer, die ihr Clima weibisch und kleinmüthig macht, und die die Staatskunst in diesem Zustande erhält. Wirklich ist es beynahe unmöglich, an der Küste irgend eine beträchtliche Niederlassung anzulegen, die den Unternehmungen einer europäischen Macht gewachsen wäre; ohne daß man nicht mit den größten Beschwerlichkeiten zu kämpfen haben sollte: und gegen einen schleunigen Anfall ist die Natur des Landes selbst eine sichere Schuzwehr. Es giebt überhaupt wenig Länder, die unter dem nämlichen Himmelsstriche sich mehrerer Wohlthaten der Natur und Lebensbedürfnisse zu erfreuen hätten: doch hat es, wie alle in dem Wendekreise liegende Länder, mehr Früchte als Getreide.

Die mehrsten Nachrichten von Neuspanien versichern, daß sich Gold- und Silberbergwerke in den meisten Provinzen dieses Landes fänden. Man giebt nicht weniger als 1000 verschiedene Silberminen an; Gold aber werde nur in der Provinz Veragua und Neugranada gefunden: leztere liegt zwar eigentlich in Terra firma, wird aber doch als eine Provinz von Mexico angesehn, weil

beyde

beyde unter Einem Vicekönige stehen. Gold findet man entweder als Körner in dem Bette fliessender Ströme, oder in Bergwerken. Acosta versichert, er habe Körner von reinem Golde zu 2 Pfund schwer gesehen; gewöhnlich aber sind sie nicht über $\frac{1}{20}$ dieses Gewichts schwer. Das Gold in den Minen läuft in Adern durch eine harte Steinart; und es kostet sehr viele Arbeit und Geld, es heraus zu bringen, um so mehr, da es gewöhnlich mit Silber oder Kupfer verbunden ist. Beyde, so wohl Gold- als Silberminen findet man gewöhnlich in unfruchtbaren Felsen, Bergen, und andern zur Viehweide und zum Ackerbau gänzlich untauglichen Oertern; gleich als wenn die Natur es weislich so eingerichtet hätte, daß ein fruchtbarer, und zur Hervorbringung dessen, was zum Unterhalt des menschlichen Lebens dient, tauglicher Boden nicht durch das Aufsuchen dieser Metalle, die dem Menschen öfters zum Nachtheil gereichen, verderbt werden sollte, Einige dieser Minen laufen erstaunlich tief, vorzüglich die von *Pachuca*, die über 300 Ellen tief ist, und in welcher beständig über 1000 Negern arbeiten. Aus dem Bergwerk *Trinidada* hat der königliche Schaz, innerhalb zehn Jahren, nach Abzug aller Unkosten, 40 Millionen Stücke von Achten gewonnen.

Jeder, der eine Gold- oder Silbermine entdeckt, hat die Freyheit, darinn zu arbeiten, wenn er nur dem Könige seinen Antheil entrichtet, und sich innerhalb 60 Yards um den Plaz hält, wo er zu graben angefangen hat. Ausserhalb dieses Raums kann ein anderer eine Mine öffnen; doch

muß

muß er einen Zwischenraum von 5 Ellen gleichsam zur Gränzscheidung liegen lassen. Alles Gold und Silber, es mag gediegen, oder in Körnern gefunden seyn, muß in die königliche Schazkammer gebracht werden, und in diese sollen, obgleich grosse Summen untergeschlagen werden, jährlich nicht weniger, als zwo Millionen Mark Silber, jede 8 Unzen schwer, eingehen. Hievon werden 700,000 Mark zu ganzen, halben, und viertel Stücken von Achten, ganzen und halben Realen vermünzt; (ein halber Real ist etwa drey Pfenn. Sterl.)

§. 3. Der schon oft angeführte Verfasser des vortrefflichen *Account of the Europear Stettlements in America*, macht hierüber folgende Anmerkungen:

„Man hat von der Menge Goldes und Silbers, die die Mexicanischen Minen liefern, ein grosses Aufheben gemacht, und dies mit Recht; denn Mexico, nebst den andern Spanischen Kolonien in Amerika, versieht gleichsam die ganze Welt mit Silber, und liefert sehr viel von allem Golde, was die ganze Welt hervorbringt. Ein neuerer sehr einsichtsvoller Sammler von Reisebeschreibungen sagt, die Einkünfte von Mexico könnten wohl nicht weniger als 24 Millionen unsers Geldes betragen. Diese Rechnung gründet er auf die Zehenden der Bischöffe, die zweifelsohne nicht zu hoch angegeben sind, und doch auf $1\frac{1}{2}$ Million Pf Sterl. steigen; diese schäzt er für $\frac{1}{4}$ aller Einkünfte der Geistlichkeit, und die Einkünfte der ganzen Geistlichkeit auf $\frac{1}{4}$ aller Einkünfte des Königs: auf die

Art kämen 24 Millionen englisches Geld heraus. Er berechnet den Reichthum der Provinz noch auf eine andere Art; nämlich nach dem Fünften, der dem Könige von allem aus den Bergwerken gewonnenen Gold und Silber bezahlt wird. Dieser belief sich, wie er sagt, im J. 1730 auf 1 Million Mark Silber, jede Mark zu 8 Unzen: nun die Unze Silber zu 5 Schilling gerechnet, gewönnen also die Einwohner aus ihren Minen 10 Millionen am Gelde. Ich seze zwar kein Mistrauen in die Aufrichtigkeit und Einsichten dieses Schriftstellers; ich muß aber doch glauben, daß er in den Nachrichten, auf die er seine Rechnung gründet, nicht recht müsse unterrichtet gewesen seyn. Zöge Neuspanien allein aus seinen Gold- und Silberminen jährlich 10 Millionen: so müßte Peru, das auch seit der Abnahme der Minen zu Podosi, doch nie für weniger reich an Silber, als Mexico gehalten worden, eben so hoch geschäzt, und folglich noch 10 Millionen jährlich zu den vorigen gerechnet werden. Neumexico hat ebenfalls viele sehr reiche Silberminen, aber um es nicht zu übertreiben, wollen wir für diese Provinz nur 2 Millionen annehmen, welches, wenn wir die großen Einkünfte Neuspaniens zugeben, gewiß nicht zu viel ist. Auch Chili hat wirklich keine unbeträchtlichen Silberminen; aber seine Goldminen sind bey weitem die reichsten in der Welt. Vergleichet man nun den Reichthum dieser Provinz mit den andern: so kann er nicht weniger als 2 Millionen betragen, wenn wir das, was auch Terra firma liefert, noch hinzurechnen. Also würde alles Gold und Silber,

was in den Spanischen Kolonien hervorkommt, jährlich auf nicht weniger als 24 Millionen geschäzt werden können.“ — So weit dieser Verfasser.

Mexico hat auch Jaspis- Porphyr-, und schöne Marmorbrüche, ingleichen Perlen, Smaragde und Türkisse.

§. 4. Kein Land hat wohl einen grössern Ueberfluß an Korn, kostbaren Früchten, Wurzeln und Pflanzen von allerley Art, wovon viele diesem Lande, oder wenigstens doch Amerika, eigen sind. Die Waldungen auf den Spizen und Abhängen der Berge bestehn aus schönen Gehölzen, oder anmuthigen Hainen von grossen Bäumen unterschiedener Art, die nicht durch kleines Gesträuche beschwerlich gemacht werden, so daß ein Reisender sie ganz bequem zu Pferde passiren kann. Unter die besondern Arten von Hölzern in diesem Lande gehören das Ceder-, Brasilien- (*bloodwood*), und Mahoholz, woraus die Einwohner Seile und Tauwerk machen; *lightwood*, und andere Bäume: zu den Fruchttragenden Bäumen und Stauden gehören: die Cabbage (*Palma altissima* L.), Cacao oder Chocolatenuß, die Vanille, Plantanen, Capadillo, *Avogato pear* (Laurus L.), der Duttenbaum (*Mammea* americana L.), *Mammee-sapota* (*Achras*, sapota Linn.), indische Feige (*prickly pear*, *Cactus* opuntia Linn.), *bibby*, Tamarinden, und der Hülsenbaum (*locust-trec*, *Hymenaea* Courbaril L.); die Kalabasse (*Crescentia* L.) Kürbisse von ungeheurer Grösse, Weinstöcke und viele andre. Hiezu kann man noch

rechnen:

rechnen: die Sinesische Grenadillo, eine kriechende Pflanze, und die *maybey*, die den Eingebohrnen Garn zu Leinen und Strickwerk, und einen Balsam und Saft giebt, der nach der Gährung so angenehm und stark als Wein ist.

Die Bäume sind das ganze Jahr hindurch grün, oder in Blüthe, oder tragen Früchte, und jeder Monat stellt dem Auge eine Mischung von Frühling, Sommer und Herbste dar.

Ausser dem Mais oder Indischen Korne, das in Mexico einheimisch ist, haben die Spanier hier auch Weizen, Gersten, Erbsen, Bohnen, und anderes Korn angebauet, welches, nebst andern Wurzeln und Pflanzen, jezt in allen Provinzen wächst. Reis findet man in Menge, der wegen der lang anhaltenden nassen Witterung vortrefflich gedeihet.

Zu den wichtigsten Producten Neuspaniens gehören folgende Arzneywaaren: *Copal*, *Anime*, *Takamabacha*, *Caranna*, flüssiges Ambra, Ambraöl, Balsam von Peru, den man in Mexico sowohl als in dem Lande findet, von dem er seinen Namen hat, Guajak, *Mechoacanna* Wurzel, China-Wurzel, und Sarsaparilla; die alle in unsern Apotheken bekannt, und in vielen Krankheiten heilsam sind. Die übrigen Producte Neuspaniens bestehn in Baumwolle, Zucker, Cochenille, Chocolate, Federn, Honig, Balsamen, Färbehölzern, Salz, Talg, Häuten, Taback, Amber, Ingwer, Perlen, kostbaren Steinen, Gold und Silber.

Es wächst eine beträchtliche Menge Zucker in diesem Lande, so daß hier mehr Zuckermühlen, als

in irgend einem andern Theile des spanischen Amerika gefunden werden: aller Zucker aber wird im Lande selbst verbraucht, vorzüglich in den Klöstern, zur Chocolate und allerley eingemachten Sachen. Man treibt auch einen grossen inländischen Handel mit Baumwollenen Manufacturwaaren. Hier findet man den besten Indigo von der Welt; und diesen Handel, wie auch den mit der Cochenille, treiben einzig und allein die Kaufleute von Mexico und Carthagena, die beydes nach Europa verfahren. Die Provinzen Guaxaca und Guatimala sind diejenigen in Neuspanien, die die meiste und schönste Seide ziehn, aber sie wird hier bloß zum Nähewerk verarbeitet. Baumwolle ist hier auch sehr gut und in Ueberfluß: man verarbeitet sie häufig, und weil sie eine leichte, dem Clima sehr angemessene Tracht giebt, und alle andere Kleider unmässig theuer sind, so wird sie vom gemeinen Volke gewöhnlich getragen; und blos Leute von Stande tragen die wollene und lienene europäische Zeuge zum Staat.

Das Hornvieh ist hier unzählig; vieles läuft wild herum, und mit ihrem Talg und Häuten wird ein sehr beträchtlicher Handel getrieben. Auch die Schaafe in Mexico sind zahlreich. Doch scheint die Wolle keinen beträchtlichen Handlungsartikel auszumachen: und sie ist wahrscheinlich nicht besonders gut, da sie selten in den Gegenden innerhalb der Wendekreise sehr brauchbar, sondern grob, kurz und haaricht ist; die einzige in Peru ausgenommen, wo ein von dem in allen andern Ländern verschiedenes Clima ist. Schweine sind gleichfalls

zahlreich,

zahlreich, und ihr Speck wird im ganzen Lande gesucht, wo man es als Butter gebraucht.

§. 5. Ausser den schon angeführten Thieren, die dies Land mit dem unsrigen gemein hat, finden sich hier noch viele Arten von roth und andern Wildpret, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Füchse, Ottern, wilde Kazen, Polkazen (*polecats*), Stachelschweine, Jakalls, Meerkazen, *pecaree*, *warree*, *guano* (lacerta), das Faulthier (*sloth*), Armadillo, *racoon* und *ounce*.

Der *Pecaree* ist ein kleines, schwarzes Thier mit kurzen Füssen, das einige Aehnlichkeit mit einem Schweine hat. Diese Thiere gehn in grossen Heerden, und was das merkwürdigste an ihnen ist, so soll ihr Nabel auf dem Rücken wachsen, und, wenn er nicht sogleich, da der Pecaree getödtet ist, abgeschnitten wird, soll er augenblicklich das ganze Fleisch verderben, das sonst eine sehr gute Speise ist.

Der *Warree* ist kleiner als der Pecaree, dem er mehrentheils ähnlich ist, doch ist der Nabel an der gewöhnlichen Stelle. Die Haut ist dick und mit Haaren bedeckt, so daß sie wie ein dicker Pelz läßt. Beyde, der Pecaree und der Warree sind so wild und grausam, daß sie Menschen und Thiere anfallen. Die Indier jagen sie mit ihren grossen Hunden nieder, und erschiessen oder tödten sie dann mit Speeren.

Die *Guano* ist wie eine Eidexe gestaltet, im Leibe eines Mannes-Schenkels dick, gegen die Spize des Schwanzes aber, der sehr klein ist, wird sie immer dünner. Sie haben 4 kurze Füs-

se mit Klauen, und sind verschiedentlich gefärbt, dunkel- oder hellbraun, dunkel- oder hellgrün, gelb oder auch sprenklicht. Sie leben im Wasser und auf dem Lande, und ihr Fleisch und Eyer geben eine gute Nahrung.

Das Faulthier (*Sloth*) hat die Grösse eines grossen Wachtelhundes (*Spaniel*), einen runden Kopf, kleine Augen, und sehr scharfe Zähne und Klauen, es lebt von den Blättern der Bäume, die es gewöhnlich zum Ausgehen bringt, weil es an den Bäumen, die es besucht, kein einziges Blatt übrig läßt. Es braucht so viele Tage von einem Baum herunter, und den andern hinaufzusteigen, daß wenn es gleich fett war, als es herunter kam, es mager wird, ehe es bis auf die Spize des nächsten Baums kommt. Es hat seinen Namen von der Langsamkeit (*Slowness*) seiner Bewegung erhalten; denn es soll einige Minuten Zeit gebrauchen, bis es 3 Zoll mit einem Fuß fortrückt. Auch Schläge machen seine Schritte nicht geschwinder, denn es scheint gegen Streiche unempfindlich zu seyn, und kann weder erschreckt noch gereizt werden.

Hier ist ein Thier, das man *Quash* nennt; es ist dicker als eine Kaze, der Kopf ist dem Kopf eines Fuchses ähnlich, mit kurzen Ohren und einer langen Nase; die Füsse sind kurz, und es läuft gleich Kazen an Bäumen hinauf; der Leib ist mit feinem gelben Haare bedeckt, und das Fleisch giebt eine sehr gute Nahrung. Ganz jung kann man sie zahm machen, und dann sind sie so kurzweilig, als Meerkazen.

Die

Die Meerkazen von Campeachy sind sehr heßlich, viel grösser als ein Haase, und haben Schwänze, die $2\frac{1}{2}$ Fuß lang sind; der Leib und der obre Theil des Schwanzes sind mit groben, langen, schwarzen Haaren bedeckt. Sie halten sich in Gesellschaft zu 20 bis 30 zusammen, schweifen in den Wäldern umher, laufen von einem Baum zum andern, und wenn sie einem einzigen Menschen begegnen, so ist dieser in Gefahr, von ihnen in Stücken zerrissen zu werden: wenigstens klappern sie, und erregen ein schröckliches Getöse; einige werfen, was sie kriegen, nach ihm, da indeß andere ihren Urin und ihre Unreinigkeiten über ihn schütten. Sie hängen sich mit den Schwänzen an die Aeste, und scheinen ihm zu drohen, wo er nur durchgeht. Sind aber nur 2 oder 3 Leute beysammen, so laufen sie davon.

§. 6. Von Geflügel findet man in Mexico zahme Hüner, welsche Hüner, Tauben, Papageyen, (*porrats*, *parakeets* und *macaws*,) *Quams*, *Curasoes*, *Cockricow*, *bill-brids*, Brummvögel, schwarze Drosseln (*black brids*,) Adler, Geyer, Pelicane, Wasserraben, Fledermäuse, und eine Menge andere.

Der *Macaw* (Psittacus *Macao* L.) ist an Gestalt dem Papagey sehr ähnlich, aber zweymal so groß. Die Federn am Leibe haben allerhand glänzende und lebhafte Farben, und sind vorzüglich roth, blau und grün. Er hat einen büschelichten mit 2 oder 3 lang hervorstehenden Federn versehenen, rothen oder blauen Schwanz; die Schwingfedern sind bey einigen roth, bey andern blau; und

der Schnabel ist gelb. Sie machen des Morgens ein grosses Geschrey, das einer heischeren Menschenstimme gleich kommt. Sie äffen nicht bloß die Stimme der Indier nach, sondern auch ihre Art zu singen, so wie auch das Geräusch fast aller Vögel und anderer Thiere; und können zum Sprechen abgerichtet werden. Die Eingebohrnen machen sie zahm; und wenn sie an ihre Häuser gewöhnt sind, so lassen sie sie am Tage in die Wälder unter die wilden fliegen, woher sie am Abend nach ihrem Hause oder nach ihrer Pflanzung zurück kehren. Es ist eine grosse Menge von diesen Vögeln in Mexico, und sie sind nicht bloß überaus schön und unterhaltend, sondern ihr Fleisch ist schmackhaft, ob es gleich schwarz und ziemlich zähe ist.

Der *Quam* ist ein wilder Landvogel von der Grösse einer türkischen Henne, der er auch am Schnabel gleicht. Die Federn sind dunkel, der Schwanz kurz, und dunkler als die übrigen Federn. Er lebt von Beeren und andern Früchten, und sein Fleisch giebt eine sehr gute Speise.

Der Curassao ist grösser als der Quam, sonst aber fast eben so gestaltet; der Hahn hat einen schwarzen oder gelben Federbusch auf dem Kopfe, und rothes schlaffes Fleisch am Nacken, wie der türkische Hahn; die Henne hat keines von beyden. Sie haben eine grobe Stimme, die den Einwohnern melodisch klingt. Ihr Fleisch ist ziemlich gut, aber die Knochen sind so schädlich, daß die Einwohner sie verbrennen, und sie nicht einmal die Hunde fressen lassen.

Die Cockrikoes sehen der Farbe nach wie Rebhüner aus, sind aber etwas kleiner und ihre Füsse länger. Sie halten sich gerne in kleinen Buchten und wasserreichen Gegenden auf. Merkwürdig ist, daß sie sich des Morgens und Abends einander rufen; auch schätzt man sie wegen ihres delicaten Fleisches.

Fasanen sind hier 2 Arten: die eine ist dunkelfärbig, und hat schwarze Flügel und einen schwarzen Schwanz, diese nennt man *gritones*; die andere ist grösser und wird Königs-Phasan genannt, weil er einen Busch auf dem Kopf wie eine Krone hat. Die Fledermäuse dieses Landes sind so groß wie Tauben.

§. 7. In allen heissen Ländern findet man giftige und schädliche Gewürme und Insecten in Menge, Schlangen, Scorpionen, Scolopendern, (*centipedes*), Spinnen, Kröten, Ameisen, und Mußkiten.

Unter den vielen Schlangenarten ist eine gelbe, die so dick als der dünnere Theil eines Manns-Schenkels, und 6 bis 7 Fuß lang ist. Es ist ein träges Thier, daß sich wenig Mühe um seine Nahrung giebt, sondern sich verborgen hält, und Eidexen, Guanos und andere vorbeypassirende kleine Thiere überrascht. Hier ist auch eine grüne Schlange, so dick etwa als ein dünnes Rohr, und 4 bis 5 Fuß lang. Sie liegt zwischen Gebüschen und Bäumen, die voll Blätter sind, und hascht gewöhnlich kleine Vögel. Es hält sich hier auch eine dunkelfärbige 2 Fuß lange Schlange auf, die in die Häuser kommt, Mäuse und anderes Ungeziefer tödtet, und so unschädlich ist, daß es niemanden

einfällt, sie umzubringen. Noch sind viele andere Schlangen hier, vorzüglich die Klapperschlange, (von der siehe oben.)

Die Heuschrecken (*locust*) verheeren alle Gegenden, in die sie kommen. Man sieht sie vorzüglich in heissen Ländern, wo sie zuweilen in solchen dicken Schwärmen anziehen, daß sie die Sonne verdecken, und den hellsten Tag verdunkeln. Sie sind den gewöhnlichen Heuschrecken (*grasshopper*) gleich, aber grösser, und haben Flügel. Als Gage in Mexico war, fiel ein solcher Schwarm auf die Gegend, wo er sich aufhielt, ließ sich auf die Bäume und das noch stehende Korn nieder, und verzehrte in einer Nacht sowohl die Früchte und Blätter der Bäume, als das Korn auf allen Feldern, wo sie hin kamen. Die Landstrassen waren von ihnen bedeckt; auch die Zucker- und Indigo-Pflanzungen blieben nicht von ihnen verschont. Bey Annäherung dieses geflügelten Heers werden alle Leute mit Trompeten, kupfernen Pfannen, Kesseln, und allem, was nur ein Geräusche zu erregen im Stande ist, aufs Feld hinaus commandirt, um sie wegzuscheuchen.

An den Küsten und Ufern der Flüsse fängt man Alligatoren, verschiedene Schildkröten-Arten, Austern und Muscheln von ungeheurer Grösse, Hummern, Krebse, und Krabben. Unter andern Fischen findet sich auch hier der *parocoad*, der etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, und einen Menschen im Wasser angreifen soll. Es ist ein guter wohlschmeckender Fisch; man hat aber bemerkt. daß einige eine ungesunde Nahrung geben.

Der

Der Horn-Fisch (*gar-Fish, Esox* L.) ist dem vorigen gleich, doch kleiner und hat einen langen, scharfen Knochen auf der Nase, wie ein Schwerdfisch; nur ist der Knochen beym Schwerdfische platt, und wie eine Säge gezackt, dagegen er beym Hornfische einem Speer ähnlich, rund, glatt, vorne scharf, und 1 Fuß lang ist. Diese Fische schwimmen sehr geschwinde, springen oft aus dem Wasser, und schäumen gleichsam 20 bis 30 Ellen über die Oberfläche hin, feuchten dann ihre Floßfedern an, und springen wieder vorwärts, und schiessen mit solcher Gewalt, daß sie ihren langen Speer durch ein Canoe, oder in ein grosses Schiff stossen, wenn sie selbigem begegnen. Man hält sie für wohlschmeck nd und für gesund.

Barben (*old wife, Labrus* L.) (*mullets*) und *Snooks* sind hier in Menge, auch spanische Makrellen, die den europäischen gleich, doch eine Elle lang, und 9 bis 10 Zoll dick sind. Auch findet man hier den Hornfisch, *cavally*, den *turpom*, und verschiedene andere Fischarten. In den Seen und Flüssen sind Hechte und Karpfen, die eine vortrefliche Speise geben.

Zweyter Abschnitt.

Von den drey Audienzen von Mexico, und was bey jeder merkwürdig ist. Beschreibung der Städte und des Handels von Guadalajara, Mexico, Acapulco, Los Angelos, La Vera Cruz, und Guatimala.

§. 1. Um einen deutlichern Begriff von diesem grossen Lande zu geben, muß man es nach seinen

nen drey grossen Eintheilungen, die man Audienzen nennt, beschreiben; nach der von Guadalajara, dem eigentlichen Mexico, und Guatimala, die sämmtlich unter Einem Vice König stehen, und wieder in verschiedene Provinzen abgetheilt sind.

Guadalajara, auch Galicia genannt, gränzt in *N.* an Neu-Mexico, in *O.* und *S.* an die Audienz von Mexico, und in *W.* an die Südsee und den Meerbusen von Californien; und begreift einen Raum von 800 Meilen in die Länge, und etwa 500 in die Breite. Es wird in 7 Provinzen abgetheilt; und da hier die gemäßigtesten Gegenden des ganzen Reichs sind: so ist dies Land überhaupt angenehm und gesund. Diese Provinzen sind Guadalajara selbst, Zacatecas, Neu-Biscayen, Cinaloa, Culiacan, Chametlan, und Xalisco.

Die Hauptstadt heißt

Guadalajara, ist der Siz der Königlichen Gerichtshöfe und eines Bischofs, und hat eine angenehme Lage an dem nördlichen Ufer des Flusses *Bareinja.* Sie hat eine Dom- und viele andere Kirchen, auch einige Mönchs- und Nonnenklöster.

Diese Audienz ist wegen ihrer reichen Silberminen und ihrer Fruchtbarkeit berühmt. In jeder Provinz sind mehrere Städte; und die Stadt Cinaloa ist wegen der vielen schönen Wasserfälle, die von Bergen herunter stürzen, mahlerisch schön. In dieser Audienz ist auch der See *Chapala*, der 40 Seemeilen im Umfange haben soll.

Die

Die Audienz von Mexico ist bey weiten die wichtigste aller spanischen Besizungen Nordwärts vom Aequator. Ihre Gränzen sind: in *O.* der Mexicanische Meerbusen; in *SO* die Audienz Guatimala, in *SW.* die Südsee, und in *NW.* die Audienz Guadalajara. Sie ist etwa 600 Meilen lang, und an einigen Stellen beynahe eben so breit; doch beträgt die Breite an einer Stelle, von einer See zur andern, queer durch die Provinz Guaxaca, nur ohngefähr 60 Meilen.

Diese Audienz übertrift an reichen Producten, Gold, Silber und Edelgesteinen, das ganze übrige Reich bey weitem; so wie sie auch in ihren geräumigen grossen Thälern, der Fruchtbarkeit des urbaren Landes, der Viehweyde, und der Mannigfaltigkeit der Früchte, vor allen den Vorzug hat. Die grossen Seen, Flüsse, und Seehäfen, die hier in Menge sind, verschaffen den Einwohnern nicht allein einen Ueberfluß an vortreflichen Fischen, sondern auch grosse Vortheile in auswärtigen sowohl als einheimischen Handel. Sie wird in 9 Provinzen eingetheilt, nämlich in das eigentliche Mexico, Mechoacan, Panuco, Tlascala, Guaxaca, Tabasco, Iucatan, Chiapa, und Soconusco.

§. 2 In der eigentlichen Provinz Mexico, die die übrigen an Grösse weit übertrift, ist die Hauptstadt gleiches Namens,

Mexico. Diese liegt im Mexicanischen See, an der Ostseite eines Thals, am Fusse einer Reihe von Hügeln, unter 20° N. Breite, und 101° 10′ W. Länge, etwa 170 Meilen *W*wärts vom

Meri-

Mexicanischen Meerbusen, und 190 Meilen *N*wärts von Acapulco. Sie ist die Hauptstadt des Königreichs, der Siz des Vicekönigs, der ersten Audienz oder Gerichtskammer, und eines Erzbischofs. Man hält sie für die am regelmäßigsten gebauete Stadt in der ganzen Welt. Sie ist ein vollkommenes Viereck, dessen jede Seite eine halbe Seemeile lang ist, folglich das ganze etwa 2 See- und 6 englische Meilen im Umfange hat. Mitten in der Stadt ist ein grosser Marktplaz: von diesem laufen die Strassen in geraden Linien, theils nach *O.* und *W.* theils nach *N.* und *S.* aus, und kreuzen sich einander unter rechten Winkeln, so daß man die Länge und Breite der Stadt nach dem Winkel einer jeder Strasse bestimmen kann. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thor noch Wälle, noch grobes Geschüz. Die Häuser sind sehr dauerhaft von Ziegeln und andern Steinen gebauet, aber nicht sehr hoch, weil sie Erdbeben unterworfen sind: ein grosser Theil der Stadt steht auch auf einem Moraste, daher einige Häuser sinken. Was aber noch schlimmer ist: so ist die Stadt den Ueberschwemmungen der von den Gebirgen in den See herabfliessenden Ströme ausgesezt, so daß sie öfters in Gefahr ist, gänzlich überschwemmt zu werden: und wirklich sind viele Häuser und Einwohner durch die Fluthen weggeschwemmt worden, ob sie gleich ungeheure Kosten anwenden, das Wasser durch Canäle, Deiche, und Schleusen abzuhalten. Man hat daher schon oft darüber gestritten, ob man nicht diese Stadt ganz verlassen, und eine andre auf einem bessern Boden anlegen

legen soll. Alle Gebäude sind einander gleich, und die öffentlichen sind prächtig. Hier sind 29 Kathedral- und andere Kirchen, und 22 Mönchs- und Nonnenklöster; von deren Reichthümern kann man nach den Einkünften der grossen Dom-Kirche urtheilen, die sich jährlich beynahe auf 80,000 Pf. Sterling belaufen, wovon der Erzbischof 15000 Pf. zieht, die ungeheuren Summen seiner zufälligen Einkünfte ungerechnet. Der Dom ist ein prächtiges Gebäude in Gestalt eines Kreuzes, das mit den dazu gehörigen Klöstern und Wohnhäusern der Geistlichkeit einen beträchtlichen Theil der Stadt einnimmt. Man baute 60 Jahre daran, und er kostete 2 Millionen Stück von Achten. Die Mahlereyen, Vergulbungen, und Bildhauer-Arbeit sind ungemein schön, und an jeder Seite sind eine Menge schöne Altäre und Capellen. Der Hochaltar, der mitten im Chor steht, kostete 50,000 Sterling von Achten. Das Bild der Jungfrau Maria ist von massiven Silber, mit Rubinen und Perlen geschmückt, die 30,000 Sterling von Achten werth sind: jährlich wird solches einmal in Procession herumgetragen, wo alsdann eine Anzahl Mädgens Loose zu einem Heyrathsgut von 300 Sterling von Achten, ziehen. Der Kelch, der gewöhnlich gebraucht wird, ist 11000 Sterl. werth, ist von Gold, von getriebner Arbeit, und mit Rubinen besezt. Die Hostie bringt man hier den Kranken nicht zu Fuß, wie in andern Ländern, sondern in einer Kutsche, die von vier der schönsten Maulesel, so gut man sie nur aus Europa haben kann, gezogen wird.

Das

Das 'grosse Viereck oder der Markt in der Mitte der Stadt ist überaus prächtig, und hat an der einen Seite breite offene Pläze (*piazas*) wo die reichsten Kramläden in der Welt sind: an der andern Seite liegt der herrliche Pallast des Vicekönigs, dessen vornehmste Seite nach dem Markte hin steht, und der dem Pallast zu Neapel nichts nachgiebt.

Der Pallast des Marquis *de Valle*, wie er genannt wird, ist eins der schönsten Stücke der Baukunst, die man nur irgendwo findet. Er ist an der nämlichen Stelle hingebauet, wo ehemals der Pallast des *Motezuma* stand, und nimmt auch fast den nämlichen Raum ein.

Ausser den Kirchen und Clöstern findet man hier auch einige reich begabte Hospitäler, unter andern eines vor junge verwaiste Mädchens, die hier recht gut unterhalten werden, so lange sie unverheyrathet leben, und 500 Sterl. von Achten erhalten, wenn sie heyrathen. Ein anders Hospital für venerische Kranke hat 36000 St. von Achten jährlicher Einkünfte; und ein drittes Hospital ist für kranke Priester.

Die verschiedene Handlungsarten haben ihre eigenen Strassen. eine sehr geräumige, die von dem Markte anfängt, ist für die Goldschmiede, deren Läden mit solchen Geräthschaften und Kostbarkeiten von Gold, Silber und Juweelen angefüllt sind, als in keiner andern Stadt in der Welt; vorzüglich mit goldenem Geschirr in ganzen Aufsätzen und Gedecken, und mit einer überaus grossen Menge von Rubinen, Smaragden und Perlen. Die St.

Augustins-Strasse, in der die Seidenhändler ihre reichen Seidenwaaren zum Verkaufe aufstellen, hat ein sehr schönes Ansehen. Die Tacuba-Strasse, da die Handwerker wohnen, die in Kupfer, Stahl und Eisen arbeiten, ist sehr lang und geräumig. Die Adler-Strasse aber, worinn der grosse und kleine Adel, und die Rechtsgelehrten wohnen, soll an Pracht alle andere grosse übertreffen.

Die Stadt bekommt ihr frisches Wasser von einem 3 Meilen entfernten Hügel, zu dem eine gewölbte Wasserleitung von der Stadt hin gehet.

Hier ist ein angenehmer Park, der gut bepflanzt, und mit Springbrunnen und andern Wasserwerken versehen ist. Hier finden sich Standespersonen beyderley Geschlechts und der muntere Theil der Stadt alle Abend, einige in Kutschen, andere zu Pferde, ein; und hier suchen sich die jungen Herren dem Frauenzimmer durch Proben ihrer Geschäftigkeit und durch ihre Geschicklichkeit im Reiten, zu empfehlen. Einige hundert Kutschen sind beständig hier, mit zahlreichen Gefolgen schwarzer Sclaven. Die Neger-Mädgens, die bey den Kutschen der Damen hergehn, sollen goldene Armbänder, Halsbänder von Perlen, und in den Ohren Juweelen, die schwarzen Lakaien aber Spizen und gestickte Sachen, tragen.

Obgleich diese Stadt kein Seehafen, noch durch irgend einen schifbaren Fluß mit der See verbunden ist: so hat sie doch einen erstaunlich großen Handel, und ist sogar der Mittelpunct des ganzen Handels, der zwischen Amerika und Spa-

nien auf der einen, und zwischen Amerika und Ostindien auf der andern Seite, getrieben wird. Denn hier wohnen die vornehmsten Kaufleute, hier wird der größte Theil ihrer Geschäfte betrieben, und die Waaren, die von Acapulco nach la Vera Cruz, oder von la Vera Cruz nach Acapulco zum Gebrauch der Philippinen, und größtentheils auch für Peru und Lima gehen, werden alle durch diese Stadt gebracht, und beschäftigen beym Transport eine unglaubliche Menge Pferde und Maulesel. Hieher wird alles Gold und Silber in die Münze gebracht; hier wird dem Könige der Fünfte entrichtet; und hier wird die unsägliche Menge von Geräthe und Kostbarkeiten von Silber verarbeitet, die jährlich nach Europa verfahren werden.

Eine der vorzüglichsten Belustigungen der Einwohner besteht darinn, daß sie in Booten auf dem See fischen; sie nehmen dazu Wein und kalte Küche mit, und tractiren damit auf dem Wasser. Dieser See, an dessen Westlicher Seite Mexico liegt, ist 15 Meilen lang von *N* nach *S*, seine Breite aber ist sehr ungleich; wo er am breitsten ist, da ist er etwas über 12 Meilen breit, sein nördliches Ende aber ist kaum so breit. An diesen See stossen nach *N* drey andere, die mit ihm durch Canäle in Verbindung stehen; und an der *S*Seite sind zween andere Seen, die von dem grossen durch ein schmales Stück Landes geschieden sind.

Die Gegend um Mexico ist überaus angenehm wegen der vielen Palläste, Landgüter, Klöster und

Dörfer auf den Inseln in den Seen, oder an den Ufern der vielen Seen im Angesichte der Stadt, wohin die Einwohner in kleinen Fahrzeugen gehen, wenn sie sich dem Geräusch der Stadt entziehen wollen.

Die Zahl des Volks in der Stadt läßt sich nicht genau angeben; sie ist aber ganz gewiß sehr beträchtlich, und wird von vielen auf 70 bis 80,000 geschäzt. Das gemeine Volk besteht aus Schwarzen und Mulatten, weil eine grosse Menge schwarzer Sclaven hieher gebracht worden sind, die ihre Freyheit erhielten, und sich mit den Eingebohrnen verheyrathet haben: deren Nachkommen haben sich beträchtlich vermehrt. Hier ist also eine wunderbare Vermischung von spanischem und indischem Blute. Die reinen Spanier, und die, so von beyden Seiten von spanischen Eltern abstammen, machen eine sehr kleine Anzahl sowohl hier, als in andern Städten von Mexico, aus.

§. 3. Der nächste Hafen bey dieser Stadt ist:

Acapulco, der auch in der eigentlichen Provinz Mexico liegt, und ein sehr berühmter Hafen an der Südsee ist, unter 17° N. Breite, und 102° Westl. Länge, 200 Meilen heraufwärts von der Hauptstadt. Er ist einer der tiefsten, sichersten, und bequemsten Hafen in der Südsee, und gewiß beynahe der einzige gute an der Westküste von Neu-Spanien. Ein Castell, das mäßig fest ist, commandirt den Eingang des Hafens; die Stadt selbst aber ist schlecht gebaut, und hat ein elendes Ansehen; ausser in der Zeit der Messe, wo sie eine

ganze andere Figur bekommt, und einer der grösten Märkte in der Welt wird. Gegen den December kommt hier die grosse Gallione, die die ganze Communication zwischen Amerika und den Philippinen ausmacht, nach einer 5 monatlichen Reise, mit den reichsten Waaren des Orients beladen an; nämlich mit Muscat-Nüssen, Muscat-Blüthen, Würz-Nelken, Pfeffer, Zimmet, Porzellan, Japanische Waaren, Cattunen (*callicoes*) schlichten und gemahlten, feiner indischen Leinwand (*chints*), Seide, Nesseltuch von allen Arten, kostbaren Steinen, und Specereyen. Zu eben der Zeit kommt auch das jährliche Schiff von Lima an, dessen Ladung an Silber man auf nicht weniger als 2 Millionen Stücke von Achten schäzt, ohne dem Quecksilber, Cacao, den Specereyen, und andern theuren Waaren, die gegen Ost-Indische Waaren vertauscht werden. Bey eben derselben Gelegenheit treffen auch viele andere Schiffe von verschiedenen Gegenden von Chili und Peru ein; und außer dem Handel mit den Philippinischen Gütern, sezen sie auch die vielen Sachen um, die diese Länder gegen einander zu vertauschen haben, und kaufen zugleich alle Arten europäischer Waaren ein. Die Messe dauert zuweilen 30 Tage. Die Waaren werden nicht eher verkauft, als bis die Gallion sich zur Abreise nach den Philippinen anschickt; sie nimmt vorzüglich Silber, und nur wenige europäische und americanische Waaren, zurück.

Wenn diese Messe vorbey ist, so ist die Stadt wie wüste, doch bleibt sie das ganze Jahr hindurch der beträchtlichste Hafen in Mexico, von dar

alles,

alles, was sie nicht selbst verbrauchen, zu Lande nach la Vera Cruz verführt wird, von dannen es nach Terra Firma, nach den Inseln, und ein kleiner Theil selbst nach Spanien, geht.

§. 4. In der Provinz *Tlascala* oder *Los Angelos*, die die von Indiern am besten bevölkerte Provinz in ganz Mexico seyn soll, liegt die Stadt:

Puebla de los Angelos, oder die Engels-Stadt, in einem artigen Thale an den Ufern des Flusses *Zacatule*, unter 19° N. Breite, 25 Seemeilen ostwärts von Mexico. Die Häuser sind meist von Stein, und in der Mitte der Stadt ist, wie in andern spanischen Städten, ein schöner Marktplatz, von dem die Hauptstrassen in geraden Linien auslaufen, und von andern unter rechten Winkeln durchschnitten werden. An der einen Seite des Vierecks ist die Kathedral-Kirche, mit einer prächtigen Fronte; an den drey übrigen Seiten sind artige einförmige *piazas*, unter denen die Läden der vornehmsten Kaufleute sind. Es sind hier viele schöne und prächtige Pfarr- und Klosterkirchen, und einige reiche Mönchs- und Nonnenklöster. Die Stadt ist der Siz eines Bischofs, der unter dem Erzbischoffe von Mexico steht. Von den Einkünften des Bischofs und des Kapitels kann man einigermaßen auf den Reichthum der Einwohner schliessen; ersterer hat 80,000, und die Domherrn und Diener der Kirche haben 200,000 Stück von Achten jährlich. Das Volk in dieser Stadt ist überaus wohlhabend; doch können die

 Layen

Layen in diesem Welttheile den Geistlichen weder an Vermögen noch an Gewalt gleich kommen.

In der Provinz Tlascala liegt auch die Stadt

La Vera Cruz, am Mexicanischen Meerbusen, unter 19° 10' Nördl. Breite, etwa 200 Meilen *SO*stwärts von Mexico. Sie liegt auf einer unfruchtbaren sandigen Ebene, ist aber wegen ihres vortrefflichen Hafens, der von der Natur durch die Felsen befestigt ist, beträchtlich; doch ist die Stadt auf der einen Seite beständigen Wolken von Triebsande, an der andern den faulen Ausdünstungen der Sümpfe und Moräste ausgesezt, die die Luft mit den schädlichsten Dünsten anfüllen. Die Stadt liegt von *O.* nach *W.*, hat aber nur eine halbe Seemeile im Umkreis. Die Wälle leisten wenigen Nuzen, da der Sand an vielen Orten mit der Oberfläche derselben parallel liegt; das Castel aber und die Forts sind so angelegt, daß sie die Schiffe im Hafen decken können. Die Stadt ist sehr arm, die mehrsten Häuser sind bloß mit Stroh gedeckte Hütten, welche Fischer bewohnen: die Spanische Garnison aber besteht aus 60 Reutern und 2 Compagnien zu Fuß. Aus diesem Hafen wird aller Reichthum von Mexico in die alte Welt hinüber gebracht; und aus demselben bekommt die neue Welt die unzählichen Waaren des Luxus und der Noth, die die alte Welt für jene liefert. Die jährliche Flotte von Cadiz, *la Flota* genannt, langt zu Ausgang des Novembers hier an; und dann stürmen unsäglich viele Menschen von allen Gegenden nach la Vera Cruz, und halten

ten sich in kleinen Hütten und Gezelten so lange auf, als die Flotte hier verweilt. Ihre theureste Waaren legen sie indeß in ausdrücklich dazu erbauete Waarenlager nieder. Die Flotte bleibt den ganzen Winter hier; wenn sie abgeht, so ziehen auch alle Leute von Vermögen ihrer Gesundheit wegen, von hier ab.

Diese Flotte, die nur von Cadiz ausläuft, besteht aus ohngefähr 14 oder 15 grossen Kauffarthey-Schiffen von 400 bis 1000 Tonnen, unter der Begleitung von 3 oder 4 Kriegsschiffen. Sie sind fast mit allen Arten von Gütern beladen, die Europa zur Ausfuhr hervorbringt; mit allen Arten von Linnen, wollenen Zeugen, Seide, Sammet, Spizen, Messern, Glas, Taschenuhren, Uhren, Quecksilber, verarbeiteten Eisen, Pferdegeschirr, Schuhen, Strümpfen, Büchern, Gemählden, Ammunition, Wein und Früchten: so daß alle handelnde Länder Europens vielen Antheil an der Ladung dieser Flotte haben. Spanien verfährt wenig mehr als Wein und Früchte: und dies, nebst der Fracht, den Commissionen an die Kaufleute und den Abgaben an den König, sind beynahe alles, was das Königreich bey seinem Handel mit Indien gewinnt. Die Waarenlager zu la Vera Cruz sind beständig mit europäischen Waaren angefüllt, und diesem Handel kann man beynahe den ganzen Handel des übrigen Spanischen Amerika's gleich schäzen, ob er sich gleich nur auf die Zeit einschränkt, da die Flotte hier ist.

§. 5. Die Provinz Tabasco stößt im N. an die Campesse-Bay. Hier wächst das Campecheholz

holz (*logwood*, *Haematoxylum* Campechianum L.) vorzüglich. Das Land nahe an der Küste ist überhaupt so flach und niedrig, daß es hier jedes Jahr 9 Monate lang regnet, und daß nach Dampier, das Land 6 bis 7 Monate unter Wasser bleibt: während dieser Zeit die Farbholzfäller beständig bey ihrer Arbeit bis ans Knie im Morast und Wasser stehen, und kaum eine trockene Stelle finden können, um ihre Hütten da aufzubauen. An der Küste sind beynahe undurchdringliche Dickichte von Eibisch (*mangroves*, *Hibiscus* L.) und Bambus; tiefer im Land aber sind schöne Savannah's und sich angenehm erhebende Hügel, worauf allerley Fruchtbäume wachsen. Die Ufer des Flusses Tabasco beschatten grosse Bäume, vorzüglich Kohlbäume, die 100 Fuß hoch sind.

Die Provinz Jucatan, eine Halbinsel, liegt im Mexicanischen Meerbusen, zwischen der Campesse- und Honduras-Bay, ist größtentheils ein niedriges, flaches Land, das kaum einige Hügel, als nur etwa an der Westseite hat. Es ist nicht stark bewohnt; denn die Luft ist unmäßig heiß, und die Gegenden an der Küste stehen oft unter Wasser. Ihre vornehmste Producte sind Campecheholz, Baumwolle und Salz. Die einzige Spanische Stadt auf dieser langen Küste ist

Campeachy, die an der Westseite der Halbinsel nach der See zu liegt, und ein schönes Ansehen hat, weil sie von Steinen gebaut, und mit einem guten Wall umgeben ist. Sie hat auch eine starke Citadelle, die auf der einen Seite viel groBes Geschütz zur Vertheidigung hat.

§. 6.

§. 6. Die Audienz Guatimala ist ein sehr schönes Land, das einer grossen Cultur fähig wäre. Ihre Gränzen sind, in *NW.* Mexico, in *NO.* die Nordsee, in *SO.* die Provinz Darien oder Terra firma, und in *SW.* die Südsee: sie hat also die allervortheilhafteste Lage zur Handlung. Von *NW.* nach *SO.* ist sie etwa 1000 Meilen lang, aber an keinem Ort halb so breit, ja an einigen Stellen nur 100 Meilen breit. Sie wird in folgende 6 Provinzen eingetheilt: Guatimala, Vera Paz, Honduras, Nicaragua, Costa Rica, und Veragua. (Die beyden leztern Provinzen rechnet doch der gelehrte Don Antonio de Ulloa zu Terra firma.)

Diese Provinz ist gebirgigt, voller feuerspeyender Berge, die manchmal fürchterliche Ausbrüche gehabt haben, und den Erdbeben unterworfen. Aber dabey hat sie auch reiche und fruchtbare Thäler, wo Korn wächst, und Viehweiden, die unzählige Heerden Vieh erhalten; auch hat sie viele Färbematerialien, einige Silberminen und Zuckerpflanzungen. Auch werden grosse Quantitäten Bienenwachs von hier ausgeführt.

St. Jago de Guatimala, vormals die Hauptstadt der ganzen Audienz, und eine der schönsten Städte in Neuspanien, ward 1751 durch ein fürchterliches Erdbeben, und einen benachbarten Volkan zerstört. Nie sah man einen schreckenvollern Auftritt: den Tag zuvor hörte man ein schreckliches Getöse eines Volkans, der sich in einem Berge bey der Stadt befand; hierauf erfolgte in der Nacht ein heftiger Ausbruch, als wenn der

Berg (sagt unser Schriftsteller,) alle seine Eingeweide ausschütten wollte. Dieser Berg hatte zwo Spizen: aus der einen ergossen sich Feuer- und aus der andern Wasserströme, welche leztere alles, Häuser und Einwohner, vor sich herschwemmten. Den Schrecken dieses Auftritts vermehrte noch eines der erschrecklichsten Erdbeben, die je in der Welt gewesen sind; und 120,000 Spanier und Eingebohrne verlohren dabey ihr Leben.

Neu-Guatimala, die jezige Hauptstadt der Audienz und Provinz, die Residenz des Präsidenten und d r Königl. Gerichtshöfe, der Siz eines Bischofs und einer Universität, und der Mittelpunct des Handels in diesen Gegenden, liegt in einer schönen Ebene, ziemlich weit von dem fatalen Volkan ab: jedoch kann keine Vorsicht diese Stadt wider die diesem Lande so schrecklichen und häufigen Erdbeben sichern. Dem ohngeachtet ist sie gut gebaut und bewohnt, die Dom- und Pfarrkirchen sind überaus reich, und es sind hier auch zwey schöne Mönchsklöster, ein Nonnenkloster und ein Hospital. Die Einwohner treiben einen grossen Handel, nicht allein mit allen Mexicanischen Provinzen, sondern auch mit Peru.

Dritter Abschnitt.

Von den verschiedenen Volks-Arten unter den heutigen Mexicanern; und den Sitten, Gebräuchen und der Regierung der Spanier und Kreolen.

§. 1. Mexico wird jezt von einem gemischten Volk, von eingebohrnen Indiern, Spaniern und

und Negern bewohnt, deren Nachkommen man durch verschiedne Namen unterscheidet. Die reinen Nachkommen der Spanier heissen Kreolen oder Creoli; die Nachkommen der Spanier und eingebohrnen Indier heissen Mestizes; die Kinder dieser Mestizes heissen Mestiches; die Kinder der leztern aus der Vermischung mit Spaniern heissen *Teneeroons dez Indies*, und diese ihre Nachkommen, die mit den reinen Spaniern gleiche Freyheiten und Vortheile geniessen, heissen *Quarteroons dez Indies*. Die Kinder eines Europäers und einer Negresse heissen Mulatten; ausserdem giebt es noch eine gemischte Art Menschen von Negern und Indiern, die man gemeiniglich für die niedrigste Classe des Volks hält.

Die Weissen sind entweder gebohrne Spanier, oder Creolen. Die gebohrnen Spanier haben mehrentheils Bedienungen, oder treiben Handel, und haben den nämlichen Character und Sitten, wie die Spanier in Europa: eben die Ernsthaftigkeit in ihrem äussern Betragen, und eben den natürlichen Scharfsinn, aber eine weit grössere Dosin von Stolz und Einbildung: denn sie halten es hier für eine grosse Ehre, in Alt-Spanien gebohren zu seyn, und sie werden von den Creolen deswegen sehr beneidet und gehaßt. Leztere besizen wenig von der Standhaftigkeit und Gedult, die die gebohrnen Spanier auszeichnet. Sie haben kein Herz, sind schwach und weibisch: sie leben in einer entkräftenden Hize, mit Reichthum überladen, und bringen ihre ganze Zeit mit Faullenzen und unthätigen Vergnügun-

gnügungen zu. Sie haben gar nichts männliches und kühnes, wodurch sie im thätigen Leben einige Figur machen könnten; und sehr wenige finden Geschmack an dem Vergnügen gelehrter Einsamkeit. Sie sind verschwendrisch, ohne Mannichfaltigkeit und Eleganz; sie lieben den äussern Prunk, sind mässig in Essen und Trinken, und machen, bloß ihrer Leibesbeschaffenheit und Trägheit wegen, Liebeshändel und Intriguen zu ihrer einzigen Beschäftigung, die sie ihn altspanischem Geschmacke ausführen, indem sie ausschweifende Dinge sagen und thun, und schlechte Musik, noch schlechtere Dichtkunst, und doch unmässige Kosten haben. Die Damen sind ihrer Keuschheit oder häuslichen Tugenden wegen eben nicht sehr berühmt; sie wenden vielmehr alles ihr Genie und alle ihre Fähigkeiten dazu an, die Fesseln zu zerreissen, in denen sie gehalten werden.

§. 2. Die besten Schriftsteller versichern einstimmig, daß die Priester, Mönche und Nonnen von allen Orden, gegen $\frac{1}{5}$ aller weissen Einwohner ausmachen. Aber die Clerisey ist hier überhaupt zu unwissend, als daß sie durch Predigen unterrichten, und in ihren Sitten zu lüderlich, als daß sie durch Beyspiel bessern könnte: also gewinnt das Volk wenig bey ihrer Menge, wenig bey Reichthum, und ihrer Macht. Viele von ihnen sollen bloße Avanturiers aus Alt-Spanien seyn, die, ohne die mindeste Rücksicht auf ihren Stand, oder auf ihr Gelübde, alle ihre Bemühungen dahin richten, durch Misbrauchung der Unwissenheit und äusserster Leichtgläubigkeit des Volkes fein geschwind ein

ein grosses Glück zu machen. Auf bloß mechanische Andachtsübungen wird zu stark gehalten, der moralischen Pflichten aber nur selten gedacht. Man prägt recht eifrig eine unmässige Verehrung der Heiligen ein, dies ist auch der Hauptgegenstand aller ihrer Predigten: und diese sollen mehr eine dumme Bewunderung der Wunderwerke dieser Heiligen, als eine Nachahmung ihres heiligen Lebens bewirken. Doch sind immer einige unter der Geistlichkeit, die die Pflichten ihres Amts erfüllen, und sich durch Gelehrsamkeit, und reinen Wandel unterscheiden; aber freylich sind deren nur sehr wenige.

Was die Layen anbetrifft, so soll kein bigotteres und lüderlicheres Volk in der Welt seyn, als hier. Eine Schenkung an die Kirche hebt den Haß und die Strafen der größten Vergehungen auf. Die vornehmste Art, wie sie in der Religion unterrichtet werden, besteht in theatralischen Vorstellungen in den Kirchen. Es ist kaum ein Stück des Evangelii, aus dem man nicht ein Schauspiel macht, und Leute abrichtet, solches zu spielen: einer stellt unsern Heiland, ein anderer den Pilatus, ein dritter den Herodes vor u. s. w. So wie ihre Kirchen ausnehmend schön sind: so ist es auch ihre sowohl Vocal- als Instrumental-Musik. Die Geistlichen suchen die besten Stimmen zusammen, und lehren sie, nicht nur Choräle, sondern allerley lustige Lieder singen. Und in ihren Klöstern werden Maskeraden, Tänze, und allerley Lustbarkeiten gehalten, die das Volk gerne hat: doch hat das Volk auch seine bestimmte Zeit zur Buße und Casteyung, vor-

zůglich

züglich in der Fastenzeit, wo sie nicht allein ein strenges Fasten beobachten, sondern sich auch bey ihren Processionen unbarmherzig geisseln. So leben sie in der Charwoche: und bey Erdbeben, Hungersnoth, oder andern allgemeinen Landesplagen, suchen sie durch solche Züchtigungen den Zorn des Himmels zu besänftigen.

Die Civil-Regierung wird von Gerichtshöfen verwaltet, die man Audienzen nennt; sie bestehn aus einer gewissen Anzahl Richter, die in verschiedene Kammern eingetheilt sind, und die mehr Aehnlichkeit mit den französischen Parlamentern, als mit unsern Gerichtshöfen, haben. Der Vicekönig selbst präsidirt in der obersten Kammer, wenn er es für gut findet. Seine Stelle ist eine der ansehnlichsten, die der König von Spanien vergeben kann: und sein Gouvernement ist vielleicht das reichste, das irgend einem Unterthan in der Welt anvertraut wird. Alle Stellen werden hier bloß mit gebohrnen Spaniern besezt, und nur auf eine gewisse Zeit, die nie über 3 Jahre dauern darf. Eifersucht und Geiz haben hier sowohl, als in allem übrigen, was Indien angeht, auf alle öffentliche Einrichtungen Einfluß: und bey jedem Bedienten, vom vornehmsten an bis zum geringsten herab, findet sich der Geiz, den ein neuer und einträglicher Posten rege macht. Gierig nach Raub, weil seine Zeit kurz ist, drückt jeder das Volk, und betrügt seinen Herrn: ihm folgt ein anderer, mit eben den Gesinnungen, und keiner denkt daran, in seinem Amte etwas nüzliches zu thun, weil er weiß, daß

sein

sein Nachfolger jede Einrichtung, die nicht seinem Eigennuze gemäß ist, wieder umstossen wird.

Es werden einige Truppen in Mexico gehalten, und zu ihrer und der Festungswerke Unterhaltung wird jährlich ein beträchtliches hergegeben: dennoch sind der Soldaten nur wenige, sie sind übel gekleidet, werden schlecht bezahlt, und sind noch schlechter disciplinirt. So geht die militarische Einrichtung mit der bürgerlichen und geistlichen einen Gang; und das Ganze giebt eine regelmässige Scene von Rauberey, Stolz, Uebermuth und Unterdrückung.

Vierter Abschnitt.

Von den eigentlichen Mexicanern, ihrer Gestalt, Kleidung, Sitten und Gebräuchen, Häusern, Nahrung und Feyerlichkeiten. Insbesondere von denjenigen Mexicanern, die von den Spaniern getrennt, und noch frey sind.

§. 1. Die ursprünglichen Mexicaner sind, wie die übrigen Amerikaner, meist lang, großgliederich, gut proportionirt, und schön, munter, behende, und besonders leicht zu Fuß. Ihr Gesicht ist stark olivenfarbig, sie haben grosse, lebhafte, funkelnde Augen, ein rundes Gesicht, und mehrentheils angenehme Gesichtszüge. Sie tragen ihr Haar los herum flatternd oder kurz abgeschnitten, oder geflochten, und um den Kopf gewunden. Einige Nationen innerhalb der Gränzen dieses grossen Landes sind im Aeusseren und in den Sitten aller übrigen sehr verschieden. Einige halten platte Nasen für die größte Zierde, und machen daher frühzeitig

zeitig die Nasen ihrer Kinder platt, um ihnen diese Schönheit im Gesichte zu verschaffen; andere hingegen geben ihren dünnen zarten Hirnschaalen, durch Drücken, eine kegelförmige oder pyramidenähnliche Figur. Viele Mexicaner verunstalten sich durchs Bemahlen oder vielmehr durchs Beschmieren, und bilden auf ihren Leibern die Figuren von allerhand Vögeln und Thieren ab; oder mahlen sich im Kriege das Gesicht roth, um sich ein fürchterliches und blutiges Ansehn zu verschaffen. Sie besalben sich auch den Leib mit Oel oder Fett, um nicht von Muskiten gebissen zu werden, um die Haut wider die unmäßige Sonnenhize zu sichern, und um die Gelenke geschmeidig und biegsam zu machen.

Dieses Volk trägt meist Kleider, nur auf eine, von der Spanischen ganz verschiedne Art. In der Provinz Veragua aber soll eine Nation seyn, wo die Männer nichts als das Zeugungsglied bedecken: die Geringern wickeln es in ein Blatt ein, die Vornehmern aber tragen es in einer goldenen oder silbernen mit Juwelen besezten Capsel von kegelförmiger Gestalt, und lassen den Hodensack ganz unbedeckt darunter hängen. So unwahrscheinlich diese Sitte auch zu seyn scheinet; so erzählen sie doch verschiedene Schriftsteller: aber wie weit man ihnen hierinnen trauen dürfe, wollen wir nicht bestimmen. Doch sagt man auch, daß eben dies Volk an Festtägen oder bey andern Feyerlichkeiten ein weisses oder schwarzes baumwollenes Gewand, das dem Ueberrocke eines Ackermannes gleich ist, haben, das ihnen bis an die Fersen herunter

hängt;

hångt; und wenn ihnen ein Europåer ein Hemd oder andres Kleidungsstůck giebt: so ziehen sie es sogleich an, und halten sich dann selbst fůr sehr artig.

Die Indier sind mehrentheils sehr grosse Liebhaber von Ohrgehången, Arm- und Halsbåndern. Die Månner haben ein důnnes Gold- oder Silberblech ůber die Oberlippe hången, das eine eyfőrmige Figur hat, in Gestalt eines halben Mondes; die Spizen desselben kneipen die mittlere Scheidewand der Nase gelinde, und sind daran befestigt: in der Mitte ist es wie eine Guinee dick, und wird gegen die Enden allmåhlich důnner. Die Weiber tragen statt des Bleches, einen Ring durch die Scheidewand der Nase, der selbige durch sein Gewicht zuweilen bis zum Munde herunter zieht. Diese sonderbare Arten von Puz haben sie von verschiedener Grősse; die grősseren legen sie weg bey ihren Zusammenkůnften, die kleinern aber hindern sie beym Essen nicht.

Die Vornehmen unter ihnen tragen gleichfalls zwey goldne Bleche, in Gestalt eines Herzens einer Spanne lang, in jedem Ohr, woran sie es durch einen goldnen Ring befestigen; welches ihnen die Ohren zu einer unmåßigen Grősse verzerret. Sie tragen auch eine Art von Krone, oder eine Binde von Gold oder Silber 8 bis 10 Zoll breit, und oben ausgezackt um den Kopf; andere haben bloß eine Binde von Rohr, die roth gefårbt, und rund herum mit schőnen Federn ausgeschmůckt ist, und aufrecht steht. Endlich tragen die meisten Indier

Schnüre von Knöpfen, Zähnen, Schaalen und anderem Spielwerk, die vom Halse auf die Brust herunter hängen.

Die Indier, die in den Spanischen Städten wohnen, tragen eine kurze Weste, weite Hosen, und einen kurzen Mantel von allerhand Farben, und gehen also Spanisch, aber dabey gehen sie barfuß, und nur wenige tragen Schuhe. Die Weiber tragen ein kurzes Röckgen (*jacket*) von Baumwolle oder Leinen, über dieses einen weiten grössern Rock (*robe*), oder noch ein enges Röckgen (*retticoat*), und zuweilen beydes zugleich. Uebrigens kleiden sie sich so verschieden, welches theils von der Mode, theils von ihren Einfällen abhängt, daß wir uns nicht weiter damit einlassen können.

§. 2. Die Mexicaner scheinen, in Ansehung ihres Genies, Temperaments, und ihrer Gebräuche, seit ihrer Unterjochung durch die Spanier sehr stark ausgeartet zu seyn. Sonst waren sie sinnreich, umgänglich, gesittet und edelmüthig, ausser daß sie Menschen opferten; jezt aber sollen die, die unter den Spaniern wohnen, feig, verrätherisch, und dumm seyn. Die Häuser, Bilder, Mahlereyen und das Schnizwerk, die baumwollenen Tücher, die verarbeiteten und zu schönen Gemählden gemachten Federn, und viele andere Stücke der Kunst, verrathen das Genie der alten Mexicaner; und der Verlust aller dieser Dinge ist ein Beweis von der Abnahme des Genies. Die Ursache hievon aber läßt sich leicht angeben. Ihre Tempel und Bilder, an die sie alle Macht der Kunst verschwen-

schwendet hätten, wurden zerstört, sie selbst wurdan in eine Art von Knechtschaft gestürzt, und gezwungen, in den Bergwerken zu arbeiten, um den Geiz ihrer neuen Herren zu befriedigen, also ist es kein Wunder, daß sie allen Muth verlohren haben, Talente auszubilden, die ihr Elend nur mehr vergrössern, und ihnen statt Belohnungen, Schläge zuziehen würden. Ueberdem machte die Einführung der europäischen Künste und Manufacturen und der mechanischen Werkzeuge, daß die Indier ihre schlechteren verachteten, und ihren Gebrauch bald völlig vergaßen, ohne daß sie bey ihren sclavischen und niedrigen Arbeiten, auf die sie eingeschränkt waren, sich einige Geschicklichkeit in den übrigen feineren Arbeiten zu erwerben, fähig gewesen wären. Warum sollte auch ein Indier sich Mühe geben, Talente zu bekommen, da seine Knechtschaft hiedurch ihm nur beschwerlicher werden würde? oder warum sollte er sich angelegen seyn lassen, Schäze zu sammlen, von denen er weiß, daß ihm solche sein despotischer Herr nach Gefallen rauben kann?

§. 3. Diejenigen Indier, die in den Gebirgen und andern Gegenden ihre Freyheit noch erhalten haben, sind noch ein gutes, edelmüthiges und leutseliges Volk, noch gänzlich unbefleckt von den schmuzigen Lastern, und den verdorbnen Sitten der Bewohner der Spanischen grössern und kleinern Städte. Sie bringen ihre Zeit mit Jagen, Fischen, und dem Feldbau hin, bauen nur wenig Land, und säen und pflanzen nur so viel, als gerade die Natur erfodert, und opfern gar

nichts den Lüsten, die sich nur auf Schwelgerey gründen.

Die Weiber verrichten das Pflanzen, wenn zuvor die Männer das Erdreich zubereitet haben. Erstere besorgen auch das ganze Hauswesen, spinnen, weben, und machen baumwollene und leinene Kleider für sich und ihre Männer. Sie sind gehorsam und voll Ehrfurcht gegen ihre Männer, die ihnen dagegen eine gegenseitige Neigung bezeigen. Dies Gemählde geben uns wenigstens französische und englische Reisende von ihnen: aber die Spanier, vielleicht um ihr eigenes Verfahren zu bemänteln, reden weniger vortheilhaft von ihnen.

Diese Indier leben in Hütten, die mit Stroh bedeckt sind, und beobachten wenig Regelmässigkeit in ihren Städten. Ihre Häuser stehen weder nahe an einander, noch in einer Reihe, sondern sind hin und wieder zerstreut; doch haben sie ein gemeinschaftliches Wachthaus oder Fort, das auf einer Höhe liegt, wohin sie sich bey der Annäherung eines Feindes, oder zur Versammlung der Nation, begeben. Sie legen nie einen tiefen Grund, sondern richten kleine Pfosten, die 7 bis 8 Fuß hoch sind, 2 bis 3 Fuß von einander auf, füllen die Zwischenräume aus, und überwerfen sie mit Leimen. Sie machen das Dach wie bey einer gemeinen Scheure, und bedecken es mit Palmblättern. Ein Gebäude ist 24 Fuß lang und 12 Fuß breit; in der Mitte ist der Heerd, und über demselben machen sie ein Loch, das den Rauch durchziehn läßt. Sie brauchen blos den untern Theil des Hauses,

worinn

worinn sie keine Abtheilungen machen, so daß das ganze Haus nur Eine Stube ausmacht. Statt der Betten haben sie Hängematten, die an den stärksten Balken hängen; und hölzerne Blöcke sind ihre einzige Stühle und Tische. Ihr Hausgeräthe besteht aus irdenen Gefässen, und Kalabassen von ungeheurer Grösse, worinn sie ihre Getränke aufbewahren, und ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Lanzen, Wurfspiesse, Köcher, und ihre Instrumente, hängen rings herum in der Hütte zur Zierde.

Ihr Wachthaus ist etwa 30 Fuß lang und 25 Fuß breit, die Wände 9 oder 10 Fuß hoch, und die Spize des Daches 20 Fuß hoch. Das Dach ist mit Palmblättern gedeckt; an den Seiten sind enge Schießlöcher, wodurch sie einen Feind mit Pfeilen zurückhalten können, Es steht, wie schon gemeldet worden, auf einer Anhöhe: in einer beträchtlichen Entfernung rings umher räumen sie alles Holz und Gebüsche weg, damit der Feind keinen Schuz wider ihre Pfeile habe, und sich nirgends verdeckt halten könne. Sie haben starke Thüren, um den Eingang zu verhindern; die Spanier brannten diese aber leicht nieder, indem sie brennende Pfeile in die Palmblätter schossen, mit denen das Dach gedeckt ist.

Wir kommen auf die Nahrungsmittel, Arbeiten, Feyerlichkeiten und Lustbarkeiten dieser annoch freyen Indier. Ihre vornehmste Nahrung besteht entweder aus indischem Korn, das geröstet, gemahlen, und zu dünnen Kuchen verbacken wird: oder in Früchten, Wurzeln, wilden Schweinen,

Hirschen u. s. w.; und zuweilen aus Fischen. Sie gehn oft in Gesellschaft auf 8 oder 14 Tage aus auf die Jagd; ein jeder nimmt seinen Bogen, Pfeile, Lanzen, Axt nebst einem langen Messer. Jeder nimmt auch einen oder zween Hunde mit, um sie zum Jagen zu gebrauchen. Es gehen auch einige Weiber mit, die ihre Lebensmittel, geröstete Plantanen, Yams, Potatoes, Körbe voll gerösteten indischen Korns, und einiges Geschirr, tragen. Sie jagen vorzüglich die *Pecaree* und *Warree*, eine Art wilder Schweine, die oben beschrieben worden. Sie nehmen auch verschiedenes Geflügel mit. Sie übernachten an dem Orte, wo sie bey Sonnenuntergang hinkommen; doch bleiben sie gerne in der Nähe eines Flusses. Ihre Hängematten hängen sie zwischen Bäume auf, und ihre ganze Decke besteht in Plantanenblättern. Den andern Morgen fangen sie mit Aufgang der Sonne wieder an zu jagen. Ihr eben gedachtes Wild ist nicht leicht zu Fuß, und geht gewöhnlich Heerdenweise zu 2 bis 300; zuweilen aber jagen sie einen ganzen Tag, ohne auf eines zu stossen. Wenn das Thier durch das Hezen ermüdet, oder wenn es verwundet ist; so widersezt es sich den Hunden, bis der Herr kommt, und es erschießt: dieser stößt dann seine Lanze in das Thier, um das Blut heraus zu lassen, weidet es aus, und schneidet es in zwey Stücke, und trägt sie mit einem Stocke queer über den Schultern nach dem Orte hin, wo das Weib wartet. Hier schneidet er den Kopf ab, und dann theilen sie es in vier Stücke, und ziehen die Haut ab. Was sie davon aufbehalten wollen,

das rösten sie auf einem hölzernen Roste, worunter sie Feuer von Holzkohlen machen: dieses Feuer unterhalten sie, bis der Braten so trocken als ein Span ist, und diese Stücken können sie lange aufbewahren. Wenn sie sehr viel Wild bekommen haben: so helfen die Männer es den Weibern nach Hause schleppen. Und wenn ihr Mundvorrath ganz auf ist: so gehen sie wieder aus, um neuen herbey zu schaffen.

All ihr Fleisch, sowohl gedörrtes als frisch geschlachtetes, schneiden sie in kleine Stücken, werfen sie in eine Art von Töpfen, und thun einige Wurzeln, grüne Plantanen, oder andere Früchte, und sehr viel Pfeffer zu, kochen es zusammen in Wasser 7 bis 8 Stunden, ohne es sieden zu lassen: so wird alles zusammen eine Art von Brey. Dies giessen sie dann in eine irdene Schaale oder Kalabasse, und sezen es auf einen hölzernen Kloz, der ihnen als Tisch dient, sezen sich um diesen herum auf kleinere Blöcke, und haben alle auf der Erde zur Seite eine Flasche mit Wasser stehen, worein sie während dem Essen oft ihre Finger tauchen. Selten haben sie mehr als einmal des Tags eine solche Mahlzeit, bey der sie sich niedersezen; sonst aber essen sie Plantanen und andere Früchte roh oder geröstet den ganzen Tag.

Es giebt fast keine Sorte von Fleisch, Fischen oder Geflügel, was nicht die Mexicaner gekocht oder über Kohlen gebraten essen sollten. Messer, Gabeln und Löffel sieht man bey ihnen nicht, sondern sie stecken alles mit den Fingern in den Mund,

und nagen das gebratene Fleisch mit den Zähnen von den Knochen ab. Die Indier aber, die unter den Spaniern leben, essen auch wie diese, und essen alles sehr mit Pfeffer gewürzt. Chocolate dient, in allen Provinzen von Mexico zum Essen und Trinken, sowohl bey den freyen als den sogenannten gesitteten Indiern, wenn sie ihn erhalten können; sie wird aber von den Spaniern selbst so stark gebraucht, und in solcher Menge nach Europa verfahren, daß sie bey den freyen Indiern sehr selten ist.

Sie haben eine grosse Menge von Getränken: das allergewöhnlichste ist Wasser, das man über indisches Kornmehl gießt, und sogleich trinkt; dies erhält sie allein auf ihren Reisen, wenn sie kein anderes Nahrungsmittel haben können. Von einem Getränke, das sie *Mislaw* nennen, giebt es zwo Arten: die eine wird aus frisch gepflückten Plantanen zubereitet, die andere aus getrockneten; erstere rösten sie, ziehen die Rinde ab, und mengen sie in ein Gefäß mit Wasser, bis sie aufgelöst sind, und trinken denn diese Mixtur. Die andere Art wird aus Plantanenkuchen, die bey gelindem Feuer getrocknet sind, gemacht; diese nehmen sie mit auf die Reisen, und trinken sie in Wasser aufgelöst. Da die Ananas eine ihrer besten Früchte ist: so lieben sie einen Aufguß auf diese sehr; sie machen sogar Aufgüsse auf fast alle Arten von Früchten, und thun zu selbigen bey ihren Gastmahlen Honig hinzu. Wein bringt doch dies Land nicht hervor, denn die Trauben wollen in der Regenzeit nicht gut reifen, und in den andern

Jahrs-

Jahrszeiten macht die Hize den Saft sauer; aus der Ursache findet man fast in keinem Lande innerhalb der Wendekreise guten Wein.

§. 5. Die Indier unternehmen fast keine Sache von Wichtigkeit ohne ein Gastmahl. Wenn sie mit den Spaniern oder einer Indischen Nation einen Krieg anfangen wollen: so werden ihre Anführer zu einer Berathschlagung geladen, die dann reichlich essen und trinken, ehe sie ihre Berathschlagungen anfangen. Vor einer grossen Jagd, die gemeiniglich einige Wochen dauert, geht ein gutes Trinkfest vorher. Bey Hochzeiten und andern freudigen Gelegenheiten haben sie ein Fest, wo sie 2 bis 3 Tage unaufhörlich trinken, bis alles Getränke verzehrt ist, und weil sie beym Trinken sehr zänkisch sind; so verwahrt der Herr des Hauses, wenn sie trunken werden, immer ihre Waffen, ohne welche sie nie bis zur nächsten Thüre gehen. Sie werden gewöhnlich so betrunken, daß sie auf keinem Bein stehen können; dann schlafen sie, bis sie wieder nüchtern sind, und gehen alsdann zu Hause.

Die Männer trinken bey der Mahlzeit sich einander zu, niemals aber den Weibern, die beständig bey ihren Männern stehen, ihnen aufwarten, so lange sie essen und trinken, und ihnen das Getränke reichen: auch zu Hause ißt das Weib nicht eher, als bis der Mann gegessen hat. Die Weiber aber bewirthen sich untereinander selbst, wobey sie so lustig als die Männer werden, und es mit einem Räuschgen so genau nicht nehmen.

Doch halten sie sich so lange nüchtern, bis ihre Männer zurück kommen; und sobald sie merken, daß solche betrunken sind, so nehmen sie sie auf, und werfen sie in die Hängematten. Beyde Geschlechter rauchen auch gerne Taback.

Ihre vornehmste Arbeit, oder vielmehr ihre ganze Beschäftigung, ist, wie schon gemeldet worden, fischen, jagen und schiessen: auf die Art ernähren sie ihre Familie. Ein jeder zieht seinen Sohn hiezu auf, und sie sind in diesen Beschäfftigungen schon als Kinder so geschickt, daß ein Knabe von 8 Jahren, ein Rohr in einer Entfernung von 20 Yärds, mit einem Pfeile, den er von seinem Bogen abschießt, soll von einander spalten, und einen Vogel im Fluge treffen können. Doch die geschicktesten von allen mexicanischen Indiern sind die Mosqueto Indier, die in der Provinz Honduras wohnen. Sie sind lang, gut gebaut, stark, behende, haben ein langes Gesicht und ernsthaftes Ansehen, sind abgehärtet, und tragen dünnes schwarzes Haar. Dies Volk bewohnt die Seeküste und die Ufer der Flüsse, und ist gleichsam dazu gebohren, die Lanze, Harpunen und Wurfspieße zu gebrauchen. Sie gehen von Jugend auf mit dem Bogen um, und wissen einen auf sie geworfenen Pfeil mit einem Rohr, das nicht dicker als ein Feuerrohr ist, sehr geschickt auszupariren. Ihre vornehmste Beschäfftigung besteht darinnen, daß sie Seethiere, besonders Monati und Schildkröten tödten. Wenn englische Seeräuber an der mexicanischen Küsten kreuzen: so haben

sie

sie gewöhnlich einen oder zween von diesen Mosqueto's bey sich, die diese Thiere fangen, und diese fangen so viel, als auf Einem Schiffe 100 Mann brauchen. Durch ihre Dienste bey den Engelländern lernen sie den Gebrauch des Feuergewehrs, und werden auch sehr gute Schüzen. Sie sind auch im Treffen sehr brav, und fliehen nie, wenn sie nur von ihrer Parthey gehörig unterstüzt werden.

Um zu den Indiern überhaupt zurück zu kommen, so haben diese ihre eigene Tänze und Musik, falls man hölzerne Trommeln, und eine Art von Pfeifen, aus spanischem Rohr oder Schilfrohr, die dem europäischen Ohr sehr beschwerlich werden, so nennen darf. Sie lieben alles, was nur ein Geräusch macht, der Schall mag auch noch so unangenehm seyn; und wenn sie tanzen, so singen sie etwas einem melodischen Gesange ähnliches: aber eigentliche Lieder oder Balladen scheinen sie nicht zu haben. Sie tanzen 30 bis 40 Personen in einem Kreise, strecken die Hände aus, und legen sie sich wechselsweise auf die Schultern, stampfen mit den Füssen, springen, und machen die possirlichsten Figuren einige Stunden zusammen, bis sie herzlich müde sind. Zuweilen begeben sich eine oder zwo Personen von der Gesellschaft aus dem Kreis, um die übrigen durch Proben ihrer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit zu unterhalten: sie werfen ihre Lanzen in die Höhe, fangen sie wieder, beugen sich zurück, und springen dann sehr flink wieder vorwärts.

III. Buch.

Spanisches Südamerika.

Capitel 8.

Von Terra-Firma oder Neukastilien.

Erster Abschnitt.

Lage, Grösse und Eintheilung von Terra-Firma. Lage, Grösse, Flüsse, Gestalt des Landes und Clima von dem eigentlichen Terra-Firma. Von den Städten Porto-Bello und Panama. Perlenfischerey bey der leztern Stadt. Schottische Kolonie an der Küste von Darien.

§. 1.

Die Provinz Terra-Firma oder Neukastilien ist ein sehr grosses Land. Ihre Gränzen sind: in *N.* und *O.* die Nordsee, in *S.* ein Theil von Guiana, und dem Amazonen-Lande; und in *W.* die Südsee, wo sie auch der Isthmus von Darien von Mexico trennt. Ihre größte Länge von der Südsee bis zur Mündung des Oroonoko-Flusses beträgt auf 1300 Meilen, und die größte Breite ohngefähr 750 Meilen, an andern Stellen aber zwingt sie der Oroonoko-Fluß mehr ein, so daß sie kaum halb so breit, und bey der Mündung des Flusses nicht über 180 Meilen breit ist. Es erstreckt sich dies Land vom Aequa-

tor

tor bis zum 12° 30′ Nördl. Breite, und vom 62° bis 83′ Westl. Länge.

Terra Firma wird in folgende Districte oder Gouvernementer abgetheilt: den Isthmus von Darien oder das eigentliche Terra-Firma; Carthagena; Santa Martha; Rio de la Hacha; Venezuela; Neu-Granada; Neu-Andalusien; und die Provinz Popayan.

Das nördlichste aller dieser Länder ist das zwischen den Darienschen und Mexicanischen Meerbusen, längs der Küste der Süd und Nord-See; man unterscheidet es auch durch den Namen des Isthmus von Darien, und bey einigen Schriftstellern heißt es Isthmus von Panama. Es scheidet Nord- und Süd-Amerika, und erstreckt sich zwischen dem 8° und 10° N. Breite, und 78°-87° Westl. Länge, in Gestalt eines halben Mondes rund um die Bay von Panama herum, und ist etwa 300 Meilen lang und 60 Meilen breit von der Nordsee bis zum stillen Meere. Seine Gränzen sind: in *O.* der Fluß und Meerbusen von Darien, der es von Carthagena trennt; in *S.* die Provinz Popayan und das Stille Meer oder die Südsee; und im *W.* das nämliche Meer und Veragua.

Die Oberfläche des Landes ist sich fast überall gleich; und hat abwechselnde Hügel und Thäler von verschiedner Höhe, Tiefe, und Grösse. In die Thäler ergiessen sich Flüsse, Bäche, und immerfliessende Quellen, wovon einige in die Nordsee, und andere in die Südsee fallen. Die mehrsten entspringen aus einer Reihe von Hügeln, die

höher

höher als die übrigen sind, und längs der Landenge mit der Küste parallel und meistens nahe an der Nordsee, hinlaufen, von der sie selten über 10 bis 15 Meilen ab sind. An der Nordseite dieser Berg-Kette, die eine Fortsezung der Anden ist, sind ganz und gar keine Hügel, auch nicht einmal kleine Abhänge. Dieser Theil des Landes ist allenthalben so mit Gehölze bedeckt, daß es gleichsam Ein fortgesezter Wald ist: auch läuft die Reihe von Hügeln nicht ununterbrochen fort, sondern sie sind von einander getrennt, und haben folglich große Thäler, die sie von einander scheiden, und ihre Länge vergrössern, wovon einige so tief sind, daß Flüsse dadurch laufen.

§. 2. Einige von den Flüssen, die dieses Land bewässern, sind sehr groß, aber nur wenige schiffbar. An der nördlichen Küste sind sie mehrentheils klein: denn da sie meist von der Berg-Kette, die nahe an der Küste liegt, entspringen; so haben sie nur einen kurzen Lauf. Der Fluß Darien, von dem die Landenge ihren Namen haben soll, ist wirklich ein sehr grosser Fluß; seine Tiefe hat aber nicht das gehörige Verhältniß zur Breite an der Mündung. Auch der Fluß Chagre ist sehr beträchtlich: denn ob er gleich von der nämlichen Bergkette entspringt; so nimmt er doch einen langen krummen Lauf von dem S und Östlichen Theile des Isthmus. Auch der Fluß Conception ist beträchtlich. Alle diese drey Flüsse fallen in die Nordsee. In die Südsee ergiessen sich die Flüsse Santa Maria, Congo, und Cheapo.

Im

Im Chagre-Fluß erzeugt sich eine grosse Menge Alligatorn; und alle nah gelegene Gehölze und Waldungen sind voll von wilden Thieren, vorzüglich verschiedenen Arten Meerkazen von allerhand Farbe, schwarzen, braunen und röthlichten; auch von allerhand Grösse, einige sind eine Elle, andere eine halbe Elle, andere kaum 1 Fuß lang. Das Fleisch von allen diesen Arten lieben die Negern sehr, vorzüglich das von den rothen. Doch sagt der gelehrte Don Antonio Ulloa, so schmackhaft auch ihr Fleisch seyn mag, so muß einem doch ihr blosses Ansehn allen Appetit benehmen: denn wenn die Thiere getödtet, und, um die Haare wegzukriegen, gebrühet worden sind, wenn die Hize die Haut zusammen gezogen hat, und ihr Gesicht völlig rein und weiß ist: so sehen sie natürlich wie ein 2 oder 3 jähriges Kind aus, wenn es schreit. Aber die Noth um Lebensmittel in vielen Gegenden von Amerika macht, daß ihr Fleisch sehr geschäzt wird; und nicht allein die Negern, sondern auch die Creolen, und selbst die Europäer, machen sich kein Gewissen daraus, es zu essen.

Nichts kann die vortrefliche Aussicht, die dieses Land darbietet, übertreffen. Die fruchtbarste Einbildungskraft eines Malers kann nie die Pracht der Landschaften erreichen, die hier die Natur gemalet hat. Die Wälder, die die Ebenen beschatten, und sich bis an die Flüsse ausbreiten, die verschiedenen Größen der Bäume, die die Hügel bedecken; das Gewebe ihrer Blätter; die Gestalt ihrer Früchte, und ihre mannichfaltigen Farben,

geben

geben den reizendsten Anblick, den die unendliche Verschiedenheit von Geschöpfen, die sich darinn aufhalten, noch sehr erhöht. Die vielen Arten Meerkazen springen Truppweise von einem Baum zum andern, und hängen an deren Zweigen herunter; in andern Gegenden hängen sie sich, um durch einen Fluß zu schwimmen, 6, 8, oder mehrere dieser Thiere nebst den Weibgen, die ihre Jungen auf den Schultern tragen, an einander, nehmen sonderbare Stellungen an, und machen tausend Grimassen: wer das nie selbst gesehen hat, kann es kaum glauben. Aber noch weit mehr Bewunderung muß die Betrachtung der Vögel dieses Landes erregen. Diese scheinen, bey ihrer grossen Menge, an den Ufern dieser Flüsse gebohren zu seyn, und sind wegen der Verschiedenheit und Schönheit ihres Gefieders dem Auge überaus angenehm. Es giebt hier verschiedene Arten Papageyen (*parrots* und *parroqueets*,) Wasserraben, Tulcan, Gallinazo, wilde und Königs-Fasanen, Turteltauben, Reiger und viele andere Vögel.

§. 3. Das Wetter ist hier mehrentheils so, wie in andern Gegenden im heissen Erdgürtel, doch hat es fast noch mehr Neigung zur Nässe. Das Regenwetter nimmt im April oder May seinen Anfang, und hält den Jun. Jul. und August sehr heftig an: zu der Zeit ist es sehr heiß, wenn die Sonne einmal durch die Wolken bricht; und die Hize würde brennend seyn, wenn nicht kühle Seeluft dieselbe mäßigte. Gegen den September werden die Regengüsse gelinder; aber erst im November,

ber, December, oder im Anfang des Januars hören sie ganz auf, so daß die Regenzeit $\frac{2}{3}$ des ganzen Jahrs dauert. Im Anfange kommt nur Ein Regenguß des Tags, so wie unsere schnellen Regenschauer in April: mit der Zeit fällt schon alle Stunden ein solcher Regen, der oft von heftigen Donner und Bliz begleitet wird, wobey die Luft häufig einen schwachen schwefelartigen Geruch hat, wenn sie in den Waldungen eingesperrt ist. Auf dies veränderliche Wetter folgt dann auf einen Monat oder 6 Wochen ein viele Tage und Nächte in einem anhaltender Regen, ohne Donner und Bliz, der aber, weil er so lang anhält, ungemein heftig ist. Doch treten, selbst in der nässesten Jahrszeit, mit unter einige helle Tage, bloß mit Wirbelwinden oder Donnerwettern, ein; und dies dauert manchmal eine ganze Woche durch. Diese Wetter-Schauer erregen gewöhnlich einen merklichen Wind vermittelst der Wolken, die die Atmosphäre drücken, welcher Wind die Hize mässigt, und sehr erfrischt, aber auch die Bäume in den Wäldern erschüttert, daß von ihrem Laube die Tropfen herabfallen, welches Träufeln so stark als der Regen selbst ist. Wenn der Regen vorbey ist: so hört man das Quacken der Frösche und Kröten und das Sumseln der Muskiten, die vorzüglich die niedrigen feuchten Gegenden nahe an den Flüssen belästigen. Die Fluthen, die bey dieser Regenzeit entstanden sind, reissen oft Bäume nieder, so daß diese oft die Flüsse aufhalten, bis sie durch eine andere Fluth wieder weggeräumt werden.

Im Innern des Landes ist der Boden überhaupt sehr gut, und besteht grösstentheils aus einer schwarzen fruchtbaren moderigten Erde. Die Hügel sind allenthalben bis an die Spize fruchtbar, doch fruchtbarer nahe an der Erde; und selbst die Spizen der grossen Berg-Reihe bringen häufig fruchtbare Bäume hervor. Es scheint wirklich, daß in diesem Boden alle Pflanzen, die diesem Clima eigen sind, wachsen können. Aber die Bäume auf der Spize und den Seiten der Gebirge im Innern des Landes sind von denen an der Küste sehr verschieden. Die Gehölze auf den Gebirgen machen einen grossen Wald von Zimmerholz, oder lustige Haine von mehreren Arten Bäumen aus: alle sind sehr hoch, und mit wenigem oder gar keinem kleinem Holze vermischt, und stehen so weit auseinander, daß ein Pferd eine grosse Strecke zwischen selbige in Galopp durchlaufen, und ihnen leicht ausweichen kann: ihre Gipfel sind meist sehr groß und ausgebreitet, und wahrscheinlich verhindert ihr Schatten, und das Abträufeln des Regens, daß auf dem fruchtbaren Boden zwischen ihnen sonst nichts wächst; denn auf dem freyen Felde oder wo der Boden gebaut ist, wachsen kleinere Pflanzen in Menge. An der Seeküste hingegen, wo der Boden oft sumpfigt ist, und oft überschwemmt wird, vorzüglich nahe an den Mündungen der Flüsse, sind die Bäume nicht schlank, sondern büschigt, und bestehen aus Eibisch (*mangroves*, Hibiscus L.) Brombeersträucher Bambus u. s. w.; die aber keinen Wald ausmachen, sondern in ein fortlaufendes Dickigt wachsen.

Die

Die Bäume, die auf dem Isthmus wachsen, sind fast die nämlichen, die in Mexico sind, welches auch von den Thieren gilt.

§. 4. Die vornehmsten Städte dieser Provinz sind Porto Bello und Panama.

Die Stadt St. Philipp de Porto Bello liegt unter 9° 34′ 35″ N. Breite, und 82° 5′ Westl. Länge von London; an dem Abhange eines Berges, der den ganzen Hafen umgiebt. Die mehrsten Häuser sind von Holz gebaut; bey einigen ist das erste Stockwerk von Steinen, und der übrige Theil von Holz. Die Anzahl aller Häuser beläuft sich nur auf etwa 130. Die mehrsten sind doch groß und geräumig. Die Stadt hat eine Hauptstraße längs dem Strande; andere kleinere durchkreuzen diese, und laufen vom Abhange des Berges bis an die Küste. Es sind auch einige kleinere engere Gäßgen, die mit der Hauptstrasse einerley Richtung haben, wo es der Boden zuläßt. Hier sind auch zwey grosse Marktpläze: einer dem Zollhause gegen über, das von Stein ist, neben dem Kay, der andere aber der grossen Kirche gegen über, die gleichfalls von Steinen gebaut, groß und artig ausgeziert ist. Ausser dieser Kirche giebt es noch zwo andere, wovon die eine *Nuestra Signora de la Merced* heißt, die auch ein Kloster vom nämlichen Orden hat, die doch beyde, sowohl diese Kirche als das Closter, elend und banfällig sind; die andere St Juan de Dios, ein kleines Gebäude, in eben so schlechten Umständen, wie jene.

Im östlichen Theile der Stadt ist ein Quartier, Guinea genannt, wo die Negern beyderley Geschlechts, sie mögen Sclaven oder freye seyn, ihre Wohnungen haben. Dies Revier ist weit volkreicher zu der Zeit, da die Gallionen hier sind. Die Mulatten und andere arme Familien begeben sich auch entweder nach Guinea, oder in die nahe dabey erbaueten Hütten, oder in die, so bey der Gelegenheit aufgeführt werden. Auch eine grosse Anzahl Künstler von Panama, die Haufenweise nach Porto Bello ziehen, um da zu arbeiten, wohnen in diesem Theil der Stadt, weil es wohlfeil ist. Nach der See zu ist zwischen der Stadt und dem Castell Gloria eine weite Gegend, wo Baracken errichtet sind, die voll von Schiffsvolk sind, das hier Confituren und andere Eßwaaren, die aus Spanien kommen, feil hat. Nach geendigter Messe aber gehn die Schiffe in See, alle diese Gebäude werden niedergerissen, und in der Stadt herrscht die vorige Stille wieder.

Der Name dieses Hafens Porto Bello, oder der schöne Hafen, zeigt an, daß er für alle Schiffe bequem ist: und obgleich der Eingang sehr breit ist, so wird er doch vom Fort St. Philipp hinreichend beschüzt. An der Südseite des Hafens, dem Anker-Plaze gegen über, liegt ein grosses Castell, *Sant-Jago de la Gloria*, an dessen Ost-Seite in einer Entfernung von 200 Ellen die Stadt ihren Anfang nimmt: doch läuft vor selbiger eine kleine Landspize bis in den Hafen hinein, worauf das kleine Fort St. Jerom stehet. Alles dieses ward im J. 1739 vom Admiral Vernon durch

nur

nur 6 Schiffe, die er commandirte, geschleift. Unter den Bergen, die den ganzen Hafen einschliessen, ist einer, am äußersten Ende des Hafens, wegen seiner vorzüglichern Höhe merkwürdig. Seine Spize ist beständig mit so dicken und dunkeln Wolken bedeckt, als man in dieser Atmosphäre selten sieht: werden diese dicker, und schwärzer, und senken sich tiefer, als sie gewöhnlich stehen, so ist dieß ein sicheres Zeichen eines Ungewitters; so wie hingegen ihre Klarheit und Erhebung gewiß eintretendes helles Wetter verkündigt. Und diese Veränderungen erfolgen sehr oft und plözlich.

Die Stadt steht unter der Gerichtsbarkeit eines Statthalters, der den Titel als Generallieutenant hat: er ist gewöhnlich eine Militairperson, und unter ihm stehen die Commendanten der Festungen, die den Hafen commandiren. Dies macht sein ganzes Gebiete aus: denn das benachbarte Land ist voller Gebirge, die mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind.

Das Clima in Porto Bello ist über die Massen unangenehm. Die Hize ist äusserst heftig, und wird noch durch die Lage der Stadt vermehrt, die mit hohen Bergen so umgeben ist, daß kein Zwischenraum da ist, der kühlende Winde in die Stadt liesse. Die Bäume stehen auf diesen Bergen so dichte, daß sie die Sonnenstrahlen auffangen, und sie folglich hindern, die Erde unter ihren Zweigen auszutrocknen; dadurch entstehen dann häufige Ausdünstungen der Erde, die sich in grosse Wolken sammlen, und in starken Regengüssen auf die

die Erde fallen. Diese sind kaum vorüber, so bricht die Sonne wieder hervor, und scheint in ihrem vorigen Glanze; kaum aber hat sie die Oberfläche des Bodens, der nicht von Bäumen beschattet wird, trocken gemacht, so wird sie wieder von Wolken verdeckt, und es erfolgen neue Regengüsse. Diese Regenfluthen, die wegen ihrer Geschwindigkeit und Heftigkeit eine zwote Sündfluth zu drohen scheinen, werden mit so heftigen Donnern und Blizen begleitet, daß auch der entschlossenste Ausländer erschrickt: und dies schreckenvolle Getöse wird um so viel fürchterlicher durch den Wiederschall in den Höhlen der Gebirge, und durch das Geheule und Geschrey der in den Wäldern sich aufhaltenden Meerkazen. Aber, was noch weit schlimmer ist: so ist die Luft so ungesund, daß die Gallionen und andere europäische Schiffe, die sich hier einige Zeit aufhalten, selten absegeln, ohne die Hälfte oder wenigstens ein Drittel ihrer Mannschaft begraben zu haben. Daher nennt man es das Grab der Spanier. Man versichert in der Stadt allgemein, daß Thiere, die aus andern Himmelsstrichen nach Porto-Bello gebracht werden, sogleich aufhören sich fortzupflanzen; so daß Hüner, die von Panama oder Carthagena hieher kommen, unmittelbar nach ihrer Ankunft keine Eyer mehr legen. Das Hornvieh, das man von Panama hieher bringt, verliert, wenn es eine kurze Zeit hier gewesen, das Fleisch so sehr, daß man es nicht mehr essen kann, ob es gleich Ueberfluß an Weide hat; und, daß Pferde und Esel hier niemals werfen, ist ganz gewiß.

Die Zahl der Einwohner ist wegen des schlechten Clima's sehr unbeträchtlich. Der größte Theil besteht aus Negern und Mulatten, und es sind kaum 30 Familien Weisse: denn es hält sich keiner zu Porto Bello auf, als den ein Amt dazu zwingt: wie der Gouverneur, die Commendanten der Fort's, die Civilbedienten der Krone, und die Officiers und Soldaten der Garnison.

Lebensmittel sind selten, folglich theuer; vorzüglich alsdann, wenn sich die Gallionen hier aufhalten, und während der Messe, wo dann Zufuhr aus Carthagena und Panama geschehn muß. Von ersterem Orte wird Mais, Reis, Cassave-Brod, Schweine, Federvieh und Wurzeln, herbey geführt; von lezterem Hornvieh. Das einzige, was hier in Ueberfluß ist, sind Fische, die von verschiedener Art, und sehr gut sind. Die umliegenden Gegenden bringen viel Zuckerrohr hervor, und sie machen Zucker, Molasses und Rum.

Die Schlangen sind hier überaus zahlreich, und die Kröten gar unzählich; leztere halten sich hier nicht bloß in feuchten sumpfigten Gegenden, wie in andern Ländern, sondern selbst auf den Strassen, den Höfen bey den Häusern, und überhaupt an allen offenen Pläzen, auf. Wenn es in der Nacht geregnet hat; so sind des Morgens alle Strassen und Märkte damit bedeckt; so daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf sie zu treten, wofür man zuweilen empfindlich gebissen wird; denn man fühlt, da sie groß sind, ihre Zähne stark genug, ohne einmal an ihr Gift zu gedenken. Sie

sind, im Durchschnitt gerechnet, etwa 6 Zoll lang. Nichts abscheulicheres läßt sich denken, als ihr Quacken bey Nacht an allen Orten der Stadt, im Gehölze und in den Hölen der Berge.

Da die Waldungen fast nahe an die Häuser stossen: so kommen in der Nacht oft Tyger in die Strassen, und rauben Federvieh, Hunde, und andere Hausthiere, ja zuweilen auch Kinder. Ausserdem, daß man ihnen gewöhnlich Schlingen legt, sind auch die Negern und Mulatten, die in den Wäldern Holz fällen, sehr geschickt, mit ihnen anzubinden; ja einige suchen sie sogar in ihren Hölen auf. Ihre Waffen sind eine zwo oder drey Ellen lange Lanze, die aus starkem Holz gemacht, und deren Spize in Feuer gehärtet ist, und ein grosser Säbel. So bewaffnet stehen sie, bis der Tyger auf ihren linken Arm, der mit einem kurzen Stück groben wollenen Zeuges bewickelt ist, und mit dem sie die Lanze halten, losgeht. Zuweilen scheint es, daß der Tyger das Treffen zu vermeiden suche; dann aber reizt ihn sein Gegner durch einen verächtlichen Schlag mit dem Speere: kaum fühlt er diesen, so greift er mit der einen Klaue nach dem Spieß, und schlägt mit der andern nach dem Arme, der die Lanze hält; der Neger giebt ihm jezt geschwinde einen Hieb mit dem in der andern Hand verborgen gehaltenen Säbel, und zerschneidet ihm die Kniescheibe, worauf er sich alsbald voll Wuth zurückzieht. Indem er wieder anbinden will, bekommt er einen zweeten solchen Streich, daß er seiner gefährlichsten Waffen beraubt, und ausser Stand gesezt wird, sich zu bewegen.

Dann tödtet ihn der Neger nach seiner Bequemlichkeit, zieht die Haut ab, schneidet den Kopf, die Vorder- und Hinterfüsse ab, und kehrt mit diesen Siegs-Zeigen in die Stadt zurück.

Diese wegen ihrer ungesunden Luft so wenig bewohnte Stadt Porto-Bello wird bey der Ankunft der Gallionen eine der volkreichsten Städte in Südamerika; denn ihre Lage auf dem Isthmus zwischen der Nord- und Südsee, der gute Hafen, und die kleine Entfernung von Panama, machen diese Stadt vorzüglich zum Sammelplaze des vereinten Commerzes von Spanien und Peru geschickt.

Die Einwohner von Carthagena erhalten die Nachricht, daß die Flotte von Peru und Panama ausgeladen hat, nicht eher, als bis die Gallionen nach Porto-Bello seegeln: worauf denn sogleich ein solcher Zusammenfluß von Volk entsteht, daß die Miethe für eine mittelmäßige Stube mit einem Cabinette für die Meßzeit auf tausend Kronen steigt, und man einige grosse Häuser für 4, 5 bis 6000 Kronen für diese Zeit vermiethet.

Kaum haben sich die Schiffe im Hafen vor Anker gelegt, so wird auf dem Markt ein Zelt von den Schiffssegeln aufgeschlagen, um die Schiffsladung in Empfang zu nehmen; und dahin zieht das Volk eines jeden Schiffs die Waaren auf Schleifen. Unterdessen da die Schiffsleute, und die europäischen Kaufleute so beschäfftigt sind, kommen grosse Heerden Maulesel von Panama, jede von ohngefähr 100 Stück an, die mit Kisten voll Gold und Silber für

Rechnung der Kaufleute von Peru beladen sind. Einige werden bey der Börse, andre mitten auf dem Markte abgeladen; und der Eilfertigkeit und Verwirrung so vieles Volkes ohngeachtet, hat man noch nie von Diebstahl, Verlust, oder Unordnung gehört. Wer diesen Ort zur einsamen Zeit gesehn hat, da er arm ist, und überall eine anhaltende Stille herrscht, weil alles einen melancholischen Anblick giebt: der muß über die plözliche Veränderung in Erstaunen gerathen, wenn er jezt das Getümmel des Volks, alle Häuser voll Menschen, den Markt und die Strassen mit Waaren und Kisten voll Gold und Silber bedeckt, und den Hafen voll Schiffe und kleiner Fahrzeuge sieht. Kurz, diese verlassene Stadt wird die Niederlage aller Reichthümer der alten und neuen Welt.

Wenn die Schiffe ausgeladen haben, und die Kaufleute von Peru, und der Präsident von Panama angekommen sind: so hält man Berathschlagung wegen der Messe, und die Deputirten der verschiedenen Partheyen gehen an Bord des Commodore der Gallionen, wo in Gegenwart des Commodore und des Präsidenten von Panama, des erstern als Patrons der Europäer, und des lezteren als Patrons der Peruaner, der Preis aller Waaren festgesezt wird. Und nachdem alle Präliminarien in drey oder vier Versammlungen ausgemacht sind: so werden die Contracte unterzeichnet und bekannt gemacht, damit sich ein jeder nach selbigem beym Verkauf der Waaren richten könne. Auf diese Art wird allem Betruge vorgebaut. Den Kauf und Verkauf, wie auch den Geldwechsel verrichten Mäckler aus Spa-

nien

nien und Peru. Hierauf fängt jeder an, seine Güter in Ordnung zu bringen: die Spanischen Mäckler bringen ihre Kasten mit Geld zu Schiffe, und die von Peru schicken ihre gekauften Waaren in kleinen Fahrzeugen, die man Chatas und Bongos nennt, auf dem Flusse Chagre weg. Und so endigt sich die Messe von Porto-Bello.

Was die Geschichte dieser Stadt anlangt, so giebt es wohl wenig Orte, die mehr Unglück ausgestanden haben. Im Jahr 1595. ward sie von Sir Franz Drake weggenommen und gebrandschazt, und 1601 durch Capitain Parker überrumpelt; 1699 nahm sie Capitain Morgan, 1678 Capitain Croxon, und 1739 Admiral Vernon, ein.

Panama, der wichtigste Ort in der Provinz, liegt auf der Küste der Südsee, unter 8° 57′ 48″ Nördl. Breite. Wegen der Länge giebt es Varianten; kein Astronom war seit langer Zeit fähig, sie aus Beobachtungen, die auf der Stelle gemacht waren, zu bestimmen; so daß es lange ungewiß war, ob die Stadt östlich oder westlich von Porto-Bello läge. Endlich hat Don Antonio Ulloa mit vieler Genauigkeit den Streit entschieden, und erwiesen, daß sie 30′ westwärts von Porto-Bello liege. Die Häuser sind größtentheils von Steinen, aber nur ein Stockwerk hoch; doch haben sie wegen der Symmetrie der Fenster ein artiges Ansehen. Ausserhalb der Wälle der Stadt, liegt eine offene Vorstadt, die grösser als die Stadt selbst ist, und Häuser von den nämlichen Materialien, und einerley Bauart hat.

Die Verzierungen der Privathäuser sind nett, aber nicht kostbar; und wenn gleich hier keine so unermeßlich reiche Leute, wie in einigen andern amerikanischen Städten gefunden werden; so hat die Stadt doch einige reiche Einwohner, und alle übrigen haben ihr Auskommen.

Diese Stadt hatte im J. 1670 das Unglück, daß sie von John Morgan, einem englischen Bukanier, geplündert und verbrannt ward. Dieser hatte vorher Porto-Bello und Maracaybo weggenommen, und wie er sich nachher auf die Insel begab, streute er allenthalben aus, daß er auf Panama losgehn wollte; weswegen sich viele Abentheurer zu ihm sammleten. Zuerst seegelte er den Chagre-Fluß hinauf, setzte einige Truppen ans Land, und beschoß aus seinen Schiffen das Castel; als er aber schon sich zurückziehn wollte, weil viele seiner Leute bey dem Fort getödtet oder verwundet waren, so trat zu seinem Glücke ein ausserordentlicher Zufall ein. Ein Indier schoß nämlich seinen Pfeil einem von Morgans Gefährten ins Auge; dieser wie rasend über die Schmerzen, zog den Pfeil mit ausserordentlicher Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes aus der Wunde, umwickelte das eine Ende desselben mit Baumwolle oder Werg, lud ihn in seine schon geladene Muskete, und schoß ihn auf das Fort, wo die Dächer der Häuser von Stroh, und die Wände von Holz waren. Diese geriethen sogleich von dem auf ein Dach gefallenen Pfeil in Brand; die Belagerten, die mit der Vertheidigung des Castells eifrig beschäftigt waren, bemerkten die-

ses nicht gleich anfänglich; bald aber belehrte sie der Rauch und die Flamme, daß das Fort und das Pulvermagazin nächstens auffliegen würden. Dieser unerwartete Zufall verbreitete Schrecken und Verwirrung über sie. Alle Soldaten dachten nur an ihre Rettung, und verliessen die Festungswerke, um einer doppelten Gefahr, entweder zu verbrennen, oder in die Luft gesprengt zu werden, zu entgehen. Nur der Commendant war entschlossen, alles zu thun, was in seinen Kräften war: er vertheidigte noch mit 16 bis 20 Soldaten die Festung, bis auch er umkam. So erhielt Morgan die Festung, die so gleich in die Asche gelegt wurde.

Nachdem er diese Schwierigkeit überwunden hatte: seegelte er mit einem grossen Theil seiner Leute den Fluß in Böten hinauf, und ließ die Schiffe vor Anker liegen, sezte seine Truppen ans Land, und marschirte nach Panama. Auf der Sabana, einer geräumigen Ebene vor der Stadt, hatte er verschiedene Scharmüzel, bey denen er doch immer die Oberhand behielt, so daß er sich der Stadt bemeisterte. Aber er fand sie ganz verlassen, weil die Einwohner, da sie die Niederlage der ihrigen sahen, in die Wälder geflüchtet waren. Nun plünderte er nach Gefallen die Stadt; und nachdem er sich einige Tage hier aufgehalten hatte, versprach er, gegen ein beträchtliches Lösegeld, den Gebäuden keinen Schaden zuzufügen. Allein gleich nachdem die Summe bezahlt war, gerieth die Stadt von ohngefähr in Brand. Dies Unglück machte es nothwendig, daß die Stadt von neuen erbauet

wurde; und so erhielt sie ihre gegenwärtige Lage, die 1½ Seemeilen von der vorigen Stelle entfernt, und weit bequemer ist.

In der Stadt ist ein Tribunal oder eine Königliche Audienz, worinn der Gouverneur von Panama den Vorsiz hat, und mit dieser Stelle ist die eines Capitaine-Generals von Terra-Firma verbunden. Die Stadt hat auch einen Inquisitionshof, eine Domkirche und ein Capitel, das aus einem Bischof und einer Anzahl von Domherren besteht. Die Domkirche und Klöster sind von Steinen, leztere gehören den Dominicanern, Franziscanern, Augustinern, und den Vätern der Barmherzigkeit. Ferner ist hier ein Jesuiter-Collegium, ein Nonnenkloster vom Orden der heiligen Clara, und ein Hospital St. Juan de Dios.

Den Hafen formiren verschiedene Inseln auf der Rhede, wo die Schiffe sehr sicher liegen. Auf dem Grunde des Meers, giebt es eine grosse Menge Perlen; und die Austern, worinn man sie findet, sind überaus delicat. Diese Fischerey ist den Bewohnern aller dieser Inseln überaus einträglich: wir wollen sie bey Gelegenheit des Handels von Panama, besonders beschreiben.

Die Einwohner sind sparsam, unternehmend, hinterlistig, und lassen sich durch nichts aufhalten, wenn sie einen Vortheil erhaschen können. Eben der Eigennuz und die Sparsamkeit herrscht auch unter den Weibern, die, wenn sie ausgehn, die Kleidung der Weiber in Peru zu tragen anfangen, die

bloß

bloß aus einem langen und kurzen Rock (*gowy* und *petticoat*) bestehn, die beynahe denen ähnlich sind, die in Spanien getragen werden: zu Hause aber, bey Besuchen und einigen besondern Ceremonien, macht ihr Hemd die einzige Kleidung nach oben zu aus. Die Ermel sind sehr lang, weit, und am Gelenke der Hand, ganz offen; und diese, und der Busen sind mit sehr feinen Spizen geziert, die den vornehmsten Puz der Damen von Panama ausmachen. Sie tragen Gürtel, und 5 bis 6 Reihen kleiner Kugeln am Halse; einige tragen sie in Gold gefaßt, andere von Korallen mit untermischten kleinen Goldstückchen, und andere weniger kostbar, alle aber von verschiedener Grösse. Ausserdem haben sie eine, zwo oder drey goldene Ketten, woran Reliquien hängen. Um die Arme tragen sie Armbänder von Gold und Tombak, auch Schnüre von Perlen, Korallen und gläsernen Knöpfgen. Ihr kurzer Rock reicht von der Mitte des Leibes bis auf die Wade; und von da bis ein wenig über den Knöchel am Fuß, hängt eine breite Borte vom Unterrock herab.

Der Boden des benachbarten Landes ist völlig der Natur überlassen; es ist auch nicht die geringste Spur von einem ehemaligen Anbaue da: daher müssen die Einwohner alles durch Zufuhr von der Küste von Peru oder von entfernten Gegenden ihrer eignen Provinz erhalten: und die Schiffe von Peru sind beständig mit der Ausfuhr der Güter und Lebensmittel aus dem Lande, so wie die Küsten-Barken mit der Zufuhr der Producte der verschiedenen Gegenden, ihres eigenen Landes, beschäftiget.

get. Daher wird Panama mit dem besten Weizen, Mais, Horn- und Federvieh in Ueberfluß versorgt, und die Einwohner sind nicht so mager und blaß, als die zu Carthagena und Porto-Bello.

Was von dem Handel in Porto-Bello, so lange die Gallionen da sind, gesagt ist; eben das kann man sich bey der Gelegenheit in Panama gedenken. Diese Stadt ist die erste, wo die Schäze von Peru ans Land gebracht werden, und gleichsam die Niederlage der Waaren, die den Fluß Chagre hinauf gehen. Dieser Commerz ist den Einwohnern überaus einträglich, sowohl wegen der Miethe für ihre Häuser, als auch wegen der Fracht für ihre Fahrzeuge, und des Miethlohns für ihre Maulesel und Negern. Auch wenn die Flotte nicht da ist, sind doch in der Stadt immer eine Menge Fremde: denn durch sie geht alles, was nach den Peruischen Häfen in die Südsee, und von da zurück nach Spanien geht. Hiezu kommt noch der beständige Handel, den die Schiffe von Peru mit den Waaren treiben, die sie bringen, als verschiedene Arten Mehl, Wein, Brannteweín, Zucker, Oliven, Oel, Talg, Leder, u. dgl. Die Schiffe von Guayaquil bringen Cacao und Fieberrinde. Die Küstenbarken, die öftere Reisen von den nahgelegenen Häfen machen, führen der Stadt Schweine, Federvieh, geräuchertes Rindfleisch, Schweine-Speck, Plantanen, Wurzeln und andere Nahrungsmittel zu. Die Theurung der Lebensmitlel in der Stadt und ihrem Bezirke, die der Transport aus so entfernten Gegenden verursacht,

ursacht, wird reichlich durch die vielen und köstlichen Perlen ersezt, die in den Austern im Meerbusen der Stadt, vorzüglich in denen, die nahe bey den Inseln del Rey, Tabago, und andern, deren auf 43 sind, und die einen kleinen Archipel ausmachen, gefunden werden. Gegenwärtig sind sie in solcher Menge, daß wenig Leute von Vermögen nahe bey Panama seyn werden, die nicht einen Theil ihrer Sclaven zu dieser Fischerey gebrauchen sollten. Es geht dabey auf folgende Art zu.

Wer Negern hat, sucht solche aus, die sowohl im Schwimmen erfahren sind, als auch eine lange Zeit den Athem anhalten können. Diese schickt man unter dem Befehl eines Aufsehers auf die Inseln, wo Hütten zu ihrer Wohnung und Böte, die 8, 10 bis 20 Neger fassen können, sind. In diesen Böten gehn sie an solche Stellen, wo sie wissen, daß Perlen gefunden werden, und wo das Wasser nicht über 12 bis 15 Klaftern tief ist. Hier gehen sie vor Anker: die Negern befestigen sich ein Seil um den Leib, und das andere Ende an die Seite des Bootes, und nehmen ein kleines Gewicht mit, um desto geschwinder zu sinken. So wie sie den Boden des Meeres erreichen, nehmen sie eine Auster auf, und stecken sie unter den linken Arm, eine zwote halten sie in der linken, und eine dritte in der rechten Hand; mit diesen drey Austern, und oft noch mit einer vierten im Munde, gehn sie wieder in die Höhe um Athem zu hohlen, und legen sie in einen Sack. Wenn sie ausgeruht, und frische Luft geschöpft haben:

so tauchen sie zum zweytenmale unter, und wiederholen dies so oft, bis sie ihr Tagwerk verrichtet haben, oder als es ihre Kräften erlauben. Jeder Taucher muß seinem Herrn täglich eine gewisse bestimmte Anzahl Perlen liefern. Wenn sie nun die gehörige Anzahl Austern in ihrem Sacke haben; so fangen sie an, die Austern zu öffnen, und zählen die Perlen dem Aufseher zu, bis sie die bestimmte, gehörige Zahl haben. Es ist genug, wenn nur die Perle völlig reif ist; auf die Grösse wird gar nicht gesehen. Alle übrige Perlen, sie seyn auch noch so groß oder schön, sind ein Eigenthum des Negers, woran der Herr nicht den geringsten Anspruch hat: sie können sie verkaufen, wo sie wollen, doch kauft sie gewöhnlich der Herr um einen sehr hohen Preis. Aber jeden Tag können die Negern ihre Zahl nicht voll kriegen, und denn müssen sie die fehlenden von ihren eigenen zulegen.

Ausserdem, daß diese Fischerey sehr ermüdet, weil die Austern so fest an den Felsen hängen, sind die Negern auch nicht geringer Gefahr verschiedener Arten Fische wegen, die sie entweder verschlingen, oder sie durch ihre Schwere auf dem Boden zerschmettern. Diese Gefahr ist bey der Fischerey an der ganzen Küste: aber am häufigsten sind diese Fische, wo es am meisten Perlen giebt. Die Tintoreras und Taburones, die ungeheuer groß sind, fressen diese unglückliche Fischer; und die Mantas oder Guills, drücken sie zu Tode. Lezterer schlägt seine Floßfedern um einen Menschen oder ein Thier, das er erreichen kann, und tödtet ihn unmittelbar

durch

durch diesen Druck. Er ist zwar ungeheur groß, sonst aber von Gestalt einer Roche ähnlich.

Jeder Neger nimmt ein scharfes Messer mit, um sich wider diese Fische zu vertheidigen: und wenn einer ihn anfallen will, so schlägt er nach ihm, worauf der Fisch ihn sogleich verläßt. Die Aufseher sind gleichfalls sehr aufmerksam auf diese gefrässigen Thiere, und ziehn, wenn sie eins bemerken, das um den Leib des Negers befestigte Seil an, um ihn zu warnen: viele haben sich oft selbst ins Wasser gestürzt, wenn sie den Taucher in Gefahr gesehen haben, und sind, um ihn zu helfen, untergetaucht. Aber nur zu oft können sie mit aller ihrer Geschicklichkeit und Vorsicht nicht verhüten, daß nicht die Taucher verschlungen worden, oder doch einen Fuß oder Arm verlohren. Und alle Vorschläge, die man zur Abwendung dieser traurigen Zufälle gethan, sind bisher vergeblich gewesen.

Die hier gefischten Perlen haben größtentheils ein gutes Wasser, und einige sind wegen ihrer Gestalt und Grösse merkwürdig. Nur wenige werden nach Europa verschickt; der größte Theil kommt nach Lima, wo man sehr begierig nach selbigen ist, weil sie da nicht allein von Leuten vom Stande getragen, sondern auch von da ins Innere von Peru versandt werden.

§. 4. Ehe wir den Isthmus verlassen, müssen wir noch erzählen, daß nahe an der *NW*lichen Spize des Darjenischen Meerbusens, die Schotten im J. 1699 eine Kolonie anlegten,

und eine Festung erbaueten, die sie Neu-Edinburg, das umliegende Land aber Neu-Caledonien, nannten. Verschiedene englische und hamburgische Kaufleute ließen sich sehr tief in dieses Unternehmen ein, und wurden nicht nur durch eine Acte vom schottischen Parlamente, sondern auch durch einen offenen Brief von K. Wilhelm III, unterstüzt. Das Land, was diese Kolonisten in Besiz nahmen, gehörte 8 indischen Fürsten, die damals in einen Krieg mit den Spaniern verwickelt waren, und die Schotten um so lieber aufnahmen, weil sie durch ihre Hülfe ihre Feinde besiegen zu können glaubten.

Eine Zeitlang war die neue Kolonie in einem ausnehmend blühenden Zustande; aber eben dieses Glück erregte bald den Neid der englischen Ostindischen Compagnie, und Beschwerden von Seiten des Madriter Hofes. Jene sah die Anlegung dieser Kolonie als eine Verlezung ihrer Privilegien, und lezterer als einen Bruch der Tractaten zwischen Spanien und Grosbritannien, an. Unglücklicher Weise mengte sich das englische Parlament ins Spiel, und überreichte dem König eine Addresse, um die Aufhebung des der schottischen Kolonie verliehenen Briefs. Die Schotten verfochten zwar ihre Rechte mit allen Gründen der Vernunft und Gerechtigkeit: aber ihre Feinde waren zu mächtig, und zum Untergang dieser werdenden Kolonie wurden alle Maasregeln genommen. Man vermochte die Hamburger ihre Subscriptionen zurück zu nehmen: die Kaufleute in London bedrohete man mit der Ungnade des Ministeriums; und

den

den englischen Kolonien wurden Befehle zugesandt, diesen Kolonisten alle Lebensmittel und Hülfe zu versagen. Kurz, Partheygeist und Privatinteresse waren so mächtig, daß sie die Nation um die Vortheile einer der nüzlichsten Kolonien, die je entworfen worden, brachten. Ihren Nuzen würde man erst bey einem Bruche zwischen Spanien und Engelland völlig eingesehen haben: denn wäre die Kolonie im Besize des Isthmus geblieben, so hätten dann die Spanische Schäze entweder in Amerika bleiben, oder den Engelländern in die Hände fallen müssen.

Zweyter Abschnitt.

Von Carthagena.

Lage, Grösse, Beschaffenheit des Landes, Pflanzen, Thiere und Clima dieses Gouvernements. Krankheiten der Einwohner. Besonders von der Stadt Carthagena, ihrem Handel und ihren Einkünften. Sitten und Gebräuchen der Einwohner.

§. 1. Die Gränzen des Gouvernements Carthagena sind: in *O.* der Santa Martha-Fluß, der es von der Provinz gleichen Namens trennt; in *S.* Popayan; in *W.* der Fluß und Meerbusen Darien; und in *NW.* und *N.* die Nordsee.

Das Land besteht aus Bergen und Thälern, die mit dicken grössern und kleinern Wäldern bedeckt sind. Man kann nicht ohne Bewunderung das mannichfaltige, beständig daurende Grün der hier wild wachsenden Bäume und Pflanzen ansehen; aber die Eingebohrnen bedienen sich dieser Vor-

theile wenig. Aus angebohrner Unempfindlichkeit und Trägheit denken sie nicht daran, die Geschenke der Natur zu benuzen, die sie hier verschwendrisch ausgetheilt zu haben scheint.

Wenn gleich Carthagena, seines Bodens wegen, nicht die mannichfaltigen europäischen Pflanzenarten hat: so hat es doch dagegen andere, die nicht zu verachten sind, und von den Einwohnern gerne gegessen werden. An diesen finden zwar die Europäer anfänglich nicht sogleich Geschmack; aber sie gewöhnen sich doch bald an dieselbe, so daß sie die ihrigen vergessen. So will die anhaltende Nässe und Hize dieses Clima's, die Cultur des Weizen, der Gerste und andrer europäischen Kornarten nicht gestatten: aber dagegen gedeihen Mais und Reis so vortrefflich, daß ein Scheffel Mais gewöhnlich 100 Scheffel bringt. Aus diesem Korne macht man Bollo, oder das in diesem Lande gewöhnliche Brod; damit füttert man auch die Schweine, und macht damit das Federvieh fett. Die Art, wie es gebacken wird, ist folgende. Man feuchtet das Korn an, und zermalmet es nachher zwischen zween Steinen, gießt es dann in grosse Zuber (*bins*) voll Wasser, bewegt und gießt es aus einem Gefässe ins andere, um es von den Hülsen zu reinigen, preßt es dann in einen Teig, wickelt diesen in Plantanenblätter, kocht ihn in Wasser, und gebraucht ihn als Brod. Nach 24 Stunden aber wird es schon zähe, und bekommt einen unangenehmen Geschmack. Familien von Stande lassen es mit Milch kneten, und hiedurch

wird

wird es weit besser. Von dem feineren Mehl des Maizes machen sie auch verschiedene Arten von Gebackenen, und bereiten daraus allerhand Speisen, die sowohl schmackhaft als gesund sind. Sie haben auch Cassavebrod, das unter den Negern gemein ist.

Weizenbrod ist in der Stadt Carthagena nicht selten: weil aber das Mehl aus Spanien kommt, so ist es für das gemeine Volk zu kostbar, und wird also nur von den in Carthagena wohnenden Europäern, und einigen wenigen Creolen gegessen; und diese leztere gebrauchen es nur bey ihrer Chocolate und eingemachten Sachen. Bey allen andern Mahlzeiten ziehen sie gewöhnlich das Bollo dem Waizenbrode vor.

§. 2. Die in einander greifenden Zweige der Bäume, machen in diesem Lande gleichsam ein Dach, das weder Hize noch Licht durchläßt. Die Bäume sind nicht allein groß und hoch, sondern auch überaus mannichfaltig, und ganz von den europäischen verschieden. Die vornehmsten der Dicke nach sind der Acajou (*Anacardium* L.), die Ceder, der Maria- und der Balsambaum. Aus dem ersten werden die kleinen Fahrzeuge gemacht, die man zur Fischerey und zum Handel auf den Flüssen und an der Küste dieser Provinz gebraucht; das Holz ist fest, wohlriechend und schön. Cedern giebt es hier zwo Arten, eine weisse, und eine röthlichte; leztere wird vorzüglich geschäzt. Der Maria- und Balsambaum geben nicht allein gutes Bauholz; sondern aus ihnen träufeln auch die vortreflichen Balsame, Marienöl und Balsam von Tolu genannt,

lezterer von einem Flecken, in dessen Nachbarschaft er in der größten Menge, und von besonderer Güte gefunden wird.

Ausser diesen Bäumen findet man hier auch, Tamarinden, Mispel, Sapote (*Achras* L.), Papah (*Carcia* L.) Cassia, Palmen und Manchinelbäume (*Hippomane* mancinella L.). Die Palmbäume erheben ihre buschigten Gipfel über die Zweige der andern, und haben ein grosses Ansehen auf den Gebirgen; sie sind von verschiedener Art, alle aber geben einen guten Palmwein, den man erhält, wenn man ein Loch in den Stamm bohrt, eine Röhre hinein steckt, und ein Gefäß untersezt, den Saft aufzufangen. Guajak- und Ebenholz sind hier sehr gemein, und fast so hart, wie Eisen.

Hier sind auch viele Baumwollen-Bäume, wovon einige angepflanzt und gezogen werden, und diese sind die besten; andere wachsen wild. Die Baumwolle von beyden Arten wird gesponnen, und zu Zeug verarbeitet, das die Negern, und die eingebohrnen Indier tragen.

An den Ufern des Flusses Magdalena wachsen Cacao-Bäume in Ueberfluß. Auch an andern Orten, wo für sie guter Boden ist, gedeyhen sie; aber die in der Gerichtsbarkeit von Carthagena übertreffen alle andere an Grösse sowohl als Güte der Früchte. Die Chocolate, die davon gemacht wird, ist in Spanien wenig bekannt: denn da diese mehr, als die aus andern Ländern, geschäzt wird; so wird sie größtentheils hier im Lande

de verbraucht, oder in andere Gegenden von Amerika versandt.

Die grosse Menge delikater Früchte, die hier wachsen, beweisen augenscheinlich die Ergiebigkeit des Bodens. Einige dieser Früchte sind denen in Spanien ähnlich, andere aber dem Lande eigen. Zu den ersteren gehören Melonen, Wassermelonen, Weintrauben, Orangen, Mispeln und Datteln. Die Weintrauben sind nicht so gut wie in Spanien; die Mispeln aber weit besser. Bey den übrigen ist wenig Unterschied.

Unter denen, die dem Lande eigen sind, ist unstreitig die Ananas die vorzüglichste. Ihre Schönheit, Geruch und Geschmack haben ihr den Namen der Königin der Früchte erworben. Vieler anderer Früchte ist schon oben Erwähnung geschehen. Hier sind auch Plantagen von Zuckerrohr.

§. 3 Von den Thieren sind einige zahm, die den Einwohnern sowohl Nuzen als Vergnügen verschaffen, andere wild und so verschieden in Art und Eigenschaften, daß sie jeden zur Bewunderung der grossen Mannichfaltigkeit der Werke des Urhebers der Natur hinreissen. Die vierfüssigen und kriechenden Thiere halten sich in trocknen und öden Gegenden auf, und unterscheiden sich durch die überaus grosse Verschiedenheit der Flecken ihrer Haut von einander. Das Gefieder des Federviehes aber prangt mit den lebhaftesten und schönsten Farben, und die glänzenden Schuppen einer Classe von kriechenden Thieren halten das wirksamste Gift verborgen. Die zahmen Thiere sind hier blos Horn-

vieh und Schweine, beyde aber auch in größter Menge. Das Rindfleisch ist nicht ganz schlecht, doch kann man es auch eben nicht sehr schmackhaft nennen; denn die beständige Hize des Clima's macht das Vieh mager, und entzieht ihm das Saftige, das es sonst bekommen würde. Aber das Schweinfleisch ist delicat, und übertrifft alles europäische. Es giebt hier auch wilde Schweine, Hirsche, Kaninchen und Tyger: leztere richten unter dem Vieh nicht nur, sondern auch unter Menschen grosse Niederlagen an, ihr Fell ist sehr schön, und einige sind so groß, als kleine Pferde.

Man findet hier auch Leoparden, Füchse, Armadillo, Eichhörnchen, und viele andere Thiere, vorzüglich eine unzählige Menge Meerkazen, die theils ihrer Grösse, theils ihrer Farben wegen merkwürdig sind. Die Füchse hier, um sich vor den Hunden oder anderen Thieren, die sie verfolgen, zu retten, brauchen die List, daß sie ihren Urin auf den Schwanz lassen, und ihn so auf ihre Feinde sprüzen. Wirklich werden die Hunde durch den heftigen Gestank so verwirrt, daß der Fuchse indessen entwischt. Dieser Gestank ist so stark, daß man ihn $\frac{1}{4}$ Seemeile weit, und sehr oft noch eine halbe Stunde hernach, riecht. Das Thier, das man hier Fuchs nennt, ist etwas kleiner, als eine grosse Kaze, aber zärtlich gebildet, und hat ein sehr feines Zimmetfarbenes Fell. Der Schwanz ist nicht sehr büschelicht, die Haare aber sind weich, und formiren einen zur obigen Vertheidigungsmethode bestimmten Büschel.

Vögel giebt es in diesem heissen Clima so viele, daß man unmöglich einen vollständigen Begriff von der Schönheit und dem Glanz ihrer Federn geben kann: aber das Geschrey und Schnattern bey einigen unterbricht das Vergnügen, das das Zwitschern der andern erregt. Hier bemerkt man ein Beyspiel von der Billigkeit der Natur bey der Austheilung ihrer Wohlthaten, indem die Federn der Vögel, die das unerträglichste Geschrey machen, am schönsten gefärbt sind, und hingegen diejenigen gar nichts besonders im Aeussern haben, die die andern in süssen Tönen weit übertreffen. Dies sieht man besonders deutlich am Guacamayo, dessen schöne und glänzende Farben durchaus kein Mahler nachahmen kann, dessen durchdringendem unangenehmen Schall aber auch nichts gleich kommt.

Der sonderbarste aller Vögel scheint der Tulcan, oder Prediger (*preacher*) zu seyn. Er ist etwa wie eine gemeine Taube groß, hat aber viel dickere Füsse: er hat einen kurzen Schwanz, sein Gefieder ist dunkel gefärbt, und mit gelben, purpurnen, blauen und andern Flecken gesprenkelt, die auf dem dunklen Grunde vortrefflich lassen. Sein Kopf übersteigt alles Verhältniß zur Grösse seines übrigen Körpers; aber sonst würde er auch nicht einen Schnabel tragen können, der wenigstens 6 bis 7 Zoll, von der Wurzel bis zur Spize lang ist: die untere Kinnlade liegt an der obern, der ganzen Länge nach, fest an, und beede nehmen unmerklich gegen das Ende ab, wo sie sich schnell umbeugen, und in eine scharfe Spize endigen. Die

Zunge

Zunge hat die Gestalt einer Feder, und ist wie die innere Oberfläche des Mundes, dunkelroth. Der Schnabel ist von allen den hellen Farben bunt, die man auf dem Gefieder anderer Vögel sieht. Bey seinem Ursprunge, und auch auf der runden Oberfläche sieht man gewöhnlich ein helles Gelb, das eine Art von Brand, einen halben Zoll breit, bildet; der übrige Theil ist hoch purpur, zween Striche an der Wurzel aber hoch scharlach-roth. Den Namen Prediger hat der Vogel davon erhalten, weil er gewohnt ist, sich auf den Gipfel eines Baumes zu sezen, wenn seine Gefährten schlafen, und ein Geschrey zu machen, das wie übel articulirte Töne klingt, wobey er den Kopf rechts und links bewegt, und die Raubvögel abhalten will, die andern nicht anzufallen. Sie lassen sich leicht so zahm machen, daß sie aus dem Hause gehn, und zurück kehren, wenn sie gerufen werden. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Früchte, die zahmen aber essen auch andere Dinge, und überhaupt alles, was man ihnen giebt.

Ein anderer ausserordentlicher Vogel ist der Gallinazo, von der Grösse einer Pfauhenne, nur sein Kopf und Hals sind etwas grösser. Vom Kropfe bis zur Wurzel des Schnabels hat er statt der Federn eine runzelichte, drüsigte, rauhe Haut, die mit kleinen Warzen und Knötgen bedeckt ist. Seine Federn sind schwarz, und eben die Farbe hat auch die Haut; der Schnabel ist gut proportionirt, stark, und ein wenig gekrümmt. Diese Vögel sind in solcher Menge und so zahm in Carthagena,

thagena, daß es nicht ungewöhnlich ist, daß man die Dächer der Häuser ganz von ihnen bedeckt sieht. Sie sind überaus nüzlich, weil sie die Stadt von allen Arten von Unrath reinigen; begierig verschlingen sie alle todte Thiere, und noch häßlichere Dinge. Sie haben einen so feinen Geruch, daß sie ein Aas 10 bis 12 Meilen weit riechen, und dann verlassen sie es nicht eher, als bis sie es völlig zum Skelet gemacht haben. Die Menge dieser Vögel in so heissen Climaten ist äusserst wichtig, weil sonst die von der unmässigen Hize erregte Fäulniß die Luft den Menschen unerträglich machen würde. Wenn sie sich erst heben, fliegen sie schwerfällig, bald hernach aber verschwinden sie dem Gesichte. Obgleich ihre Füsse stark und gut proportionirt sind: so hüpfen sie doch ziemlich ungeschickt auf der Erde. Ihre Zehen sind vorne nach innen gebogen, und eine an der innwendigen Seite ein wenig rückwärts, so daß die Füsse beym Hüpfen und Gehen auf obige Art zusammen stossen. Jede Zehe hat dicke, lange Klauen.

Eine andere Art von diesen Vögeln ist etwas grösser, und bloß im Lande zu finden. Bey einigen von diesen ist der Kopf und ein Theil des Halses roth, bey andern weiß, und noch bey andern sind beyde Farben gemischt. Nicht weit vom Kropfe haben sie einen Kragen von weissen Federn. Sie sind eben so grausam, und Fleischfressend wie die vorigen; man nennt sie die Könige der Gallinazo's, wahrscheinlich, weil es ihrer nur sehr wenige giebt; und weil man bemerkt hat, daß, wenn

einer

einer von diesen Vögeln sich auf ein Aas setzt, keiner von den andern sich nähert, bis er zuerst die Augen gefressen hat, wobey er gewöhnlich anfängt, und zu einem andern Theile fortgeht, da sie denn alle über den Raub herfallen.

§. 4. Fledermäuse sind im ganzen Lande sehr gemein; allein Carthagena wird von einer so unendlichen Menge heimgesucht, daß, wenn sie nach Sonnenuntergang anfangen zu fliegen, sie im eigentlichen Verstande die Strassen gleichsam als Wolken bedecken. Sie lassen Menschen und Thiere sehr geschickt zur Ader; denn da die Einwohner wegen der unmässigen Hize ihre Kammerfenster offen lassen müssen, so kommen die Fledermäuse durch selbige hinein, und stecken, wenn sie einen Menschen mit einem blossen Fusse schlafend finden, mit dessen Lebensgefahr, ihren Zahn mit der Geschicklichkeit des erfahrensten Wundarztes in eine Ader, und saugen das Blut heraus, bis sie satt sind: dann fliegen sie wieder aus dem Fenster. Die Ursache, warum der Stich nicht bemerkt wird, schreibt man der angenehmen erfrischenden Bewegung der Luft zu, die die Thiere mit ihren Flügeln bewirken, wodurch die Person in einen tiefern Schlaf verfällt, und also die kleine Wunde nicht fühlen kann. Eben dies begegnet den Pferden, Mauleseln und Eseln; aber Thiere von dicker Haut sind diesen Aderlässen nicht so sehr ausgesezt. Diese Nachricht, die der gelehrte Don Antonio Ulloa ertheilt, bestätigt Mr. Condamine, der noch anmerkt, daß diese Thiere zum Theil ungeheuer groß sind, und daß sie in

Borja und an andern Orten alles Hornvieh, das die Missionarien dahin gebracht hatten, gänzlich vertilgt haben.

Die zahlreichen kriechenden Thiere und Insecten sind nicht allein den Einwohnern äusserst beschwerlich, sondern auch sehr gefährlich. Die gemeinsten, und dabey auch giftigsten Schlangen sind: die Korallenschlange, die Klapperschlange, und die Weidenschlange. Erstere ist gemeiniglich 4 bis 5 Fuß lang, und einen Zoll dick, und sieht sehr schön aus, weil ihre Haut mit lebhaftem Karmoisin, grauen und gelben Farben spielt. Der Kopf ist lang und flach, wie bey einer Viper. In jeder Kinnlade steht eine Reihe scharfer Zähne, durch die sie während des Bisses ihr Gift mittheilen. Der Gebissene schwillt so heftig an, daß das Blut durch alle Werkzeuge der Sinne herausströmt, und die Häute der Blutgefässe an den Spizen der Finger zerreissen.

Die Weiden-Schlange ist der Farbe und Gestalt nach, einem Zweige des Weidenbaums ähnlich, und scheint, weil sie oft von den Zweigen dieses Baumes herunterhängt, ein Theil desselben zu seyn, bis man zu nahe hinkömmt, und unglücklicher Weise den Irrthum entdeckt. Ihr Gift ist zwar nicht so wirksam, als das von den andern: aber es ist doch tödtlich, wenn nicht plözlich Mittel dawider angewandt werden.

Asseln (*Scolopendra*) sind nicht nur in diesem Lande häufig, sondern auch ungeheuer groß,

und

und um so mehr gefährlich, weil sie in den Häusern aufkommen: sie sind gewöhnlich eine, einige auch $1\frac{1}{4}$ Elle lang, und ohngefähr 5 Zoll breit. Der Rücken und die Seiten sind mit harten Schuppen bedeckt, die dunkel und roth gesprenkelt, und so gelenkig sind, daß sie die Bewegung im geringsten nicht hindern, und dabey doch so stark, daß sie sie wider jeden Schlag sichern, so daß man sie nicht anders tödten kann, als wenn man sie auf den Kopf trifft. Sie sind sehr behende, und ihr Biß wird, wenn nicht schleunig Hülfe geleistet wird, tödtlich.

Scorpionen sind hier nicht weniger häufig, und von verschiedenen Arten, als schwarze, rothe, braune und einige gelbe.

Die Soldatenschnecke, die oben beschrieben worden, ist hier auch gefährlich; denn auf das Angreifen mit ihren zwo Klauen erfolgen eben die Zufälle, wie auf den Stich der Scorpionen.

Man findet hier auch eine unzählbare Menge von Buttervögeln, wo man schwerlich bestimmen kann, welche die schönsten sind, ob sie gleich alle an Gestalt, Farbe und Malerey verschieden sind. So viel Vergnügen aber auch das Ansehn dieser schönen Insecten verschaft: so entspricht es doch bey weiten den Beschwerden nicht, die man von den so zahlreichen Mußkiten aussteht. Von diesen giebt es vier verschiedene Arten, die gleichsam in grossen Wolken herumschwärmen, und alle äusserst beschwerlich sind.

§. 5.

§. 5. Das Clima in Carthagena ist ausnehmend heiß. Die Zeit vom May bis zu Ende des Novembers nennt man den Winter; in dieser Zeit halten Donner und Sturmwinde beständig an, und der Regen stürzt so heftig aus den Wolken herab, daß die Strassen der Hauptstadt wie Flüsse, und das Land wie ein Ocean aussieht. Bey dieser Gelegenheit füllen die Einwohner ihre Cisternen an; und dies ist das einzige süsse Wasser, das sie haben können. Von der Mitte des Decembers bis zu Ende des Aprils hört der Regen auf, das Wetter wird angenehm, und die Hize durch die NO Winde etwas gemildert: diese Zeit ist der Sommer. Ausserdem nennen sie eine andere Jahrszeit den kleinen St. Johannis Sommer, da es um das Fest dieses Heiligen aufhört zu regnen, und kühle Winde wehen, welches einen Monat fortdauert.

Die fast ununterbrochen anhaltende große Hize, wo selbst zwischen Nacht und Tag keine merkliche Veränderung gespürt wird, verursacht eine so unmässige Ausdünstung, daß die bleiche und schwarzgelbe Farbe der Einwohner einen Fremden auf die Gedanken bringen sollte, daß sie eben von einer schweren Krankheit genesen wären. Bey allen ihren Bewegungen bemerkt man etwas träges und schlaffes; dieses hat auch auf ihre Sprache Einfluß, die sanft und schläfrig ist, und aus meist gebrochenen Worten besteht. Aber bey aller dieser anscheinenden Kränklichkeit und Schwäche, befinden sie sich doch sehr gut. Fremde aus Europa behalten hier gemeiniglich ihren starken Cörper und

rothe Gesichtsfarbe etwa drey bis vier Monate, hernach aber kann man sie im Aeusseren nicht mehr von den alten Einwohnern unterscheiden.

Wahrscheinlich ist das sonderbare Clima die Ursache der verschiedenen sonderbaren Krankheiten, die hier grassiren; wovon einige blos die neu angekommenen Europäer, andere aber alle Einwohner ohne Unterschied angreifen. Die erste Art raft viele Menschen weg, und reibt das Schiffsvolk auf den europäischen Schiffen sehr stark auf, dauert aber selten über drey oder vier Tage. Einige ziehn sich dies Uebel durch Erkältung, andere durch schlechte Verdauung zu, die bald das schwarze Brechen erregt, wovon sehr wenige genesen. Einige befällt, wenn das Erbrechen eintritt, eine solche Raserey, daß, wenn man sie nicht anbände, sie sich selbst in Stücken zerreissen, und so in der fürchterlichsten Wuth sterben würden.

In dem ganzen Gouvernement Carthagena sind die Einwohner dem Aussaz sehr unterworfen; und um der Ansteckung mit dieser Krankheit Grenzen zu sezen, ist ausserhalb der Hauptstadt ein Hospital San Lazaro, worinn alle Personen beyderley Geschlechts, die von dieser Krankheit angesteckt sind, ohne Ansehn des Alters oder Standes, eingesperrt, und wenn sie sich weigern, hineinzu gehn, mit Gewalt dahin gebracht werden. Seit der Zeit aber hat sich die Krankheit erst recht ausgebreitet; denn da ihre Einkünfte zu ihrer Erhaltung nicht hinreichen: so erlaubt man denen, die keine andere Unterstüzung haben, in die Stadt

bet-

betteln zu gehen, und wegen dieses Umgangs mit gesunden Leuten nimmt die Anzahl der Aussäzigen niemals ab. Das Hospital ist wie eine kleine Stadt. Ein jeder, der hieher kommt, wo er seine übrige Lebenszeit zubringt, baut sich eine Hütte, worinn er, wie vorher, in seinem eignen Hause lebt, und gar nicht ausgeht, als blos Almosen zu sammeln. Der Boden, worauf das Hospital steht, ist mit einem Walle eingefaßt, und hat nur einen Eingang, der überaus sorgfältig bewacht wird. Sie leben bey dieser Krankheit lange; und weil solche den natürlichen Trieb zur Begattung heftig vermehrt; so wird ihnen, um die Unordnungen zu vermeiden, die sonst daraus entstehen würden, und die man ohnmöglich verhindern kann, das Heyrathen verstattet.

Kräze und Flechten findet man eben so häufig bey den Europäern, die sich nicht ans Clima gewöhnt haben, und hebt man diese Uebel nicht im Anfange, so ist es gefährlich, eine Cur zu unternehmen.

Eine noch merkwürdigere, obgleich weniger gemeine Krankheit ist die *Culebrilla*, oder die kleine Schlange: eine Geschwulst, die der Länge nach unter der Oberfläche der Haut von bösen Säften entsteht, und täglich in der Länge zunimmt, bis sie den ganzen kranken Theil, der gemeiniglich ein Arm, oder die Lende, oder ein Fuß ist, überzieht. Die äussern Zeichen dieser Krankheit sind, eine runde entzündete Geschwulst $\frac{1}{4}$ Zoll dick, die, mit Schmerzen vergesellschafftet ist, die doch

nicht heftig sind, und mit einer Erstarrung des Gliedes, die oft in ein Absterben desselben übergeht. Die Einwohner halten es wirklich für eine kleine Schlange, und geben sich Mühe, sie wegzuschaffen. Sie untersuchen erst, wo der Kopf der Schlange sey, wie sie es nennen; darauf legen sie ein kleines Eiter machendes Pflaster, und bähen die ganze Geschwulst stark mit Oel. Den folgenden Tag ist die Haut unter dem Pflaster tief gespalten, und durch die Oeffnung sieht man eine Art einer weissen Faser, von der Gestalt eines groben Fadens, den man zum Nähen gebraucht, die sie behutsam an einem seidenen Faden befestigen, und über eine Charte wickeln, die in einen Cylinder aufgerollt ist. Dann wiederholen sie die Bähung mit Oel, und fahren den folgenden Tag fort, um die cylindrische Charte den Theil der Faser zu winden, der jezt sichtbar wird, und so sezen sie die Cur fort, bis der Patient völlig gesund ist. Während der Operation sind sie sehr vorsichtig, die Culebrilla nicht zu zerreissen, weil dann, sagen sie, sich eine Feuchtigkeit durch den ganzen Körper verbreiten und eine grosse Menge solcher kleiner Schlangen erzeugen würde, von der Art, wie sie glauben, daß diese sey, und daß dann die Cur ungemein schwer sey.

§. 6. Die Stadt Carthagena liegt unter 10° 25′ 48″ N. Breite, und 77° 12′ Westl. Länge, 320 Meilen südwärts von Port Royal in Jamaica, auf einer sandigten Ebene, die an der *SW* Seite einen engen Weg nach einer Gegend bil-

det,

det, die man Tierra Bomba nennt, und so weit entfernt liegt, als Bocca Chia. Die Festungswerke der Stadt und der Vorstädte sind nach der neuern Art angelegt, und mit Schutt von Steinen ausgefüllt. Die Garnison besteht in Friedenszeiten aus 10 Compagnien regulirter Truppen, jede Compagnie aus 77 Mann, die Officiere mit eingerechnet: und aus einigen Compagnien Miliz. Die Stadt und die Vorstädte sind gut angelegt, die Strassen gerade, breit, gleichförmig, und gut gepflastert. Die Häuser sind aus Steinen gebauet, einige wenige von Ziegelsteinen, sie bestehen aber mehrentheils nur aus einem Stockwerk über der Erde; doch sind die Zimmer gut eingerichtet. Alle Häuser haben Erker, und hölzerne Gegitter vor den Fenstern, weil das Holz unter diesem Himmelsstrich dauerhafter als das Eisen ist, welches von der feuchten, scharfen und mit Salpeter geschwängerten Luft leicht angegriffen und zerstöhrt wird. Dieserwegen und der raucherigten Farbe der Wände wegen, macht die Aussenseite der Häuser kein besonderes Ansehen. Hier ist eine Dom-Kirche, eine Kirche der Heiligen Dreyeinigkeit, und eine Kapelle für die, die weit von jenen Kirchen wohnen. Die Orden, die hier Klöster haben, sind der Orden des heil. Franciscus in den Vorstädten, St. Augustin, St. Dominic, la Merced, der Jacobiner, und der Barfüsser (*recollects*) Orden: auch ist hier ein Jesuiter Collegium, und ein Hospital San Juan de Dios. Die Nonnenklöster sind vom Orden der heil. Clara und Teresa. Die Kirchen und Klöster sind geräumig

 genug,

genug, aber inwendig nicht mit vielen Zierrathen versehen.

Carthagena mit seinen Vorstädten gehört zu den Städten der dritten Ordnung in Europa. Es ist gut bevölkert; die mehrsten Einwohner stammen aber von den Indiern ab. Der Gouverneur wohnt in dieser Stadt, es ist hier auch ein Bischof, dessen geistliche Herrschaft sich so weit erstreckt, wie die militärische und bürgerliche Regierung; auch ist hier ein Inquisitions-Gericht. Ausser diesen Tribunalen ist hier noch ein weltlicher Magistrat, der aus Regidoren besteht, aus denen jährlich zween Alcaiden erwählt werden, welches gewöhnlich Männer von grossem Ansehen sind. Auch ist hier eine Schazkammer, worinn alle Auflagen und alles dem Könige gehörige Geld erhoben wird.

Die Bay ist eine der besten nicht allein an der Küste, sondern auch in allen bekannten Gegenden des Landes. Sie erstreckt sich $2\frac{1}{2}$ Seemeilen von *N* nach *S*, hat hinreichend tiefes Wasser, und gute Ankerpläze, und ist so stille, daß die Schiffe nicht stärker als wie auf einem Flusse bewegt werden. Doch kann man sich, wegen der vielen Untiefen bey der Mündung, ohne einen guten Lootsen nicht hineinwagen. Die Ebbe und Fluth ist in dieser Bay, wie an der ganzen Küste, sehr unordentlich, da die Fluth oft einen ganzen Tag, die Ebbe dann aber nur 4 oder 5 Stunden dauert: die größte Tiefe, die man bey dieser Veränderung wahrnimmt, beträgt 2 oder $2\frac{1}{2}$ Fuß. In der Bay sind eine Menge sehr schmackhafter und gesunder Fische, auch

grosse Schildkröten; aber auch viele Hay-Fische (*Squalus* L.) die den Seeleuten äusserst gefährlich sind, weil sie sogleich die Leute, die sie im Wasser entdecken, verschlingen, und sie zuweilen gar in ihren Böten angreifen.

In dieser Bay halten sich die Gallionen aus Spanien, vor der Ankunft der Peruflotte in Panama, auf; und bey der ersten Nachricht von ihrer Ankunft, segeln sie nach Porto Bello. Dies ist folglich der erste Ort in Amerika, wo die Gallionen landen, und der also die ersten Früchte des Handels, durch den öffentlichen Absaz der Waaren allhier genießt. Bey dem hiesigen Handel werden zwar nicht so viele Feyerlichkeiten beobachtet, wie bey dem in Porto Bello, er ist aber dem ohngeachtet sehr beträchtlich. Denn die Kaufleute der einländischen Provinzen Quito, Popayan und Santa Fe, kaufen hier große Quantitäten von verschiedenen Waaren, und solchen Lebensmitteln ein, die ihre Länder vorzüglich nöthig haben. Sie bringen Gold und Silber gemünzt, in Barren und als Gold-Staub; auch Smaragde: denn ausser den Silberminen bey Santa Fe, deren da sehr viele im Gange sind, giebt es auch andere, die die schönsten Smaragde liefern. Die Messe in Carthagena macht, daß viele Laden geöffnet, und mit allerley Waaren angefüllt werden. Zu dieser Zeit gewinnt ein jeder: einige durchs Vermiethen der Zimmer und Kaufmannsgewölber, andere durch die Zunahme ihrer Handlung, noch andere durch die Arbeit ihrer Negersclaven, deren Arbeitslohn wäh-

rend dieser Zeit beträchtlich gesteigert wird: und es ist nichts ungewöhnliches bey der Sparsamkeit der Sclaven, daß sie ihre Herren bezahlen und noch oben drein was gewinnen, um sich die Freyheit zu erkaufen. Dieses Handelsgewühl dauert aber nur so lange, als die Gallionen sich hier aufhalten; denn kaum sind sie abgesegelt, so herrscht wieder Ruhe und Stille wie zuvor in der Stadt: denn ihr Handel mit den andern Gouvernements ist nur unbeträchtlich

Man kann die Einwohner dieser Stadt in verschiedene Stämme eintheilen, die aus einer Vermischung der Weissen, Negern und Indier entstanden sind. Die Europäer sind nicht zahlreich: die mehrsten derselben erwerben sich ein Kapital, und gehen dann entweder nach Spanien zurück, oder tiefer ins Land, um noch reicher zu werden. Die Europäer und Creolen, die in Carthagena ansäßig sind, betreiben den ganzen Handel; die andern Einwohner aber sind arm, und müssen sich durch harte Arbeiten zu ernähren suchen. Die Kleidung der Weissen, sowohl der Männer als Weiber, ist wenig von der spanischen verschieden; Leute von ganz vornehmen Stande tragen gerade solche Kleider, wie in Europa; nur mit dem Unterschiede, daß sie alle sehr leicht, die Westen und Hosen von feinen Linnen, die Röcke aber bey einigen von dünnem Stoffe sind. Halstücher werden hier sehr selten getragen: die Mannshemder sind oben am Halse mit großen goldnen Knöpfen ausgeziert, die los herunterhangen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müze von feiner Leinwand, andere aber gehn ganz

mit

mit bloßem Kopfe. Die Männer tragen Fächer, die von einer Art Palmen in Gestalt eines halben Mondes gemacht sind, und in der Mitte einen Stiel von demselben Holze haben.

Die spanischen Weiber tragen eine Art von Unterrock von dünnem Seidenzeug, das nicht gefüttert ist, und am Leibe ein sehr dünnes weisses Camisol: doch auch dieses nur in dem sogenannten Winter. Denn im Sommer würde diese Tracht unerträglich seyn. Doch bedecken sie beständig die Brust. Wenn sie ausgehen, tragen sie ein Mäntelchen, und an den Feyertagen gehen sie des Morgens um 3 Uhr in die Messe, und kommen noch vor der heftigen Hize zurück, die mit Tagesanbruch eintritt.

Die Frauen, die nicht völlig von der Weissen Classe sind, tragen über dem obigen Rocke noch einen von Taffent, von allerley Farbe, nur nicht schwarz: dieser ist allenthalben ausgezackt, damit der untere Rock zu sehen sey. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müze von feiner weisser Leinwand, in Gestalt eines Bischofshutes, die mit Stärke sehr gesteift ist, und sich vorne in eine Spize endigt. Ohne diese und ein Mäntelgen über den Schultern gehen sie nie aus. Die Damen und andere gebohrne Weisse gehen so in Negligé; anstatt der Schuhe tragen sie in- und ausser dem Hause eine Art kleiner Pantoffeln. Zu Hause besteht ihre ganze Beschäfftigung darinn, daß sie sich in die Hangematte sezen, und sich darinn schaukeln. In diesen bringen sie den größten Theil des Tages

zu, und die Männer sowohl, als die Weiber schlafen oft darinn, sie haben aber die Unbequemlichkeit, daß man nicht ganz ausgestreckt darinn liegen kann.

Beyde Geschlechter haben sehr viel Wiz und Scharfsinn, und eine ganz besondere Anlage, es in allen mechanischen Künsten weit zu bringen. Man bemerkt dies vorzüglich bey denen, die sich den Wissenschaften widmen; diese zeigen schon in der zarten Jugend eine Urtheilskraft, die man sich in andern Climaten nur durch eine Reihe von Jahren erwirbt. Dieses glückliche Genie dauert aber nur bis zum 20 oder 30 Jahre: nach dieser Zeit nehmen sie gemeiniglich so geschwinde ab, als sie vorher zunahmen; und ehe sie noch das Alter erreichen, da sie die Früchte ihres Studirens einzuerndten anfangen sollten, hemmt schon Trägheit ihren Fortgang, sie verlassen die Wissenschaften, und lassen die bewunderungswürdigen Wirkungen ihrer Fähigkeit unvollendet. Dies ist wohl dem Mangel solcher Gegenstände, die ihren Talenten Nahrung geben könnten, und der wenigen Hoffnung zuzuschreiben, einmal zu einer Stelle gerufen zu werden, die ihrer Bemühungen würdig wäre. Dennoch sieht man hier doch oft Leute von ausgebreiteten Talenten, sowohl in theoretischen als practischen Wissenschaften, die sie bis ins hohe Alter mit aller Lebhaftigkeit behalten.

Menschenliebe ist eine Tugend, die die Einwohner von Carthagena in einem hohen Grade besizen: und übten sie diese nicht vorzüglich an den Europäern aus, die hieher kommen, um ihr Glück

zu

zu machen: so würden diese oft von Krankheiten und Armuth vergehen.

In den Häusern der Reichen und Vornehmen findet man sehr delikate Gerichte. Die mehrsten werden nach der Gewohnheit dieses Landes zugerichtet; und einige sind so angenehm, daß sie den Fremden eben so herzlich schmecken als den Eingebohrnen. Eine ihrer Lieblings-Speisen heißt Agiaco, die man fast in allen hübschen Häusern findet: sie besteht aus Schweinfleisch, das in einer Pfanne gebraten ist, aus Vögeln von verschiedener Art, Plantanen, Mais, Pasteten-Teig, und einigen andern Dingen, alles mit Jamaica-Pfeffer recht stark gewürzt.

Die Einwohner von Stande halten gewöhnlich zwo Hauptmahlzeiten des Tags, und ausserdem eine dritte kleinere. Ihr Frühstück besteht gemeiniglich aus einigen Stücken Braten, Pasteten von feinem Mais-Mehl, und hernach aus Chocolate. Beym Mittagsmahle haben sie eine größere Verschiedenheit von Speisen; aber zu Nacht genießen sie blos einiges Zuckergebackenes und Chocolate. Einige Familien ahmen der Gewohnheit der Europäer nach, ordentliche Abendmahlzeiten zu halten; aber überhaupt hält man sie doch in Carthagena für die Gesundheit schädlich.

Der Brannrwein ist so allgemein, daß selbst die ordentlichsten Leute jedesmal um 11 Uhr des Morgens ein Schälchen nehmen, um, wie sie sagen, den durch die anhaltende Ausdünstung ge-

geschwächten Magen zu stärken, und Appetit zu erregen. Chocolate ist hier so gemein, daß kein Negersclave ist, der nach dem Frühstück nicht seine Chocolate trinken sollte; und die Negerweiber verkaufen solche schon gemacht auf den Strassen, die Tasse (dish) zu $\frac{1}{4}$ Real oder $\frac{1}{4}$ Pfennig englisch. Diese ist wohl mit Maiz-Mehl vermischt: die aber von Leuten von Stande genossen wird, ist rein und wie die in Spanien zubereitet. Diese trinken sie auch beständig eine Stunde nach dem Mittagsessen, aber nie, ohne etwas dazu zu essen. Sie gebrauchen auch viel Zuckergebackenes und Honig, und trinken nie ein Glas Wasser, ohne vorher einiges Zuckergebackenes gegessen zu haben.

Das Rauchen ist eben so allgemein. Die Damen und andere weisse Frauen rauchen blos zu Hause, aber die Weiber von andern Stämmen und alle Mannsleute überhaupt, rauchen beständig und an allen Orten. Die Damen lernen das Rauchen vermuthlich in ihrer Kindheit von ihren Ammen, die Neger-Sclavinnen sind; und dies ist jezo unter den Vornehmern so sehr Mode, daß auch die, so aus Europa kommen, es lernen, wenn sie sich lange hier im Lande aufzuhalten gedenken.

Die Eingebohrnen lieben die Bälle sehr, die in den Häusern der Vornehmern sehr ordentlich gehalten werden. Sie eröffnen den Ball mit spanischen Tänzen, und dann folgen inländische, die nicht ohne Geist und Grace sind. Sie begleiten die Tänze mit Singen, und endigen sie selten vor hellem Tage. Die Geringern aber machen bey ihren

ren Bällen allerley unanständige Geberden, trinken dabey beständig herum, und prügeln sich dann.

Ihre Begräbnisse und Trauer haben auch etwas besonderes, und bey diesen suchen sie ihre Grösse zu zeigen. Ist der Verstorbene eine Person von Stande, so wird der Cörper auf ein im vornehmsten Zimmer des Hauses errichtetes Traugerüste zwischen brennende Wachskerzen gestellt. Da liegt der Cörper 24 Stunden oder länger; während dieser Zeit kommt die verwandte Familie, und Weiber von geringem Stande, die den Verstorbenen beweinen. Diese Weiber, die schwarz gekleidet sind, kommen des Abends, oder in der Nacht in das Zimmer, wo der Verblichene liegt, fallen auf die Knie, und strecken die Arme aus, um ihn zu umfassen; dann fangen sie in einem kläglichen Tone, mit untermischtem heftigen Geschrey, ihre Klagen an, die sich immer mit dem Namen des Verstorbenen endigen. Hernach fangen sie in eben dem Klagton seine Geschichte an, erzählen alle seine guten und schlechten Eigenschaften, und vergessen auch seine Liebeshändel nicht: bis sie sich endlich ganz ermattet in eine Ecke des Zimmers begeben, wo Wein und Branntwein aufgesezt ist, und sich reichlich damit versorgen. Kaum sind diese von der Leiche abgezogen, so treten gleich andere an ihre Stelle, bis die Weiber fertig sind. Eben dieß wiederholen hernach die Bedienten, Sclaven, und die verwandte Familie; und so geht das ununterbrochen die ganze übrige Nacht durch. Ein ähnliches lautes Geschrey und Klagen erregen sie bey

dem

dem Leichenbegängnisse; und noch nach dem Begräbnisse dauert die Trauer im Hause noch neun Tage, während welcher Zeit die Leidtragenden keinen Tritt aus dem Zimmer thun, wo sie die Kondolenz-Complimente annehmen, und wo bey Nacht ihre Verwandten, und vertrautesten Freunde bey ihnen bleiben.

Noch etwas zum Schlusse von den Feindseligkeiten, die diese Stadt von Ausländern hat erdulten müssen, die sie oft angegriffen, eingenommen, und geplündert haben. Der erste Angriff geschah im J. 1544 bald nach der Anlegung der Stadt, durch Franzosen, die ein Corsischer Schiffer führte. Im J. 1585 nahm Sir Franz Drake, die Geissel der Neuspanischen Colonien, die Stadt ein, und zerstöhrte sie größtentheils. Im J. 1597 kam Mr. de Pointis mit einem Geschwader Seeräuber unter dem Schuz des Königs von Frankreich vor die Stadt, zwang das Fort Bocca Chica zur Uebergabe und erhielt dadurch den freyen Eingang in den Busen, sezte darauf seine Truppen ans Land, und belagerte und eroberte das Fort Lazaro, worauf sich denn auch die Stadt ergab. Aber ihre Capitulation konnten sie nicht vor dem wütenden Geize des Schiffsvolks retten, das einmal die Stadt zu plündern beschlossen hatte. Diese Eroberung hat man einem heimlichen Briefwechsel des Commandanten mit dem Pointis zugeschrieben; und dieser Argwohn ward noch dadurch um so viel wahrscheinlicher, weil er sich am Bord dieses französischen Geschwaders bey ihrer Abreise begab, und alle seine Schäze und Güter mitnahm, die bey der allgemei-

nen

nen Plünderung nichts gelitten hatten. Im J. 1741 hielt die Stadt eine langwierige Belagerung von den Engelländern unter Admiral Vernon aus; aber diese mußten sich zurück ziehen, nachdem sie schon die meisten Forts und Hafen eingenommen hatten. Ausser der Festigkeit des Orts, war wohl hieran die grosse Sterblichkeit unter den Truppen, und die Uneinigkeit zwischen dem General und Admiral, Schuld.

Dritter Abschnitt.

Von den Gouvernements *Santa Martha*, *Rio de la Hacha*, *Venezuela*, Neuandalusien, und Neugranada; ihrer Lage, Grösse, Clima, Producten, und vornehmsten Städten.

§. 1. Die Gränzen von dem Gouvernement *Santa Martha* sind: in *O.* der Rio de la Hacha; in *S.* Neugranada; in *W.* Carthagena; und in *N.* die Nordsee. Es erstreckt sich ohngefähr 140 Meilen von *O.* nach *W*, und 200 Meilen von *N.* nach *S.*

Das Land ist sehr gebirgigt; und einige dieser Gebirge, besonders das, so man *Santa Martha* nennt, soll höher seyn als der Pic von Teneriffa. Diese Gebirge sind den Einwohnern sehr nützlich, weil die Luft von daher kälter und gesunder wird, als in irgend einer andern Gegend in Amerika, nahe beym Aequator. Doch an der Seeküste ist die Luft ausnehmend schwül: im innern des Landes hingegen sind die Berge mit Schnee bedeckt, und die Kälte ist so heftig, daß, dieweil die

Leute an einem Orte von den Sonnenstrahlen gebraten werden, andere nur 60 Meilen weiter von der strengen Kälte zittern. In den Monaten September und October regnet es sehr viel in den gegen die Küste zu liegenden Gegenden: und in andern Monaten aber regnet es wenig, weil hier die Ost- und Nordwinde wehen, und die Regenwolken zerstreuen. Die Thäler dieses Landes sind ungemein fruchtbar, und bringen Orangen, Limonien, Ananas, Weintrauben, und viele andere Früchte, hervor. Das Land hat viele reiche Goldminen, und die Gebirge enthalten Sapphire, Smaragde, Jaspis, und sehr schön geaderten Marmor. 1½ Seemeilen von der Stadt Santa Martha, sind Salzteiche, aus denen gutes Salz kommt, das in die benachbarten Provinzen versandt wird.

Die Stadt Santa Martha, von der die Provinz den Namen hat, liegt an einem Arm des Rio Grande, nahe bey dem Gebirge Santa Martha, unter 11° 34′ Nördl. Breite. Vormals war sie in einem blühenden Zustande, und volkreich; sie hat aber sehr abgenommen, seitdem die Spanische Flotten nicht mehr hieher kommen. Die Einwohner machen, alles in allem, etwa 3000 Seelen aus. Sie hat die Ehre, die Residenz des Gouverneurs der Provinz, und auch der Siz eines Bischofs zu seyn, der unter dem Erzbischofe zu Neu-Granada steht. Die Häuser sind von Rohr gebauet, und mit Palmetoblättern, einige auch mit *Pantiles*, gedeckt. Diese Stadt hat vieles von feindlichen Flotten ausgestanden: denn 1525 zer-

störte

zerstöhrte sie Drake gänzlich: das nächste Jahr plünderte sie Sir Anton Shirley; 1630 nahmen die Holländer sie ein, und hernach ward sie oft von den Bukaniern geplündert.

An der Ostseite des Rio Grande, ohngefähr 20 Meilen von der Hauptstadt, liegt die Stadt

Baranca del Malambo, ein wichtiger Ort, wegen des starken Handels, den die Einwohner treiben. Die Waaren werden von Neu-Granada hieher in Booten gebracht, und in die Bay, 40 Meilen unterhalb der Stadt, oder gerade nach Santa Martha, auf einem Arm des Rio Grande, geführt.

§. 2. An der südlichen Gränze von Santa Martha liegt die kleine Provinz Rio de la Hacha, in Gestalt einer Halbinsel, zwischen dem Busen Venezuela in *O.* und einer Bay an der Nordsee in *W.* Das Land ist angenehm, ziemlich gesund und ungemein fruchtbar. Es regnet hier nicht so heftig, wie in Santa Martha, doch Wirbelwinde und Donnerwetter entstehen hier häufig. Mitten in der Provinz sind einige Jaspis- und Chalcedon-Gruben, und an der Küste eine einträgliche Perlenfischerey, womit sich die Indier vorzüglich beschäfftigen, und der Aufmersamkeit der Spanier ungeachtet, den größten Nutzen ziehn. Die Einwohner dieses offenen Landes geniessen noch immer die glückliche Freyheit, und machen eine zahlreiche entschlossene, brave Nation aus.

Rio de la Hacha, die Hauptstadt, von der die Provinz den Namen hat, erhielt selbst diesen

Namen von dem Flusse, an dessen Mündung sie liegt, da sie sonst *Nuestra Sennora de los Remedios* hieß, und liegt unter 11° 6′ Nördl. Breite, etwa 120 Meilen von der Stadt Santa Martha, und hat nur etwa 100 Häuser. Sie war vormals reich, aber die Bukanier nahmen sie so oft ein, daß die Spanier 1682 sie verliessen. Doch fanden diese hernach Ursache, wieder zu kommen, und die neue Stadt durch starke Festungswerke zu sichern.

§. 3. Venezuela, die nächste Provinz, wird nach *O.* von Neuandalusien, nach *S.* von Neugranada, nach *W.* von Rio de la Hacha, und nach *N.* von der Nordsee begränzt; und schließt den District Caraccas ein. Sie erstreckt sich, einigen Schriftstellern zufolge, 400 Meilen längs der Küste der Nordsee, und beynahe 300 Meilen ins Innere des Landes. Das Clima ist ziemlich gemässigt, und der Boden so reich und fruchtbar, daß er jährlich zwo Erndten erlaubt, und grossen Heerden Hornvieh und Schaafen Futter giebt. Der berühmte See Maracaibo, der 80 Seemeilen im Umfang hat, vermehrt die Einträchtigkeit sowohl als die Schönheit dieser Provinz; das Wasser aus diesem See und den Flüssen, die daraus entstehn, wird zwar getrunken, aber es ist doch salzigt und ungesund, und die Einwohner haben grossen Mangel an frischem Wasser. Die Einwohner dieser Provinz sollen sich nicht über 100,000 belaufen, die Spanier, Mulatten und Negern mitgerechnet.

Venezuela, oder Cara, die Hauptstadt der Provinz, liegt an der *NO*stlichen Seite der Halbinsel

insel an den Ufern der Nordsee, und ohngefähr unter 10° 40′ Nördl. Breite. Es ist die Residenz des Statthalters, der Siz der Gerichtshöfe, und eines Bischofs, ist aber weder seines Handels, noch seines Reichthums, noch seiner Gebäude wegen, merkwürdig: bloß die Lage der Stadt mitten im Wasser erregt die Aufmerksamkeit, und daher erhielt es den Namen Venezuela, oder klein Venedig.

Die Stadt Maracaibo, ist zwar geringer an Würde, als die vorige, aber netter, angenehmer und reicher. Sie liegt gegen den See gleiches Namens, hat eine grosse Anzahl prächtiger Häuser, die mit Balcons geziert sind, die eine weite Aussicht auf die See hinaus verschaffen. Man rechnet die Einwohner nur auf 4000, wovon 800 sollen die Waffen tragen können. Die Stadt hat einen Statthalter, der von dem Statthalter der Provinz abhängt, und eine grosse Pfarrkirche, 4 Klöster, und ein Hospital. Es handeln beständig kleine Schiffe nach diesem Orte mit den Waaren und Manufacturen, aller der Städte, die an diesen See stossen, vorzüglich mit Cacao, Chocolate, Indig, Zucker, Taback und rohen Häuten Maracaibo ist auch ein berühmter Hafen zum Schiffsbau, wozu er ungemein bequem ist.

Das Land Caraccas erstreckt sich bis zum Cap Blanco; aber die Küste ist felsigt und gebirgigt, doch hat sie auch hin und wieder kleine fruchtbare Thäler, die zu gewissen Jahrszeiten den trocknen *NW.* Winden ausgesezt sind; im Ganzen hat das Land eine reine Luft und ein gesundes Clima. Die

Engelländer und Holländer treiben an dieser Küste einen beträchtlichen Schleichhandel, obgleich die Spanier sehr aufmerksam sind, beständig Wachtschiffe halten, und in allen Thälern hin und wieder Warten (*breakwork*) aufgeworfen haben.

Caraccas, die Hauptstadt in diesem Districte, liegt unter 10° 10′ Nördl. Breite, ziemlich weit von der See. Sie soll groß, reich, bevölkert, und der Zugang zu ihr äusserst schwer seyn, wegen der steilen felsichten Anhöhen, über die der Feind marschiren muß.

Porto Cavallo, eine Stadt und ein Seehafen auf dieser Küste, ward im lezten Kriege vom Admiral Knowles vergebens angegriffen.

§. 4. Neuandalusien soll eine angenehme Provinz seyn: ihre Gränzen aber sind nicht genau bekannt. In *S.* hat sie einen Theil von Guiana und Neugranada, in *W.* auch einen Theil von Neugranada und Venezuela, in *N.* die Nordsee, in *O.* den Fluß Oroonoko. Sie schließt auch die Districte Camana und Paria ein. Sie erstreckt sich, mässig gerechnet, 500 Meilen von *N.* nach *S.* und 270 Meilen von *O.* nach *W.* Im innern Lande sind Waldungen und Berge, die mit schönen Thälern abwechseln, welche Korn und Weide liefern. Die Producte des Landes bestehn vorzüglich in Zucker, Taback, Arzneygewächsen, Gummi, Färbematerialien, Brasilienholz, und einigen andern Hölzern. Hierzu kann man noch Perlen sezen, die die Spanier an der Küste fischen.

Cumana,

Cumana, oder Comana, die Hauptstadt in Neuandalusien, dem es zuweilen seinen Namen giebt, liegt unter 9° 55′ Nördl. Breite, und 65° 30′ Westl. Länge von London, ohngefähr 9 Meilen von der Nordsee. Die Spanier baueten sie 1520. Sie hat eine starke Festung, die sich tapfer wehren kann, welches man auch 1670. wahrnahm, da sie von Seeräubern angegriffen ward, die aber mit grossem Verlust zurückgeschlagen wurden.

§. 5. Neugranada, auch zuweilen Santa Fe und Castella del Oro genannt, hat zu Gränzen: in *N.* Santa Martha, Rio de la Hacha und Venezuela; in *O.* auch Venezuela; in *S.* Peru, und in *W.* Popayan. Das ganze Land soll 336 Meilen lang, und bey nahe eben so breit seyn.

Ob es gleich zwischen 1° —— 9° Nördl. Breite liegt: so ist doch das Clima merklich gemässigt, so daß verschiedene Schriftsteller versichern, seine Tage und Nächte wären sich immer gleich, und das Land hätte keine verschiedenen Jahrszeiten. Dies scheint aber bey einer genauern Untersuchung nicht wahr zu seyn, da hier wirklich zween Sommer und zween Winter sind. Bewachsene Hügel und Thäler wechseln im Lande anmuthig ab. Die Gebirge enthalten Gold, Silber und Smaragde; und die Thäler liefern alle Lebensbedürfnisse, Korn, Vieh, Wurzeln und Früchte; auch Guajack, Gummi, Balsame, verschiedne Arzneygewächse, und andere wichtige Handlungsartikel in Menge.

Die Hauptstadt des Königreiches, wie man es nennt, ist

Santa Fe de Bogata; sie liegt am Ufer des Sees Gatavita, und ist der Siz der Königl. Audienz, und eines Erzbischofes, unter welchem die Bischöfe von Carthagena, Santa Martha und Popayan stehen. Die Stadt ist groß, volkreich, reich, gut gebauet, und hat prächtige Palläste und schöne Häuser. Da man aber keine besondere Beschreibung der Stadt hat, als die bereits vor einem Jahrhundert gemacht worden: so läßt sich wahrscheinlich schließen, daß sie seit der Zeit sehr verändert sey.

Ausser der Hauptstadt sind hier noch Tunia, Marida, Trinidada, und Truxillo.

Vierter Abschnitt.

Vom Gouvernement Popayan.

Lage, Grösse, Eintheilung, Clima, Boden, und Producte des Landes. Besondere Beschreibung der Gewächse Cuca und Mopa-mopa; des fürchterlichen Insects Coya; und der Art, das Gold aus den Bergwerken zu gewinnen. Beschreibung der Stadt Popayan, und des Gouvernements.

§. 1. Das Gouvernement Popayan hat zu Gränzen: in *N.* das Gouvernement Carthagena, in *O* das Königreich Neugranada, in *S.* Peru, und in *W.* vorzeiten die Südsee, jezt aber stößt nur noch ein Theil des Landes an die Südsee, seit-

dem

dem es durch das neue Gouvernement Choco eingeschränkt worden ist. Die Grösse desselben kann man nicht genau angeben; es erstreckt sich etwa 80 Seemeilen von *N.* nach *W.* und etwas weniger von *N.* nach *S.* Dies Gouvernement ist in zwo Gerichtsbarkeiten abgetheilt: der Theil an der *N.* und *O.* Seite gehört nach Santa Fe oder Neugranada; alle Gegenden nach *S.* und *W.* aber werden zur Provinz Quito gerechnet.

Das Clima ist nach der verschiedenen Lage der Gegenden verschieden: einige sind mehr kalt als heiß, und andere umgekehrt. Einige haben das ganze Jahr hindurch einen beständigen Frühling, vorzüglich die Hauptstadt Popayan. Eben dies kann man auch vom Boden sagen, der Korn und Früchte, die seiner Lage angemessen sind, in Menge hervorbringt; auch erzieht der Landmann hier viel Hornvieh und Schaafe. Nur ist das Gebiete Popayan fürchterlichen Donnerwettern, Blizen und Erdbeben, ausgesezt.

Unter den Pflanzen dieses Landes wächst die Cuca, ein Kraut, das die Indier in einigen Provinzen in Peru so sehr schäzen, daß sie eher alle andere Lebensmittel, die kostbarsten Metalle, Edelgesteine, und alles hingeben würden, als daß sie diese Pflanze entbehren sollten. Sie hat einen schwachen Stamm, und schlingt sich, um sich aufrechts zu erhalten, um eine stärkere Pflanze; die Blätter sind 1½ oder 2 Zoll lang, und ausserordentlich glatt. Die Indier kauen sie, und mischen sie

mit einer Art Kreide oder einer weißlichen Erdart, die sie Mambi nennen. Sie nehmen einige Cucablätter in den Mund, und eine gewisse Portion Mambi, kauen beydes zusammen, und werfen anfänglich den Speichel aus, den sie in der Folge niederschlucken, dies Gemische bewegen sie im Munde von einer Seite zur andern, bis es ganz trocken geworden ist, denn werfen sie es weg, und nehmen sogleich neue Blätter wieder. Das Kraut ist so nahrhaft und stärkend, daß sie ganze Tage arbeiten, ohne etwas anders zu geniessen: so bald es ihnen aber fehlt, so spüren sie eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte. Es erhält auch die Zähne gesund, und stärkt den Magen. Die Indier in den südlichen Provinzen von Peru bauen diese Pflanze stark an, und sie macht keinen geringen Handelsartikel aus; eine grosse Menge wird besonders nach den Bergwerksstädten verfahren, damit die Besizer der Bergwerke ihre Indier mit selbigen versehen können, die ohne diese Pflanze nicht zur Arbeit zu bringen wären, oder nicht Kräfte genug dazu hätten. Diese Pflanze ist hier eben das, was das Betel in Ostindien ist, und wird hier auf die nämliche Art genuzt; die östlichen Nationen sind nach ihrem Betel erstaunlich begierig, und die Indier in Peru und Popayan sind es nicht weniger nach ihrer Cuca.

In den südlichen Districten von Popayan sind gewisse Bäume, die ein Harz Mopa-mopa geben, woraus man einen Lack (*varnish*) macht, der

der nicht allein sehr schön ist, sondern auch heiß Wasser, und sogar Säuren verträgt. Man trägt ihn auf folgende Art auf. Das Harz löset man im Munde auf, und befeuchtet damit einen Pinsel; hernach taucht man diesen in die Farben, die man ihm geben will, und wenn er dann trocken ist, hat er allen Glanz eines sinesischen Lacks; aber noch den Vorzug, daß er nie abgenuzt, oder feucht wird, selbst wenn man ihn mit Speichel reibt. Die Indier in diesem Lande machen Kästgen, Tische und andere Sachen, die nach Quito gebracht, und daselbst sehr geschäzt werden.

§. 2. In den Thälern von Neyba und andern, die zu diesem Gouvernement gehören, ist ein Insect, das wegen des Giftes, das es enthält, ungemein merkwürdig ist. Es heißt gewöhnlich *coya* oder *coyba*. Es hat die Gestalt einer Spinne, ist aber viel kleiner, als eine Wanze. Es ist feurig roth, und man findet es wie die Spinnen an den Wänden in den Ecken oder im Grase. Das Gift dieses Insects ist so bösartig, daß wenn man das Insect zerquetscht, und etwas davon auf die Haut eines Menschen oder Thieres fällt: so dringt es unmittelbar ins Fleisch, und erregt grosse Geschwülste, auf die bald der Tod folgt. Das einzige bisher bekannte Mittel gegen dieses Gift, besteht darinn, daß man gleich beym Anfange der Geschwulst der Person oder dem Thiere, den ganzen Körper mit angezündeten Stroh oder dem langen Gras, das hier auf den Ebenen wächst, versengt. In dieser Absicht fassen die In-

dier den Kranken bey den Füssen und Händen an, und machen diese Operation mit vieler Geschicklichkeit; dann halten sie den Patienten ausser Gefahr. So gefährlich aber dies Insect ist; so bemerkt man doch keine üblen Folgen, wenn man es zwischen der flachen Hand zerquetscht, weil die dicke Haut das Gift nicht ins Blut kommen läßt. Daher zerdrücken die Indischen Mauleseltreiber sie, aus Curiosität für die Reisenden, in der flachen Hand; wenn aber Leute mit zärteren Händen den Versuch nachmachen wollten, so möchten wohl die Folgen die nämlichen, als an andern Theilen des Leibes seyn. Die Leute, die durch diese Thäler reisen, wo diese Coya häufig ist, werden von den Indiern, die sie begleiten, gewarnet, daß wenn sie etwas stechendes oder kriechendes am Halse, oder im Gesichte fühlen, sie die Stelle nicht krazen, noch die Hand darauf legen sollen, weil die Coya so zart ist, daß sie gleich bersten würde, dahingegen keine Gefahr zu besorgen ist, wenn das Insect seine Säfte nur nicht auf den Körper bringt. Daher zeigt die Person denen von der Gesellschaft es an, wenn sie etwas empfindet, und weiset ihnen die Stelle: wo denn, wenn eine Coya da ist, die andern sie wegblasen. Die Thiere, die dieser Belehrung unfähig sind, sichert der Instinct wider diese Gefahr: denn ehe sie das Gras mit ihren Lippen berühren, blasen sie sehr stark darauf, um diese schädlichen Thiere zu zerstreuen; und wenn sie durch den Geruch ein nahe liegendes Nest dieser Thiere bemerken, so verlassen sie die Stelle, und laufen nach einer an-

dern.

dern. So sichern sich diese Thiere wider diese giftigen Insecten; ob man gleich zuweilen gesehn hat, daß ein Maulesel, seines Blasens ungeachtet, mit seinem Futter einige Insecten aufgenommen habe, worauf er erstaunend angeschwollen, und auf der Stelle gestorben ist.

§. 3. In allen Theilen des Gerichtsbezirkes von Popayan finden sich eine Menge Goldminen, wovon viele wirklich bearbeitet, und noch täglich neue entdeckt werden. Das Gold findet man hier nicht mit Steinen oder andern fremdartigen Körpern inkorporirt, sondern bloß mit Erde und Sand vermischt; so wie der Sand mit verschiedenen Erdarten gemischt gefunden wird. Man braucht hier also nur die Goldkörner von der Erde zu scheiden, welches man sehr leicht durch Wasserleitungen bewirkt.

Die Art in dem ganzen Districte Popayan, das Gold herauszuziehen, ist diese. Man gräbt die Erde aus dem Bergwerke aus, legt sie in ein besonders dazu zubereitetes Behältniß, und wenn dieses voll ist, leitet man Wasser durch Wasserleitungen dahinein. Dies Gemische rührt man um, und es wird bald in Schlamm verwandelt, wovon die leichteren Theile durch einen andern Kanal abgeleitet werden, der gleichfalls eine Wasserleitung vorstellt; und so fährt man fort, bis die schwereren Theile, als kleine Steine, Sand und Gold, auf dem Boden zurück bleiben. Dann gehn sie mit hölzernen zu dieser Absicht verfertig-

ten Wassereimern in den Behälter, fassen mit selbigen den Bodensaz auf, schütteln ihn gleichförmig herum, und nehmen wieder andres Wasser. So trennen sich endlich die leichtern Theile, und auf dem Boden des Eimers bleibt zulezt das reine Gold frey von aller Mischung zurück. Man findet es gewöhnlich in Körnern, die so klein wie Sandkörner sind: manchmal aber sind auch sogenannte Saamen von verschiedener Grösse darunter, größtentheils aber sind sie klein. Das Wasser aus dem ersten Behältnisse wird in ein anderes, neben diesem, aufgefangen, und eben so behandelt, um die kleinen Goldtheilchen zu behalten, die wegen ihrer Feinheit, durch das wegströmende Wasser in der Mischung mit Erde und andern Dingen, vielleicht weggeschwemmt seyn könnten. Endlich leitet man das Wasser in ein drittes Behältniß; was man aber hier gewinnt, ist gemeiniglich unbeträchtlich. Man gebraucht zu dieser Arbeit Negersclaven; wovon einige sich mit dem Waschen beschäfftigen, und andere indeß Erde zuführen, so daß erstere beständig in Arbeit sind. Dieses Gold hält gemeiniglich 22 Carat, zuweilen mehr, bis zu 23, selten unter 21.

Die Stadt Popayan, eine der ältesten in diesen Gegenden, liegt auf einer geräumigen Ebene, und hat an der Nordseite eine unbegränzte Aussicht ins Land. Sie liegt unter 2° 28′ Nördl. Breite, an der Ostseite eines Berges von mittlerer Höhe, den man M, wegen der Aehnlich-

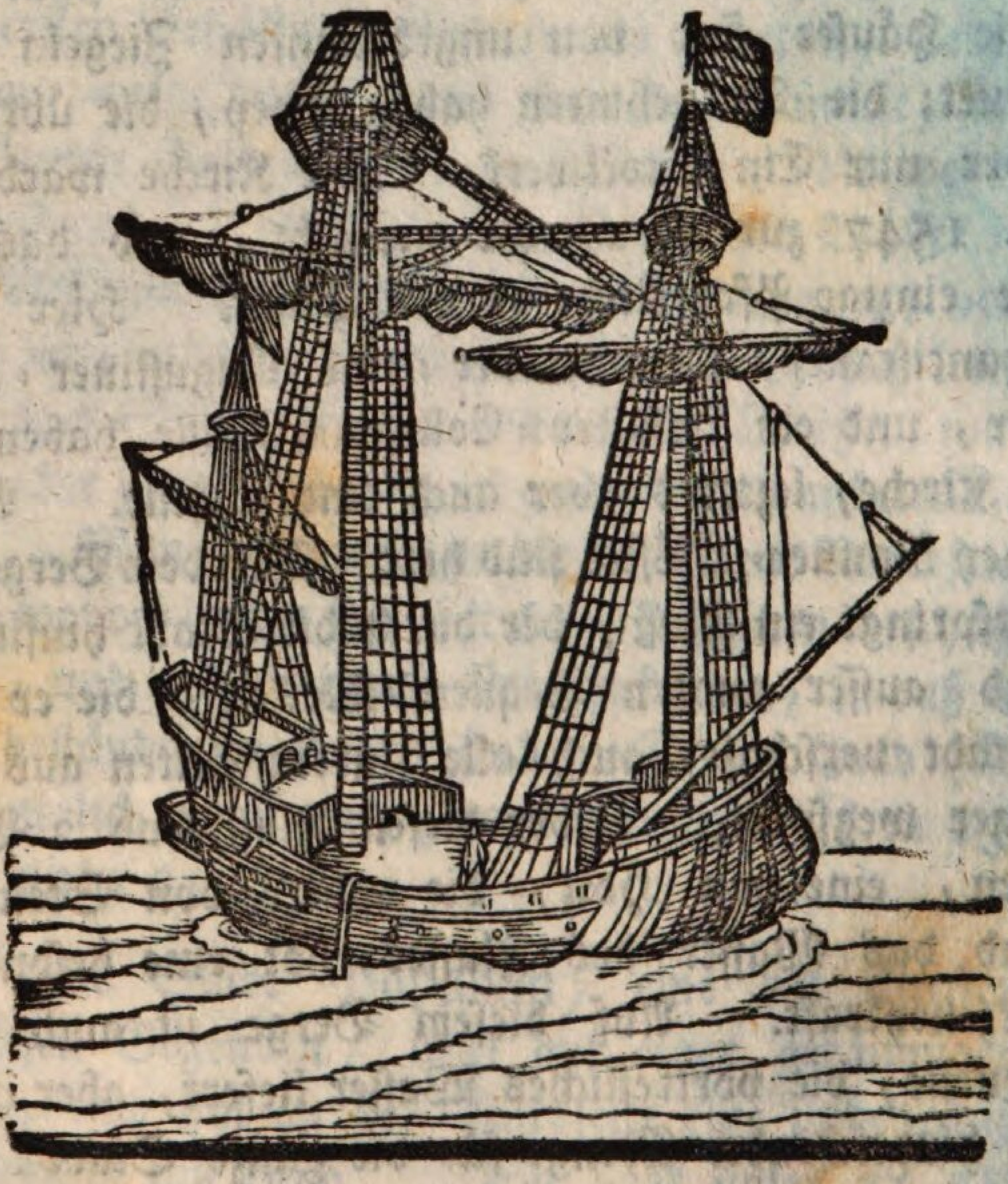
keit mit diesem Buchstaben nennt, und der mit mancherley Arten von Bäumen bedeckt, einen vortreflichen Anblick giebt. Die Stadt ist von mittlerer Grösse, und hat breite, grade Strassen, die zwar nicht allenthalben gepflastert, sonst aber sehr bequem sind. Der Fußsteig an den Häusern ist an allen Orten gepflastert, und die Mitte der Strassen besteht aus hartem kleinen Gries: daher sind sie bey regnichtem Wetter doch nicht kothigt, und bey trocknem nicht staubicht. Die Häuser sind von ungebrannten Ziegeln gebauet; die Vornehmern haben zwey, die übrigen aber nur Ein Stockwerk. Die Kirche ward im J. 1547 zur Domkirche gemacht, und das ist die einzige Pfarrkirche in der Stadt. Hier sind Franciscaner- Dominicaner- und Augustiner-Klöster, und ein Jesuiter-Collegium; alle haben ihre Kirche, lezteres aber auch eine Schule. Auch zwey Nonnen-Klöster sind hier. Von dem Berge M entspringt ein Fluß, der durch die Stadt hinfließt, und ausser andern Bequemlichkeiten, die er der Stadt verschaft, auch alle Unreinigkeiten aus selbiger wegspült. Ueber diesen Fluß sind 2 Brücken, eine von Holz, die andere von Steinen; und das Wasser des Flusses hat eine besondere Arzeneykraft. Auf diesem Berge ist auch eine Quelle, die vortrefliches Wasser liefert, aber nicht in hinreichender Menge für die ganze Stadt: es wird also nur in den Nonnenklöstern, und in den vornehmen Häusern gebraucht.

Etwas

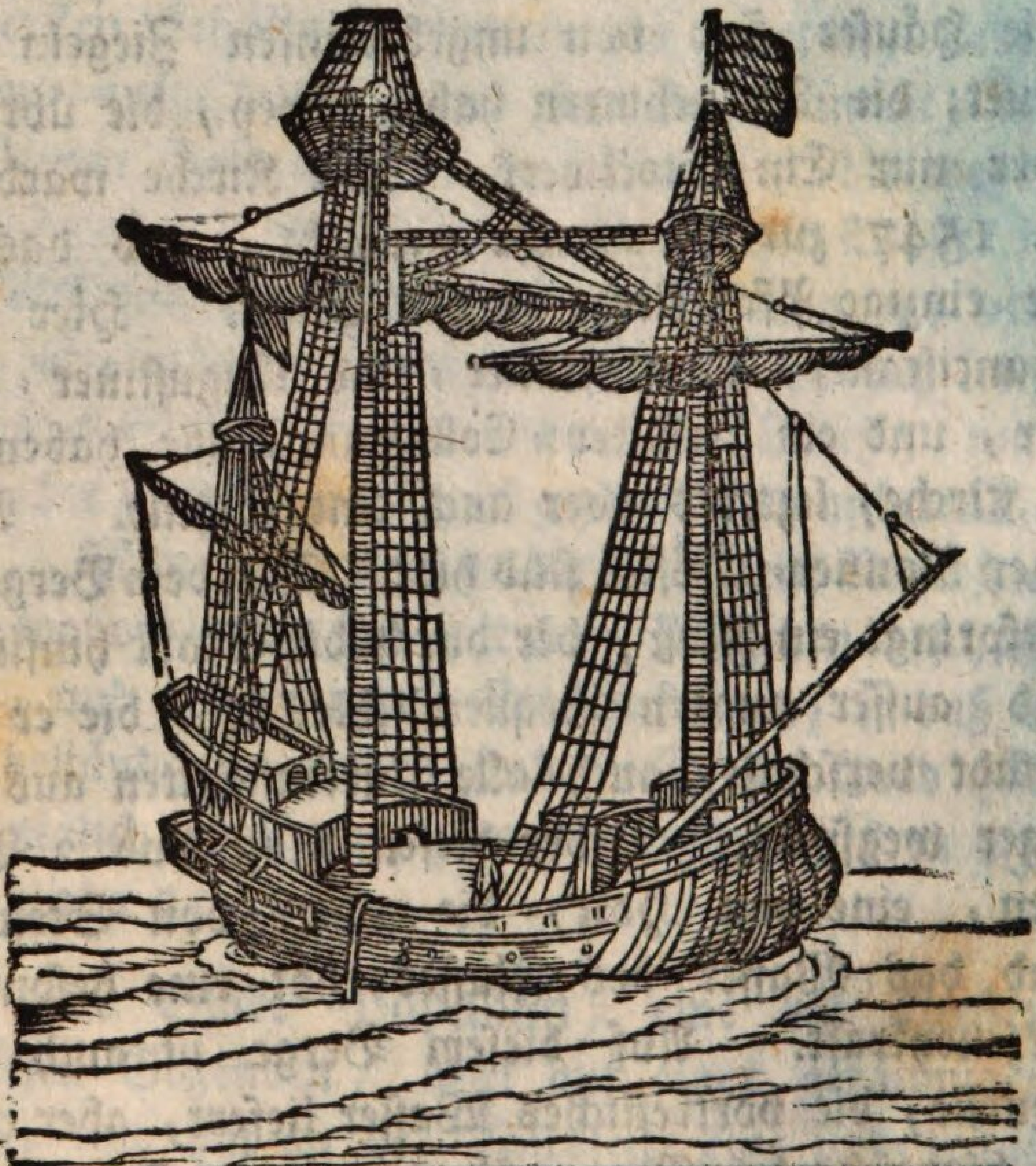
Etwas über eine Seemeile nordwärts von Popayan fließt der Fluß Cauca, der sehr breit und tief und reissend ist, und im Jun.

Jul. und August gefährlich

anschwillt.



Etwas über eine Seemeile nordwärts von Popayan fließt der Fluß Cauca, der sehr breit und tief und reissend ist, und im Jun. Jul. und August gefährlich anschwillt.



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fenning, Daniel / Collyer, Joseph / Schlözer, August Ludwig von, 1735-1809

Neue Erdbeschreibung von Amerika

Bd.: 3

Bern (1777)

Res/Am.a. 2272-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10912678-8
VD18 15469832-001